

Stinde
Emma

EMMA

des

geheimnisvolle Hausmädchen

Parodistischer

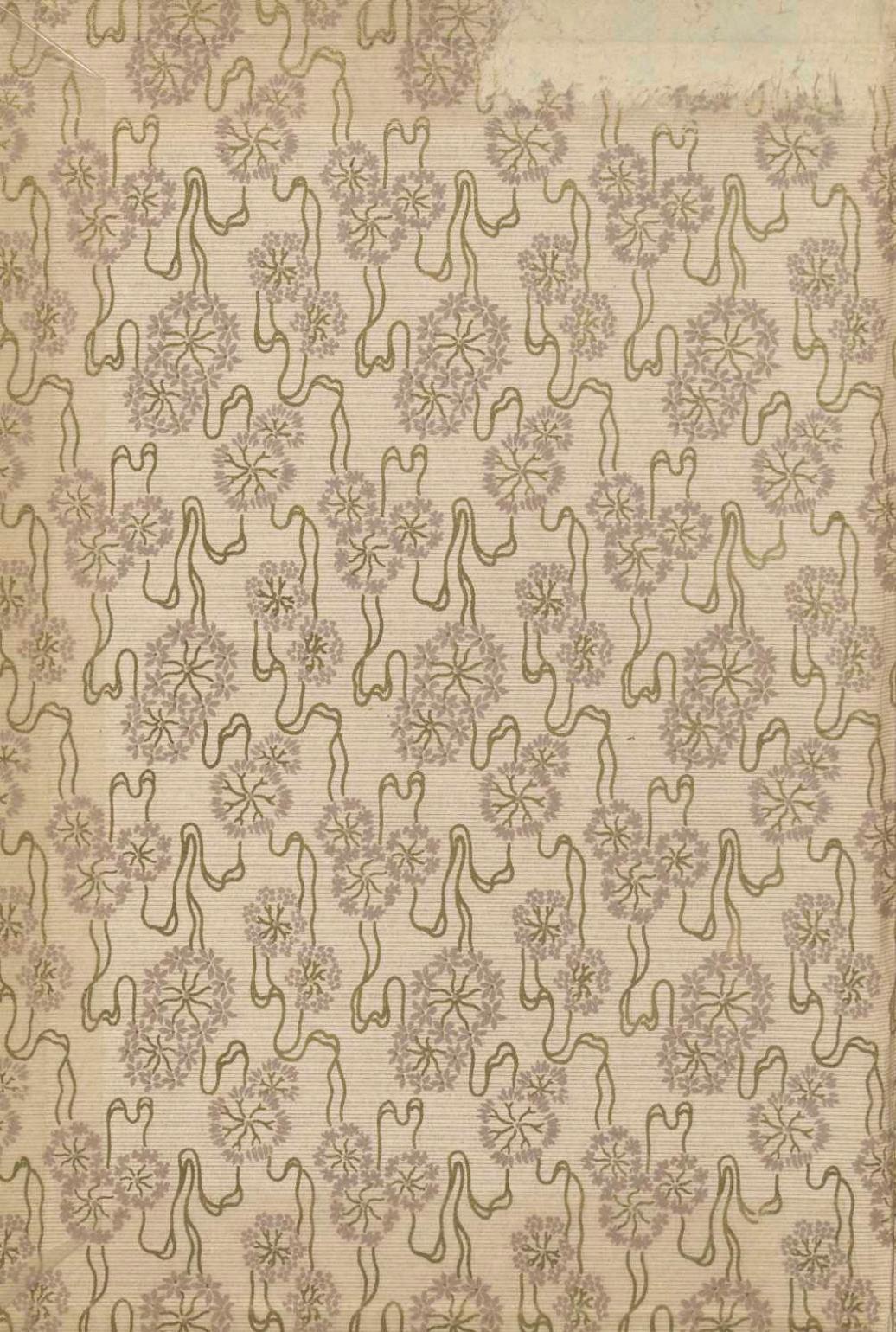
Colportage-Roman

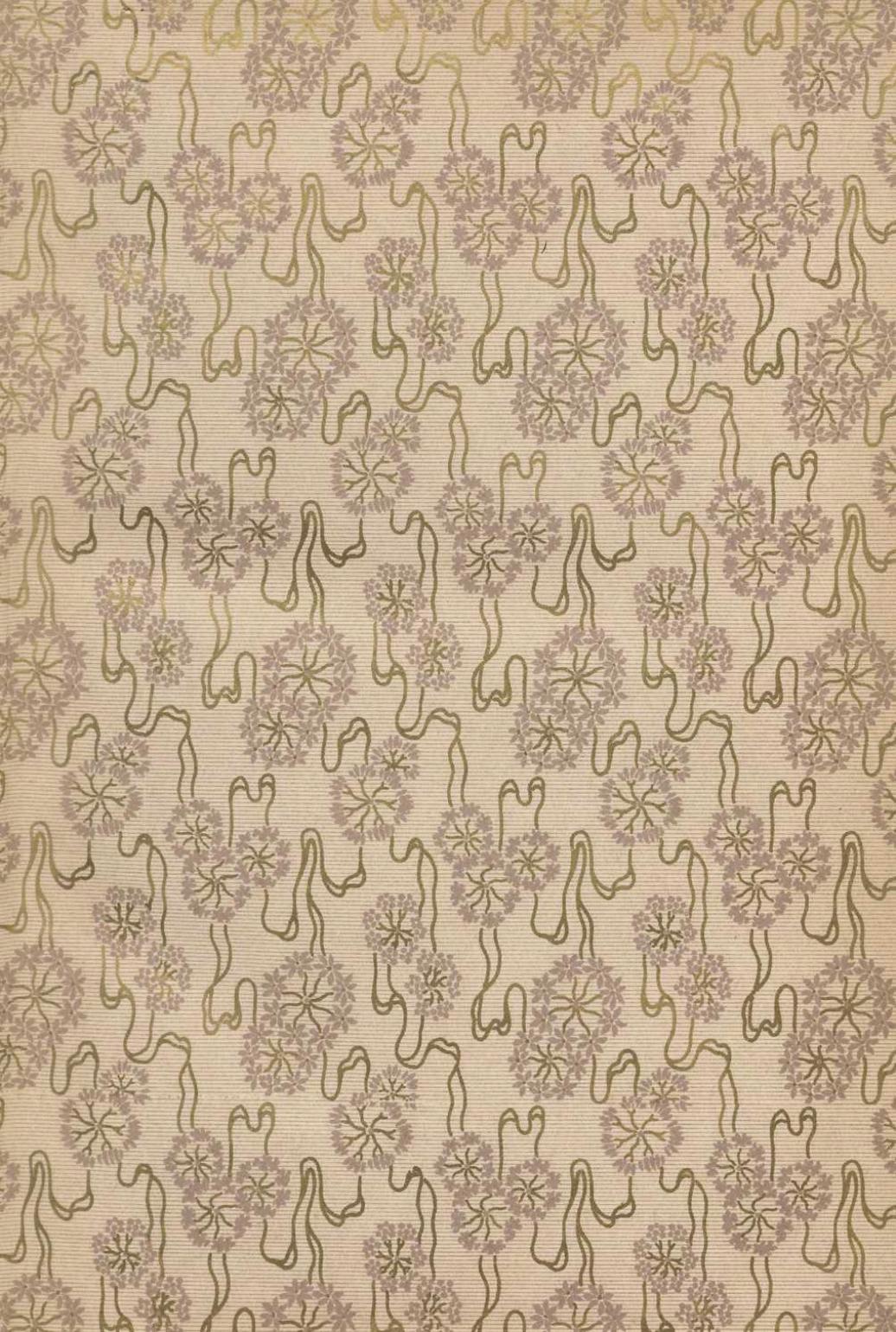
von

Julius Stinde

B
328
Stin
14

Nicht
entleihbar





69/4235

Emma

das geheimnisvolle
Hausmädchen

oder

Der Sieg der Tugend.

Parodistischer Kolportageroman

von

Julius Sfinde.

Mit schreckhaften Illustrationen
daher
Nicht für Nervenschwache

HANS MÜTZEL

BERLIN 1904 VERLAG von CARL FREUND

Emma

das geheimnißvolle Hausmädchen.



Emma

Das geheimnißvolle Hausmädchen

oder

Der Sieg der Tugend über die Schönheit.

Parodistischer Kolportage-Roman

von

Julius Stinde.

Berlin, 1904.

Verlag von Carl Freund.

Einband

Das Geheimnis der Bauernschaft

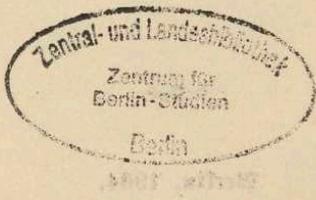
Der Sieg der Bewegung über die Schwerkraft

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Patentamt für die Reichsstadt

Julius Stinbe
B 328 Stin 14

Nicht verliehbar



Allen

Schwer-, Miß- und Kleinmüthigen

zur Aufheiterung

gewidmet.

MOTTO:

Ridiculum acri

Fortius et melius magnas plerumque secat res!

(Horaz.)

Schwierige Fälle entscheidet

Besser als Schärfe oft Scherz.



Vorrede

für

Verständige und sehr Verständige.

Der Kolportage- oder Hintertreppen-Roman wendet sich an die Unverständigen, seine Parodie, wie sie in „Emma“ vorliegt, wendet sich an die Verständigen.

Diese wissen, daß das Wesen der Parodie darin besteht, einer erhabenen Dichtung, bei möglichster Wahrung der Form und des Tones, einen niedrigen Gegenstand unterzuschieben; sie wissen ferner, daß Kolportage-Romane unfreiwillige Parodien sind, die jedoch von ihren Erzeugern sowohl, wie von ihren Lesern sehr ernst genommen werden. Mit Spannung wird jede neue Lieferung erwartet, mit Andacht gelesen und mit hingebender Einfalt findet das Unglaubwürdigste unerschütterlichen Glauben.

Sehr Verständige werden beweisen, daß die Parodie einer Parodie ein Widerspruch in sich selber und daher unmöglich sei; Verständige aber sehen ein, daß, wenn umgekehrt ein erhabener Gegenstand in niederer Form zum Ausdruck gelangt, ebenfalls die Komik des Mißverhältnisses in Wirksamkeit tritt. Aus der Parodie entsteht dann durch sachgemäße Uebertreibung des Charakteristischen die litterarische Karikatur.

Die Karikatur läßt ihren Witz an lächerlichen Erscheinungen aus, die Satire macht Thorheiten, Verkehrtheiten und Irrungen lächerlich, die Ironie, die Mutter des lobenden Tadelns und des tadelnden Lobes, sagt spottend das Gegentheil

von dem, was sie eigentlich meint. Alle drei zusammen, die so schwer Trennbaren, bilden die Saturalanx der Römer, die bunte Schüssel, von deren Mannigfaltigkeit der Begriff der Satire abgeleitet wurde.

Berständige können mit „Emma“ als Parodie, Karikatur, Satire u. s. w. auffassen, je nach dem Kapitel, das sie gerade lesen, oder wie sie mögen; am besten thun sie, sich an lustigen Stellen zu ergötzen, Alles zu glauben, was der Abonent eines echten Kolportage-Romans glauben würde und wo Sinn verborgen scheint, ihn herauszuholen. Das macht mehr Vergnügen, als sich über die Einreihung in die litterarische Rangliste den Kopf zu zermartern.

Auf die Frage, ob Emma lebt oder gelebt hat, wird, selbst bei verstärktem Zeugnißzwang, jede Auskunft verweigert.

Mitzuthellen ist jedoch, daß die ersten Lieferungen von „Emma“ anläßlich der glänzenden, als Demonstration gegen die Einführung des sogenannten Gesindeparagraphen in die Theater-gesetze von den Bühnengehörigen Berlins arrangirten Gesindebälle erschienen. Man erkennt, wie der damals vorgeschobene Verfasser, Herr Jeremias Steinkopf, besser in der Theaterwelt und Leihbibliotheken Bescheid weiß, als in der Welt, und mit seinem Halbwissen und der Biederkeit eines Engbegrenzten selber für wahr und wirklich hält, was seine unkritische Erinnerung und mißleitete Phantasie ihm diktirten.

Sehr Verständige merken das Maskenspiel sofort und streichen die Seiten an, wo der Autor aus der Rolle fällt. Ich bitte sie jedoch eindringlich, ihm solches zu entschuldigen, denn es zeichnet nicht mehr der J. Steinkopf, sondern

ihr ganz ergebenster

Julius Stinde.

Die Gräfin aus der Rue vieux Jacques.

Die vier andalusischen Knapphengste in blitzendem Silbergeschirr und Sieten aus echt japanischem Lackleder flogen wie weiße Möven durch die Straßen Berlins, jenes großen modernen Babels, wo die Tugend neben dem Laster wohnt und die Konzerthalle neben dem Kriminalgebäude klingt, wo die Lokomotive der Stadtbahn in die Sonntagsruhe pfeift und das Auge des Gesetzes wacht.

Diese Kofse von edelstem Buchse und herrlichster kastanienbrauner Farbe zogen eine Kutsche, deren Inneres mit echtem Goldplüsch ausgepolstert war, auf dem ein Frauengeschöpf von überirdischer Schönheit sich wiegte. Der feingeschwungene Mund, diese lächelnden Brauen, die feine Rundung der Wangen, das zarte Rosa des Halses vereinigten sich mit dem Wohlklang des sprechenden Auges zu einer bezaubernden Mosaik menschlicher Reize. Und doch . . .

Und doch war die Besitzerin solcher Schätze, die einen Sultan mit sechs bis sieben Roßschweifen zu ihrem Sklaven gemacht hätten, wäre einer dagewesen, nicht glücklich. In ihrem Auge perlte eine Thräne, tausendmal schöner als die nußgroßen Perlen, die ihren mondscheinweißen Nacken umschlangen, strahlender als die edelsten Niesenbrillanten, die in Gestalt eines Diadems das üppige aschblonde Haar krönten, das, nach der neuesten Mode gemacht, noch geschmackvoller war als das Reichstagsgebäude.

Warum diese Thräne? Warum?

Das Gefährt hielt. Dampfend gehorchten die feurigen Trakehner dem festen Zügelgriffe des Kutschers. Sie spürten keine Gewalt und standen. Aber sie sahen nicht den türkischen Blick ihres Bändigers, den er auf die aussteigende Schönheit warf. Sie vernahmen nicht, wie er leise höhnisch murmelte: „Nun ist sie auf ewig verloren.“

Nein, sie sahen und hörten diese Schändlichkeit nicht. Sonst wären die edlen Geschöpfe, übermannt von gerechtem Zorne, durchgegangen, über die Straße weg in den Delikatessensladen hinein, Alles zermalmend: das Schaufenster, die Artischocken, die Mandarinen, die Kieler Sprotten, die Konserven, sich, den Wagen, die Kommiss, den Besitzer, zumal jedoch den heimtückischen Kutscher!

So aber standen sie lammfromm, das Bild eines gut bevormundeten Staates.

Die schöne Dame schritt in das Haus hinein. Ihre seidene Schleppe rauschte — das Meter unbezahlt 32 Mark 50 Pfennige — ihr Busen hob sich wie in Angst.

Sie machte Halt, als wollte sie umkehren.

War kein guter Genius vorhanden, der ihr zurief: „Kehre um, Du bist auf falscher Bahn“?

Nein. Kein Genius thut heute etwas ohne Honorar.

Sie hatte kein Geld. Woher auch sollte sie welches haben?

Freilich war sie die Zweite in der ersten Reihe des Operettenchors mit einer glänzenden Gage von vierzig Mark monatlich, aber nur, indem sie außerordentlich rechnete, konnte sie hiermit auskommen. Für gute Genüsse hatte sie nichts übrig, und wenn sie noch so sehr darbt.

Aber sie kam aus.

Auf dem Sterbebette hatte ihre Mutter gesagt: „Emma, die **Zugend** ist der größte Schatz. Wahre ihn wohl.“ — Dies versprach sie. Und sie hielt Wort. Denn sie hatte einen felsenebenen Charakter.

Der Leser wird wohl schon ahnen, daß die schöne reiche Dame keine andere ist als **Emma**.

Woher aber das seidene Kleid, die Edelsteine, die Equipage, die vier Grauschimmel?

Die **Zugend** hatte sie so weit gebracht.*)

Der Graf **Szmoltopski** sah sie in ihrer entzückenden Reinheit, erste Reihe, die Zweite im Operettenchor. Der Graf war ein Operettenkenner, er war zwanzig Mal im „Obersteiger“

*) Nach dem Berichte eines Augenzeugen.

gewesen und immer noch ziemlich geistig so, wie er stets zu sein pflegte.

Er bot ihr sämtliche Einkünfte seiner unter dem schönsten Sequester stehenden Güter, allein sie lehnte ab.

„Ich will nicht Deinen Reichtum,“ sprach sie, „ich will Dein Herz.“ Er sank ihr zu Füßen. Thränend rief er aus: „Nimm mich hin.“

Sie nahm ihn.

Er gab ihr seinen Namen in aller Stille und Niemand ahnte, als sie am nächsten Abend wieder auftrat, daß die einfache Emma Siebenknieß aus der Ackerstraße eine wirkliche, echt angetraute Gräfin Szmoltopzka sei.

Sie aber war glücklich und erduldet alle Verleumdung.

Sie nahm sie ein Geschenk vom Grafen, nicht das geringste. Sie blieb sich treu, indem sie nur seine Liebe begehrte und erwiderte.

Alles, was sie sonst gebrauchte, die Brillanten, die Equipage, die vier Isabellen, das bestritt sie von ihrer Gage. Denn sie war ökonomisch; sie konnte rechnen. Ja, sie nahm den Grafen Szmoltopzki hauptsächlich, weil auch ihr Name mit einem S. anfang und deshalb die Kosten erspart wurden, die das Umzeichnen der Wäsche und ihrer vierzehn Duzend seidener Strümpfe verursacht hätte.

Dies hatte sie von ihrer braven Mutter erlernt, deren Segen sich wunderbar an ihr bewährte. Der Eltern Segen baut den Kindern nicht immer Häuser, er verhilft ihnen aber oft zu schönen Miethswohnungen. Der Graf und die Gräfin Szmoltopzki wohnten glanzvoll in der Alten Jakobstraße, erstes Quergebäude, erste Etage.

Natürlich bezahlte **Emma** die Miethe und zwar pünktlich. *)

Sie nahm prinzipienhaft vom Grafen nichts als seine Liebe.

Und doch sollte dieser Friede heimtückisch gestört werden.

Gerade in der Zeit, als die Leute vom Theater unter die Gefindeordnung gestellt wurden, erschien über Emma's künstlerische Leistung eine vernichtende Kritik, worin stand: bei

*) Aus den Polizeiakten.

dem Auftreten des Chors der Blumenmädchen wäre ihr Röckchen mindestens zwei Centimeter länger gewesen als die ihrer Kolleginnen, wodurch das ästhetische Gefühl der Parkettgasse auf das Empfindlichste verletzt worden sei.

Am nächsten Morgen sagte der Herr Direktor: „Siebenkletschen, Sie sind hiermit gekündigt. Nehmen Sie ihr Dienstbuch und meiden Sie mein Kunstinstitut.“

Die Gräfin lächelte. Sie glaubte an einen Scherz. Als sie aber das Dienstbuch aufschlug und las: „Entlassen wegen Ueberschreitung des theatralischen Anstandes“, stürzte sie besinnungslos dermaßen nieder, daß die Brillanten aus ihrem echten Schildpattkammern flogen.

Als sie wieder zu sich kam, murmelte sie nur das eine Wort: „Brotlos!“

Am nächsten Morgen ließ sie die Schecken anspringen und fuhr nach dem Miethskontor. Sie wollte, sie **mußte** einen Dienst haben. Durfte sie Szmoltopski ruiniren?

Nein. — Wahre Liebe ruinirt nicht.

Würde es ihr gelingen, einen Dienst zu erlangen?

Sie zitterte, als sie die Treppe hinaufstieg.

Sie betete zu dem Andenken ihres verstorbenen Mütterleins.

Dann trat sie ein.

Die Inhaberin des Miethskontors empfing sie mit ausgesuchter Grobheit.

Die Gräfin wollte empört erwidern, aber sie besann sich, daß sie unter dem Gesindegesetz stand und bezwang ihren nur zu gerechtfertigten Unmuth.

Sie war ja so edel.

Eine Bürgerfrau trat auf sie zu, um sie zu miethen. Ihr Herz klopfte erfreut. „Mein Gebet ist erhört,“ dachte sie.

„Wir wohnen drei Treppen,“ sagte die Frau, „wird Ihre Schleppe Sie nicht schentiren?“

„O nein,“ erwiderte die Gräfin, „ich lasse einen List bauen.“

„Und wie ist es mit dem Stiefelspußen?“

„Ich trage nur Patentleder.“

„Und das Kleiderbürsten? Besorgen Sie das ordentlich? Dem Herrn seine Hofen sind bei schlechtem Wetter ziemlich klaterig.“

Die Gräfin entfaltete ihren Fächer, so daß die Ponceau-Atlasseite ihr zugewandt war und einen rosigen Schein auf ihr alabasterweißes Antlitz warf. Aber diesmal verfehlte der Erröthungsfächer seine Wirkung.

Die Frau war farbenblind!

„Schön, daß Sie sich nicht zieren,“ sagte sie, „hier ist der Miethsthaler.“

Die Gräfin streckte zitternd die Hand aus, das Geld zu empfangen, das sie in so unwürdigen Dienst brachte, und flüsterte: „Für Dich, Szmoltopski, für Dich!“

Sie, die sich niemals auf der Bühne küssen ließ als höchstens von einem Schauspieler in Väterrollen, that Alles für „ihn“. In demselben Augenblicke aber geschah etwas Schreckliches. Der Fußboden öffnete sich.

Die Gräfin versank mit einem Angstschrei in einen Abgrund.

Dann schloß die Klappe sich wieder. Kein menschliches Auge vermochte die Fugen zu entdecken. — —

Der Kutscher stieß ein teuflisches Gelächter aus, als er den Schrei vernahm. Triumphirend schlug er auf die vier Füchse ein und jagte nach Hause.

„Wo ist die Gräfin?“ fragte der Graf Szmoltopski, als der Wagen schaumbedeckt in der Alten Jakobstraße hielt.

Statt aller Antwort zog der Kutscher seinen linken Stiefel aus und schlug dem Grafen den ganzen Unterkiefer weg.

„**Haltet den Dieb!**“ schrie der Graf mit letzter Anstrengung.

Der Kutscher aber war verschwunden.

Zwei Schutzleute kamen und brachten den Grafen wegen Verleumdung auf die Wache. Denn **gestohlen** hatte der Kutscher nicht.

„Wie können Sie hier ohne Unterkiefer antreten?“ fragte der Wachtmeister streng.

Szmoltopski schüttelte das Haupt. Er konnte ja nicht sprechen.

Nud nie wieder küssen. — **Nie**, wenn es nicht gelang, den Unterkiefer wieder anzuheilen.

Wo aber war der Kiefer?

Zweites Kapitel.

Der Necensent und das Gespenst.

Es war zwanzig Minuten vor Mitternacht.

Der Doktor Viktor Habicht saß auf seinem Zimmer an dem Schreibtische, **bis an die Kniee in Blut watend.**

Dreie hatte er bereits abgeschlachtet und, da dieses ihm erhöhtes Vergnügen bereitete, mit einem stumpfen Messer.

Er suchte bei jedem seiner Opfer nach einem Rückgrat und wenn er es nicht fand, **zerfleischte er es vollständig.**

Die Feßen flogen nur so.

An der Decke saß Blut, an den Wänden zuckendes Mark, auf dem Lehnstuhl ein krampfhaft athmendes Herz. In der Ecke neben dem Ofen thürmten sich die Leichen. Ihm war es Wollust, seine Blicke daran zu weiden. An dem Kronleuchter des Zimmers hing als Fliegenquast eine Kindermumie, von ihm eigenhändig erdroffelt.

Alle fürchteten ihn.

Man nannte ihn nur **Viktor den Bürger!**

Ohne ihn wäre die Gräfin Szmoltopska née Siebenkletsch nicht von dem graufigen Schicksal ereilt worden, dessen Zeuge der Leser im ersten Kapitel gewesen ist. **Er** war es, der die vernichtenden Zeilen geschrieben hatte — mit blut- eingetauchter Feder — die das unglückliche, schöne, edle Geschöpf zwangen, sich einen anderen Dienst zu suchen und das dabei in die heimtückisch gestellte Falle gerieth.

Er war wieder beim Schlachten.

Wohl hatte ihm die berühmte Kartenlegerin Friederike Boomhammel in der Koblanckstraße prophezeit, daß einst **ein Gespenst** seine Schand- und Greuelthaten rächen werde, allein er lachte spöttisch.

Er glaubte nicht an Gespenster.

Die Uhr schlug dumpf und klagend Zwölf.

„**Ha! Ha!**“ lachte er gellend. „Jetzt ist es Mitternacht. Wo seid Ihr, Gespenster? Ihr seid Märchen beschäftigungs-

loser Ammen. Kommt heraus, wenn Ihr Muth habt. Ihr Feiglinge fürchtet mein kritisches Messer. Ha — ha — ha!"

Leise und schauerlich antwortete das Echo: Ha — ha!

Jedes zartempfindende Gemüth hätte dieser Warnung Gehör gegeben, jedoch Habicht, der grausame, nicht. Er ergriff die Papierscheere, schlugte sein Opfer auf und wühlte mit tastenden Händen nach dem Rückgrat.

„Wieder keins!" schrie er und fletschte die Zähne. „Dir will ich es besorgen!!"

„Hu — hu!" hallte es unheimlich.

Doktor Habicht wandte sich um. Seine Augen traten aus den Höhlen, seine Kniee schlotterten, wie gebannt hastete er auf seinem Schreibstisch.

Die Thür des Kleiderspindes öffnete sich geräuschlos und heraus kam langsam ein Gespenst in weißen flatternden Laken mit einem Drillbohrer in der linken Geisterhand.

Kalter Angstschweiß rieselte aus Doktor Habicht's Poren. Ihm ward klar, daß die Geisterstunde jetzt erst angebrochen war. Die Gespenster richten sich nicht nach der mitteleuropäischen Zeit.

Sie folgen den Stunden der Weltenuhr.

Das Gespenst schritt langsam näher.

Es streckte die rechte Hand aus und bewegte sie in magnetischen Strichen auf und nieder.

Doktor Habicht rührte sich nicht. **Das Gespenst hatte ihn hypnotisirt.**

Rasch nahm das Gespenst nun den Drillbohrer und setzte ihn in des Doktors Ohr und bohrte so lange, bis das Gehirn auslief. Zuletzt kam grünlichgelbe Galle.

Da hielt das Gespenst inne.

Dann stopfte es ihm ein leeres Portemonnaie in den hohlen Schädel und verschloß die Oeffnung, die unter dem Einfluß des Lebensmagnetismus sofort wieder ganz wurde.

Hierauf murmelte es ihm zu: „Von nun an hast Du nur ein einziges Bestreben, nämlich Theaterdirektor zu werden. So sollst Du **Alles** erdulden, was Du **jemals Anderen** zugefügt hast, Dich winden, ohne Dich wehren zu können. Durst nach Geld soll Dich erfüllen und wenn Du glaubst, ein

Geschäft zu machen, sollen die es Dir **abmorden**, denen Du mit **bösem Beispiel** vorangegangen bist. Denke an Deine **Blutthaten**, Du **Mörder**. Denke an Emma!“

Das Gespenst hauchte den Doktor dreimal an und verschwand mit bläulichem Lichte.

Der Leser wird längst errathen haben, daß das Gespenst kein Anderer war, als Gottfried Nordhäuser, der Jugendspiele der eben so bildschönen wie engelsreinen Emma Siebenklitsch, der jetzigen Gräfin Szmoltopska.

Er liebte sie mit dem ganzen Edelmuth eines deutschen Jünglings vom Koppenplaz, wo seine Eltern eine sittenweine Destille hatten. Wohl blutete sein Herz, als Emma dem Grafen folgte, **aber seine Liebe erlosch nicht**. Treu bewachte er alle ihre Wege, wie ein ungesehener Schutzgeist.*)

Er war es, der die **schmählich Hingegangene** so furchtbar an dem Doktor Habicht rächte, denn unseren Lesern zuzumuthen, an Gespenster und andere Unwahrscheinlichkeiten zu glauben, das wagen wir nicht.

Wir leben in dem leuchtenden Zeitalter der **Aufklärung** und der **Wissenschaft**.

Drittes Kapitel.

Im Abgrund.

Es ist Zeit, daß wir uns nach der Gräfin umsehen.

Als der Boden unter ihren Füßen wankte, verlor sie jeden Halt.

Sie griff mit beiden Händen nach einem Geländer.

Sie griff in die Luft.

Sie rief nach Hülfe.

Keine Antwort.. — Stockdunkle Nacht umgab sie.

Sie sank immer tiefer und tiefer.

*) Nach einer Momentphotographie.

Viertes Kapitel.

Eine wunderbare Kur.

Gottfried Nordhäuser, der brave Jüngling vom Koppen-
plage, war Portier bei der **Baronin von Altwil**, die in einer
Villa am Blözensee wohnte.

Hier in der Einsamkeit sollte ihr Sohn genesen, der vom
Vater her unheilbaren Blödsinn geerbt hatte.

„O,“ stöhnte die Baronin, „wäre die Vererbungstheorie doch
niemals Mode geworden, wie gesund und fröhlich könnte
mein lieber **Oswald** dann sein.“

Oswald war ein Maler, theils aus Muße, theils aus
Talentlosigkeit. Sein großes Gemälde „Rühe auf der Weide“
war von der Jury einstimmig als die beste Leistung für gemalte
Schafe mit der großen goldenen Medaille belohnt worden.

Das war ein Zeichen möglicher Besserung, wenn auch nur
ein schwaches.

Denn wenn die Jury sich geirrt hätte, war die Sache
noch dieselbe.

„Gottfried, wie denkst Du darüber?“ fragte die Baronin
in ihrem entsetzlichen Schmerze.

„Es kam so fein,“ antwortete Gottfried, „oder auch so.“

Der brave Junge vermochte der Mutter die Wahrheit nicht
so klar einzuschenken, wie ehemals sein Vater, der rechtliche,
den reinen unverfälschten Korn.

Die biedereren Eltern fälschten nie. Lieber verdienten sie
weniger. Das war noch die gute alte Zeit!

Gottfried konnte nicht sagen, was er empfand. Er hielt
die von Oswald gemalten Rühe nicht wie die Jury für Schafe,
sondern für Meeresschweine. Es konnten aber auch Schellfische sein.

Mit Oswald wurde es täglich trauriger. Alles wollte er
haben, was ihm verboten war. Er that immer nur das Berrückteste.
Er verlangte stets, daß etwas Wunderbares kommen sollte.

Die Mutter briet ihm einen Storch. Das war ihm noch
nicht wunderbar genug.

Er verlangte die Gräfin Szmoltopska; seine Mutter sollte sie als Hausmädchen miethen.

„Neunhundert Millionen für die Szmoltopska!“ rief die Baronin, denn sie war unermesslich reich. Sie besaß zwei Zuckerbergwerke auf der Insel Kuba und eine Petroleumfabrik am Hardanger-Fiord. Außerdem hatte sie ihr Vermögen in Bonds der Northern-Pacificbahn angelegt.

Erschüttert wandte Gottfried Nordhäuser sich ab.

Das Glück der Geliebten hätte gemacht werden können — neunhundert Millionen waren ein anständiges Taschengeld — und vielleicht auch das Glück Oswalds.

Niemand aber kannte den Aufenthalt der Gräfin. Selbst die Polizei stand vor einem Räthsel.*)

Oswald nahm sichlich ab. Mit irrsinnigem Lächeln bat er: „Mutter, gib mir die Sonne.“

Die Baronin wollte vor Kummer vergehen. „Gottfried,“ jammerte sie, „was soll ich beginnen? Was fange ich an? Oswald will die Sonne haben.“

„Geben Sie sie ihm doch,“ sagte Gottfried treuherzig.

Die Baronin stieß einen Freudenschrei aus. Sie gab Oswald die Sonne, der sich von Stund an besserte. Er gab das Malen auf, wurde ein erfolgreich inkompetenter Kritiker und Herausgeber des „Blasewitzer Kunstbarteles“, wobei ihm das väterliche Erbtheil ebensosehr zu statten kam, wie das unererschöpfliche Vermögen der Mutter.

In ihrer übermäßigen Freude ließ die Baronin Gottfrieds alte Livree wenden und gab ihm einen Bond der Northern-Pacific-Bahn vierter Emission mit dem Bemerkten, damit könne er noch einmal sein Glück machen, wenn er Glück hätte.

Wir werden sehen, wie sich ihr inniger Wunsch erfüllt und Gottfried als treuer Diener schließlich doch noch zu Wohlstand gelangt.

Demn nichts belohnt sich besser als Tugend.

*) Wurde von Menzel gezeichnet!!

Fünftes Kapitel.

Zu den Schlangen und Molchen.

Die Gräfin sank immer tiefer und tiefer.

Sechstes Kapitel.

Entlarvt.

Der Kommerzienrath Heimstein war mit seiner gesammten Dienerschaft unzufrieden.

Nur der Kammerdiener Leopoldo Kravalli erfreute sich seiner Gunst. Der hatte ihm einen italienischen Salat angerührt, wie der Rath noch nie gegessen zu haben vermeinte, zumal die Trüffel darin schienen ihm von besonderer Güte.

Anfangs wurde viel von dem Salat des Italieners geredet, der als *Insalata alla Medici* sehr oft auf die Tafel kam, allein bald fanden die Gäste des Kommerzienraths, daß das Oel zu der Sauce ranzig sei und die ganze Mischung der feinen Kochkunst nicht entspräche. „Wer einmal davon genossen, der hätte genug für immer,“ sagten sie.

„Aber die Trüffel darin züchtete Kravalli eigens für mich in Italien,“ lobte der Rath den Salat.

„Die hat er anderswo her,“ sagte Gottfried Nordhäuser, der wahrheitsliebende, „die hat er bei dem Vorkosthändler Wagner in der Bayreuther Straße auf Pump genommen.“

Darüber ergrimmete der Rath und verklagte Gottfried wegen Lästung.

Gottfried kam in den Kerker.

„Ich bin verloren,“ seufzte er, „es sei denn, der Richter ist nicht zu schneidig. Und was wird aus Emma, wenn ich sie nicht mehr beschützen kann?“

„Warum hielt ich auch nicht meine Zunge im Zaume?“

Nun war es zu spät.

Die Neue nützt nie etwas, wenn sie zu spät kommt.

Der Kommerzienrath hielt immer größere Stücke auf Leopoldo Kravalli. Er jagte seinen Küchenchef davon und machte Leopoldo zu seinem Leibkoch. „Bereite mir Bökelfleisch, Erbsen und Sauerkraut für das nächste große Diner,“ befahl er.

Die Gesellschaft war glänzend. Man sprach in den Kreisen der Vornehmen nur noch von Kravalli und seiner Kochkunst und war gespannt darauf, wie wohl der Italiener das echt deutsche Gericht verarbeiten würde. Die Zuthaten waren ihm geliefert worden, da er zu wenig Deutsch verstand, um sich in der Markthalle zurechtzufinden.

Der Kommerzienrath schlug an sein Glas. „Meine Herrschaften,“ sprach er, „Sie werden jetzt sehen, was wir können. Wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst. Olla potrida alla Rolando — bitte, kosten Sie.“

Man kostete.

Es waren Eisbeine mit Schlagjahne, Sauerkraut mit Parmesankäse, Erbsenbrei mit Pommeranzenschalen.

Man fand die Gerichte dem Gastgeber zu Gefallen sehr ausländisch, dankte aber für mehr.

Dies verdroß den Rath. Er ließ seinen neugebackenen Leibkoch kommen.

„Italiener, bleibe bei Deinem Salat,“ rief er ihm zu; „von unserer deutschen Kost hast Du keine Ahnung. Wärest Du ein wahrer Künstler, hättest Du Dich nicht einer Aufgabe unterzogen, der Du nie gewachsen bist. Fleuch, Dilettant!“

Und lächelnd wandte er sich zu den Gästen:

„Sie sehen, was wir nicht können. Wenn wir so weiter machten, hätten wir bald gar keine deutsche Küche mehr.“

Gottfried Nordhäuser aber wurde zu zehn Jahren schweren Kerkers verurtheilt, denn er hatte gelästert.

Wird er befreit werden? Und auf welche Weise?

Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich.

Siebentes Kapitel.

Durch Nacht zum Licht.

Die Gräfin Szmoltopska née Siebenklietsch konnte nicht tiefer sinken: der gähnende Abgrund war zu Ende.

Schreckliches Bischen von Schlangen, Molchen, Eidechsen, Ringelnattern empfing sie. Blutgierige Vampyre umflatterten sie. Wasserratten schmagten sie fleischlüstern an. Alles Gehtier war hungrig, durstig auf das warme pulsirende Blut der schönen Emma, noch gieriger als der Doktor Habicht auf das Blut und Rückgrat seiner Opfer.

Emma schauderte. — Aber nicht lange.

Das Otternezücht wagte nicht, sie zu berühren.

Sie war zu schön.

„Ha!“ rief sie, „das giftige Gewürm beugt sich vor der siegreichen Schönheit eines tugendhaften Mädchens; Kröten und Salamander, Unken und Basilisken bemitleiden mich. Nur der Mensch ist schlecht, der hat Intriguen und Fallklappen.*)

„Durch eine solche bin ich gefallen.“

„Und wie lange. O, wie lange. Eine Ewigkeit.“

Und qualvoll rief sie:

„Nun bin ich gefallen.“

Das Gewürm wimmerte mit ihr. Es empfand die an Emma verübte Schlechtigkeit in ihrer ganzen Erbärmlichkeit.

Eine alte dicke Blindschleiche kroch an Emma in die Höhe und drückte ihr einen kalten Kuß auf die warmen rostigen Lippen.

„Ich kann Eure Liebe nicht vergelten,“ rief Emma. „Aber hier nehmt, es sind Pralinés von Kranzler. Esset sie und laßt mich Hungers sterben. Habe ich auch nichts weiter gerettet, so habe ich doch meine Tugend und mein Dienstbuch.“

Dies hatte sie Gottlob nicht verloren, während sie in den stockfinsternen Abgrund fiel.

Und kein Künstler und keine Künstlerin ist in Zukunft etwas ohne Dienstbuch. Dienst ist eben Alles.

*) Thatsächlich von Virchow nachgewiesen.

Das Gewürm aß die Pralinés; Emma zu Liebe. Es mochte die Todgeweihte durch Verschmähen der Gabe nicht kränken.

Aber der Bissen ward ihuen groß im Munde. Eine alte Wasserratte, Großmutter zahllosen Geschlechtes, erstickte daran.

„Wohlan,“ sagte Emma, „die Stunde ist gekommen. Ich hoffte einen guten Dienst zu erlangen . . . **schändliche Käufe** verwehren mir diesen Wunsch. Mein Dienstherr ist der Tod.“

Das Gewürm brach in klagendes Geheul aus, das schaudervoll von dem bluttriefenden Gewölbe wiederhallte.

„Ich singe mein Sterbelied,“ flüsterte sie, und leise begann sie den ergreifenden Sang aus der „Fledermaus“:

„O je, o je, wie rührt mich das . . .“

Das Gewürm fiel mit Brummstimmen ein in diesen Abschied vom Leben.

Plötzlich drang ein Lichtstrahl durch eine Spalte des Gemäuers. Der Spalt erweiterte sich.

Emma blickte in ein erleuchtetes Gemach. Darin lag auf einem orientalischen Ruhebett, mit eisernen Ketten an den Händen und einem himmlischen Lächeln auf den Lippen, ein Jüngling.

„Emma,“ lispelte er im Traume.

„Nordhäuser,“ rief sie und wollte auf den Gespielen der Jugend vom Koppenplatz zustürzen, denn er war es.

In diesem Augenblick trat ein **Gremit** zwischen sie und den Schlummernden.

„**Halt,**“ rief der Gremit, „keine Uebereilung! Jeder **unbesonnene Laut** macht die Rettung unmöglich. Wir befinden uns unmittelbar unter dem Kriminalgebäude auf dem Alexanderplatz und die Polizei hat wachsame Ohren!“

„Wer sind Sie?“ sagte Emma.

„Gremit und Leutnant der Reserve,“ sprach der Mann in dem härenen Gewande. „Haben Sie Furcht?“

„Nie in Gegenwart von Militär,“ antwortete Emma mit muthigem Lächeln. „Aber sagen Sie, warum leben Sie unterirdisch?“

„Das **Schnitengeieß** ist noch nicht durch,“ entgegnete der Gremit mit tiefer Beziehung.

„Ich verstehe,“ sprach sie und warf ihm einen vielsagenden Blick politischer Erkenntniß zu.

Der Eremit fuhr mit gewinnender Schlaueit fort:

„Sie suchen einen Dienst. Wir sind von jeder Thatsache unterrichtet, die sich in den fünf Welttheilen vollzieht. Würde Ihnen ein Platz als Mädchen für Alles **im Auswärtigen Amt** zusagen?“

„Unter einer Bedingung . . .“

„Erlauben Sie,“ fiel ihr der Eremit mit seiner Ueberlegenheit in das Wort, „**wir** stellen die Bedingungen. Schwören Sie mir und dem Orden . . .“

„Nie!“ rief Emma.

Der Eremit riß seinen Degen von der Seite und zückte ihn auf die nackte Brust des Schlafenden. Die Schlangen und Molche züngelten lüstern nach ihrem Opfer.

Mit furchtbarer Stimme rief er: „Emma Siebenkletsch, **falsche Gräfin** Szmoltopska, bei dem Leben dieses Jünglings, schwöre mir und dem Orden unweigerlichen Gehorsam“ und senkte die scharfe Spitze des blitzenden Degens tiefer und tiefer. Schon berührte die funkelnde Schneide die Stelle der entblößten Brust, die durch regelmäßiges Heben und Senken die Lage des linken Lungenflügels verrieth, unter dem das, ach, so treue Herz Nordhäuser's selbst im Traume für die Heißgeliebte schlug, schon rißte der scharfe Stahl die jugendfrische Haut des Schlummernden, schon drangen Blutstropfen hervor und rieselten in rubinrothen Streifen an den atlasglänzenden Rippenfurchen des Jünglings herab

„Ich schwöre!“ stieß Emma mit letzter Anstrengung hervor. Die Sinne verließen sie und bewußtlos sank sie nieder.

„Wehe, Wehe!“ heulte das Gewürm.

Der **Eremit** schlug eine gellende Lache auf. Er schleuderte seinen Degen und den immer noch schlummernden Nordhäuser in eine Ecke des unterirdischen Gemaches und berührte eine verborgene Feder. Das Licht erlosch, der Spalt in der Mauer schloß sich.

Der Eremit riß seinen falschen Bart ab und entledigte sich

des grauen, mit einem Stricke zusammengehaltenen Einsiedlergewandes.

Mit **teuflischem Grinsen** blickte er auf die besinnungslos am Boden liegende Gräfin.

Welch ein Glück für Emma, daß ihre Augen von den mitleidigen Händen einer tiefen Ohnmacht unauflösbar zugedrückt wurden, denn wer weiß, welchen **entsetzlichen Schaden** ihr Nervensystem erlitten hätte, wenn sie den in dämonischer Freude sich die Hände reibenden Mann erkannt hätte?

Es war der **Kutscher des Grafen Szmoltopski**.

Achtes Kapitel.

Die Kolonial-Orgie.

Zu derselben Zeit als die in dem letzten Kapitel geschilderten und wie wir sehen werden, **folgenreicheren Ereignisse** sich abspielten, saß Gottfried Nordhäuser, der treffliche Jüngling vom Koppenplatz, bei Dressel unter den Linden im Kreise älterer und jüngerer Herren in dem oberen kleinen hell erleuchteten Saale.

Die fürstlich gedeckte Tafel bog sich unter der Last der auserlesensten Genüsse. Da gab es Kaviar mit frischer Meenthierbutter und geröstetem Brot, von jeder Semmel nur die oberste Schnitte; da gab es Masthasen aus dem Teutoburger Walde mit Schmorbananen — Goldfische grün — Bibereschwanz mit Ribizgrühei — Trüffel in seidenen Tüchern. Dann kamen noch Gänsegrieben mit Palmentkohl*) — Leipziger Schnepfen — Mohrenköpfe mit Schlagsahne und andere Nouveautés der Saison.

Die Weine waren nicht minder erlesen, wie die Schüsseln aus dem feinsten, von G. Hasché in der Krausenstraße bezogenen, reich dekorirten Porzellan. Der Tischwein kostete 12 Mark die Flasche, bei den höchsten Sorten machte Rudolf Dressel

*) Gottfried Nordhäuser aß schon als Kind, wie seine Mutter bestätigte, Gänsegrieben für sein Leben gern. Dieser Charakterzug darf in der Schilderung dieses edlen Menschen nicht fehlen.

rasch den Preis, um allen Anforderungen auf das Beste zu entsprechen. Deshalb waren auch sämtliche Teilnehmer des mehr als **zufälligen Wahles** in jeder Beziehung zufrieden und nicht nur des köstlichen Nebenstoffes, sondern auch des Lobes voll.

Wer war diese Gesellschaft? wird der geneigte Leser fragen und er ist durch das Abonnement auf dieses Werk auch dazu berechtigt. Woher kamen die Summen, die hier zur Befestigung der Herren dienten? Hatte die Gesellschaft eingebrochen?

Spielte sie in einer verbotenen Lotterie und war zufällig herausgekommen?

Besah sie ein Grundstück, worauf später eine Markthalle erbaut werden **mußte**?

Nein . . . nichts von allem diesen . . . wie wäre sonst wohl Gottfried Nordhäuser unter ihnen? — Gottfried beschritt nur den Pfad der strengen Rechtlichkeit. Schon als Knabe that er nie Sträfliches.*)

Um die Neugierde des geschätzten Lesers und der noch höher geschätzten Leserin nicht auf **die Folter** zu spannen, theilen wir die bei der Fasanenleberpastete gehaltene Rede des Vorsitzenden mit, wozu sie mouffirenden Portwein tranken, der in Bechern aus Vanilleeis gereicht wurde.

„Meine Herren!

Wir sind hier versammelt, um einen **Freudentag** der westöstlichen Afrikagesellschaft zu begehen. (Bravo!) Sie Alle kennen unser Bestreben als Mitglieder dieser Gesellschaft, deren Zweck ist (Hört! Hört!) unfruchtbare Gegenden jenes Kulturlandes der Zukunft mit deutschem Gelde, deutscher Arbeit, deutschem Menschenmaterial einträglich zu machen, dem Handel zu gewinnen, der Civilisation zu erschließen (Bravo! Bravo!) und dann zu sehen, welche Nation den Nutzen daraus zieht. (Sehr richtig!) Denn, meine Herren, die Mittel, die nöthig sind, unseren Besitz zu erhalten und zu vertheidigen, die kommen uns zu theuer. Unsere Parole ist die **Sparsamkeit**. Wir wollen von Afrika ja auch nur das, was die Großmuth

*) Sein Abgangszeugniß der XXXIX. Gemeindefchule lautet: „Geographie und Rechnen schwach, Betragen und Singen gut.“

Anderer nicht gebrauchen kann. (Bravo!) Unsere zweite Parole ist: **Bescheidenheit** (Tobendes Bravo!) und ihr entsprechend haben wir den passendsten Direktor unseres Westafrikanischen Besitzes in dem bescheidensten Manne des 19. Jahrhunderts, in Herrn Gottfried Nordhäuser gewonnen. (Großer Jubel. Herr Beulfs von Brägenlos, fünfter Vorsitzender der Gesellschaft, trinkt mit Nordhäuser Bräderschaft.) Meine Herren, Herr Nordhäuser versteht nichts, **gar nichts** von Kolonien und Kolonialpolitik, und deshalb ist er **unser Mann**. (Jubel.) Und seine Militärpapiere sind tadellos. (Größter Jubel.) Er wird den Wilden schon die Griffe beibringen und das Durchdrücken der Kniee. Dies sind die ersten Stufen auf der Leiter der Zivilisation. Und immer Hurrah! Hurrah!“

Das Bravorufen übertönt die schwungvolle Rede und wird so tumultarisch, daß Dressel erscheint und fragt, ob die Herren nicht lieber trinken wollten. Deshalb kommt der Präsident nicht dazu, zu sagen, daß Nordhäuser der Gesellschaft einen Bond der Northern-Pacific-Bahn vierter Emission zu freier Verfügung gestellt habe, der noch nicht alle sei.

Er beschloß jedoch den Rest zum Besten der Kolonie zu verwenden und machte den Vorschlag, den Wintergarten zu besuchen, wo eine Minstrel-Truppe aufträte, durch deren Studium Herr Direktor Nordhäuser sich mit den Sitten und Gebräuchen seiner zukünftigen Unterthanen vertraut machen könne.

Alle stimmten begeistert ein, selbst Nordhäuser, der sich stets gern belehrte, wie und wo er nur konnte.

Als sie aus dem Dressel'schen Restaurant hinaus auf die Linden traten, kam ein Fahrrad-Dienstmann **in fliegender Eile**, so daß er kaum sein Stahlroß zu zügeln vermochte.

„Einen Brief an Herrn Nordhäuser,“ rief er heiser.

Nordhäuser nahm das Schreiben, erbrach das Siegel, las und erblickte.

„Morgen um 11 Uhr in der Poliklinik des Dr. G. Miller oder wir sind Alle verloren
Emma“
stand darin.

Der Brief war von Emma, aber es war nicht ihre Handschrift.

Mit schwerem Herzen folgte Gottfried der Westfälischen Afrikagesellschaft in den Wintergarten.

Wer hatte den Brief geschrieben? Welche **Gefahren** drohten?

Furchtbar verschlungen sind selbst die einfachsten Pfade des Erdenwallens.

Neuntes Kapitel.

Die schöne Spreewälderin.

Um die bürgerliche Mittagszeit konnte man seit einigen Wochen in der Wilhelmstraße ein selten anziehendes Bild des Berliner Lebens beobachten.

Mit dem Schlage zwölf öffnete sich eine Seitenthür des auswärtigen Amtes und heraus trat, einen Kinderwagen vor sich herschiebend, in der kleidsamen Tracht einer **Spreewälderin** eine Amme von solcher Schönheit, daß selbst bejahrtere Geheimräthe stehen blieben und ihr nachsahen, wie sie die zierlichen Füße in den schwarzen Schuhen und die von weißesten Strümpfen prall umschlossenen Formen in anmuthigste Bewegung setzte.

Sie aber blickte schüchtern, wie in sittsamster Trauer hinab auf den Kinderwagen, auf den Weg, den sie zu schreiten hatte.

Doch die Schönheit hat zu viel Feinde und in der Welt erhebt die Niedertracht ungestraft ihr verleumderisches Haupt; sie ging sogar so weit, zu fragen, wem die Amme im auswärtigen Amte gehöre?

Als ob das auswärtige Amt nöthig hätte, Fragen zu beantworten!?!

Unsere Leser werden längst errathen haben, daß die schöne Spreewälderin keine Andere ist als Emma.

Und nur sie allein wußte, daß sie **furchtbaren Plänen** diene, was der Kriminalpolizei verborgen blieb. Sie hatte Kenntniß von den heimtückischen Antrieben, die sie in dem unschuldigen Kinderwagen unter den Augen des Gesetzes vermitteln mußte, weil sie geschworen hatte. Es war ein Meisterstreich der Jesuiten, Emma als Amme in das auswärtige

Amt zu schmuggeln, denn wer konnte etwas Verdächtiges darin finden, wenn die **schöne Spreewälderin**, anstatt auf dem Wilhelmplatz zu halten, den Kinderwagen nach der irländischen Gesandtschaft lenkte, von da zum Botschafter von Bornholm oder zum Genuessischen Gesandten und schließlich immer wieder zum Konsul von Manchester?

Und doch klopfte Emma das Herz, so oft sie die in Windeln gewickelten **Dokumente** durch die Straßen fuhr.

„O,“ rief sie voll Schmerz. „Hätte mein liebes Mütterlein mich doch nicht lesen gelehrt, dann wäre ich jetzt nicht in die schrecklichen Geheimnisse eingeweiht, die als **schandervolles Verbrechen** enden werden. Dann spänne ich die Fäden der politischen Intriguen unwissend und mich trübe später nicht der **Fluch der Verzweifelten**.“

Unwissenheit ist so gut wie Unschuld; oft noch besser!

Deshalb war Emma so gramvoll, wenn sie zum abessinischen Minister fuhr oder zum Botschafter von Südamerika, deren jüngere Legationsräthe ihr oft, aber vergebens in die Wangen zu kneifen versuchten. Sie sprach dann mit der Unnahbarkeit einer Dame von Stande nur das eine Wort: „Meine Herren, werden Sie nicht aggressiv,“ worauf die Attachés vor diesem Lichtblick unerwarteter Bildung aus dem Munde einer Magd beschämt den Kürzeren zogen. So bestätigte sich hier die **alte Wahrheit** unseres Jahrhunderts:

Bildung ist der höchste Trumpf im Spiele des Lebens!

Und doch **zitterte** Emma. Wenn einer der schäfernden Employés statt in ihre Wangen in den Kinderwagen griff, war das Geheimniß entdeckt. Deshalb sann sie Tag und Nacht, selbst während des Essens, darauf, sich aus den **eisernen Klauen der Jesuiten** zu befreien und zwar um so mehr, da sie erst kürzlich mit genauer Noth der **Gefahr entronnen** war, als sie um 12¹/₂ Uhr bei dem Nuntius von Ponte-Resina in der Luisenstraße sein mußte und die Wilhelmstraße einer Absperrung von Schutzleuten unterlag, weil eine Kompagnie Kürassiere vom Alexanderplatz herauf zu reiten im Begriff stand.

„Lassen Sie mich durch, gnädigster Herr Schutzmann,“ flehte Emma und begleitete ihre Bitte mit den seelenvollsten ihr zu

Gebote stehenden Blicken. Der Schutzmann blieb seiner Instruktion gemäß unerweicht. — „Es ist ja noch kein Helm zu sehen,“ wandte sie ein. — „Zurück!!“ — „Ich muß durch,“ rief Emma mit aufbäumendem Gräffinnenstolz. — „Glauben Sie, wir dulden, daß das königlich preussische Militär von Kinderwagen überfahren wird?“ rief der Schutzmann und riß mit rauher Hand die seidnen Vorhänge des Wägelchens auf.

Er blickte hinein, stieß einen **gellenden Schrei** aus, fiel jählings auf den Asphalt und lag da wie **eine Leiche**.

Man hob ihn auf und trug ihn in die nächste Destille, wo ihm die Schläfen mit Pommeranzen und Grünbittern so lange eingerieben wurden, bis er zu sich kam und mit schwacher Stimme ein Glas Wasser verlangte.

Emma benutzte die allgemeine Verwirrung, um über den Pariser Platz zu kommen.

Eine halbe Stunde später sprengten die glitzernden Reiter die Linden herauf und als sie durch das Brandenburger Thor waren, zerstreute sich das Publikum, das bis dahin musterhaft auf dem Bürgersteige stand, von dem es nicht um eine Nasenlänge abwich, um sich in der abgesperrten scharfen Zugluft keine Verschmüpfung zu holen.

Emma aber hatte bereits den Plan zu ihrer Befreiung gefaßt.

Zehntes Kapitel.

Der Graf in der Poliklinik.

In Dr. G. Millers Poliklinik war so viel zu thun, daß er für die einfacheren chirurgischen Operationen, wie Arm- und Bein-Abnehmen sich einer mit Dampf getriebenen Bandsäge bediente, die dreihundertundfunfzig Umdrehungen in der Minute machte. Eine von einem geprüften Feuerwehmann geleitete Dampfsspritze lieferte das dazu erforderliche Karbolwasser; das Jodoform wurde, um es billiger zu haben, sackweis bezogen, denn der Doktor theilte seine ärztliche Kunst umsonst

aus. Da mußte er auf den Groschen sehen, um es zu etwas zu bringen.

Seitdem Emma verschwunden war, stand der Graf Szmoltopski dem sozialen Nichts gegenüber; er hatte nicht einmal so viel Geld, sich einen neuen Unterkiefer machen zu lassen.

In seiner Verzweiflung wandte er sich an Dr. G. Miller, der auch sofort Ja sagte, wenn der Graf Jemand stellen könnte, der soviel lebende Haut hergäbe, als zum Ueberziehen des Kiefers erforderlich sei, dessen Knochentheile der Doktor aus Celluloid herzustellen gedachte.

Wer aber giebt heute seine Haut her, wenn sie ihm nicht mit Gewalt abgezogen wird? **Wer?**

Szmoltopski sann. Wo waren seine Freunde aus der Zeit, als er noch vierspännig fuhr? — Durchgebrannt wie die Pferde.

Aber einer war; einer. Der würde es ihr zu Gefallen thun, ihr, der bildschönen Emma, der er seine keusche Neigung gewidmet hatte. Dieser eine war Gottfried Nordhäuser.

Deshalb schrieb der Graf den Brief, den wir kennen, er schrieb ihn im Namen Emma's. Rechtlichdenkende würden hierin eine Fälschung erblickt haben, der Graf aber nicht, denn seine Absichten waren edel, wie die eines Hospredigers a. D., vielleicht noch edler, denn er wollte nicht das gänzliche Verderben eines Menschen, sondern nur sein Fell. —

Pünktlich wie immer erschien Gottfried und mit Freuden-zähren willigte er ein. Konnte er doch so durch des Grafen Mund Emma'n seine stille Huldigung darbringen.

Dr. G. Miller hatte mit geschickter Hand einen Kiefer gearbeitet, der zum Gebrauch fast zu schön war. Er ging mit dem Grafen und Nordhäuser, nur von einem neu angestellten Heilgehülfsen Namens Perleberg, der sich durch Gewandtheit auszeichnete, begleitet, in seinen Privatschneidesaal, der ganz aus Glas, vollkommen bazillenfremd war, so daß er hierin die kühnsten Operationen vornehmen konnte. Der Graf wurde auf den verstellbaren Glastisch gebettet. Nordhäuser mußte auf einem gläsernen Armstuhl Platz nehmen. Perleberg seifte ein.

Dr. G. Miller verwendet kein **Chloroform**, sondern

schläfert die Patienten nach der sogenannten musiko-hypnotischen Methode*) ein.

Bei schweren Fällen bedient er sich einer besonders gestimmten Ziehharmonika, bei leichteren genügt seine liebliche Stimme allein. Er singt den Kranken eine oder zwei Arien aus der Oper „Ivanhoe“ vor und sie liegen in gefühllosem Schlafe.

Nordhäuser schnarchte aus Pflicht schon nach einer halben Arie; der Graf gebrauchte mehr, weil er schon zu viel durchgefallene Musik gewohnt war.

Als er schlief, fügte der Doktor ihm den künstlichen Kiefer ein. Er saß wie angegossen. Dann schnitt er Nordhäuser'n einen großen, halbmondförmigen Hautlappen von der treuen Brust und überzog damit den Kiefer des Grafen. In kaum zehn Minuten war dies Alles geschehen.

Nordhäuser wurde entlassen, der Graf mußte bis zur vollkommenen Anheilung in der Poliklinik verbleiben.

Nach drei Wochen konnte er sprechen, **kaucn**, **pfeifen** und . . . **küssen**.

Aber, ach, Emma fehlte ihm.

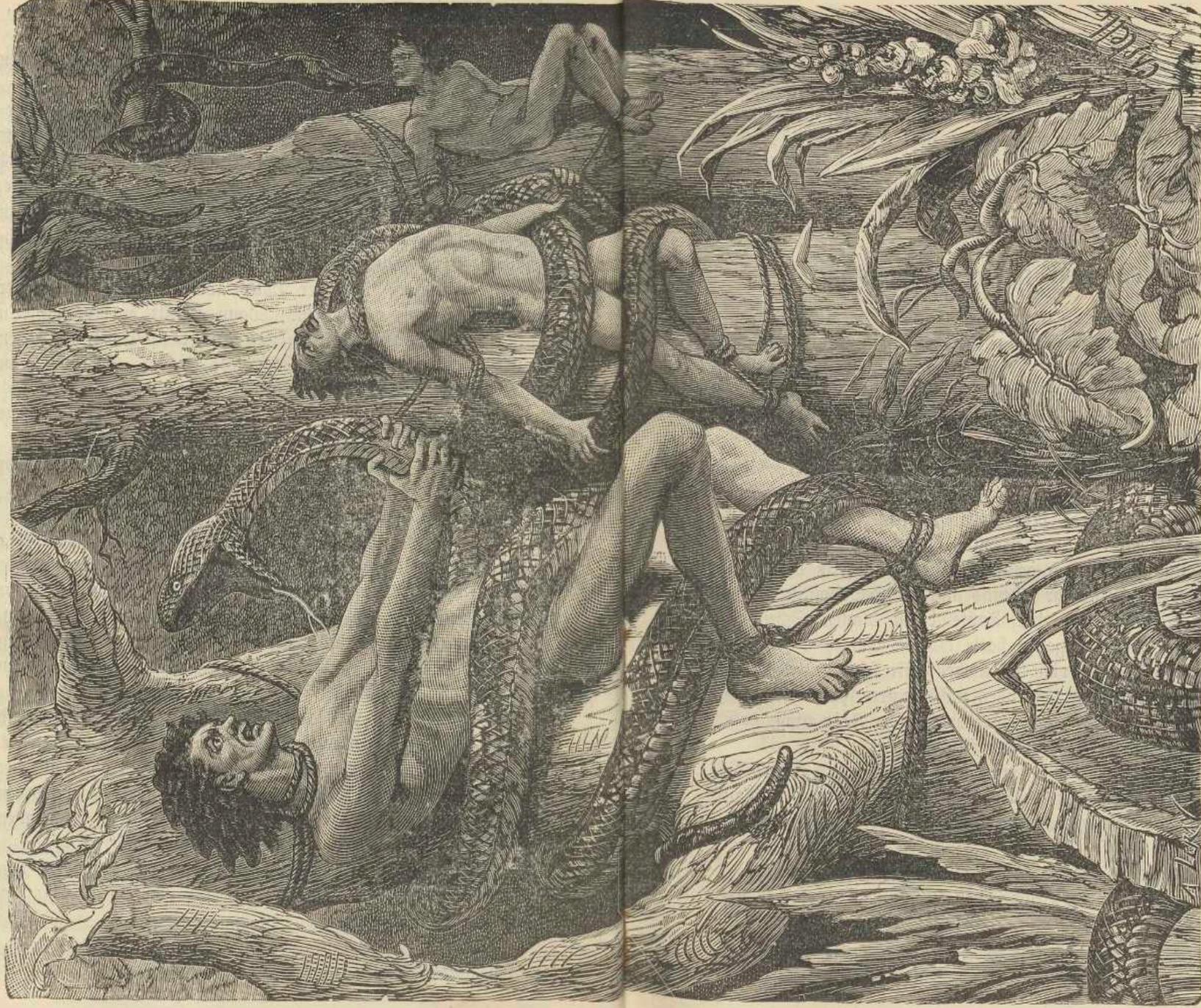
Nur ungerne schied der Graf, er hatte den Dr. G. Miller schätzen und achten gelernt. Als er ging, sagte der Doktor wissenschaftlich vorbeugend: „Lieber Herr Graf, einen Rath gebe ich Ihnen mit auf den Weg. Rauchen Sie nur lange Pfeifen, nie Cigarretten, keinesfalls aber Cigarrenstummel. Bedenken Sie, Ihr Kiefer ist aus Celluloid. Kommt Feuer daran — — — nur ein Funke — — — explodiren Sie.“

Der Graf hätte Perleberg'en liebend gern ein Trinkgeld gegeben, wenn er des Baaren nicht so gänzlich bar gewesen wäre.

„Wir nehmen hier nichts,“ wehrte Perleberg ab, als der Graf umsonst in seinen Taschen suchte, „im Gegentheil, wir geben noch zu. Darf ich Ihnen diese Cigarren verehren, sie brennen schlecht und sind deshalb ungefährlich für Sie!“

Als der Graf dankerfüllt ging, blickte Perleberg ihm **schadenfroh** nach.

*) Broschüren und Atteste sind gegen Einsendung von 1 Mark — auch in fremden Postwerthzeichen — vom Erfinder zu beziehen.



Die Senker des Urwaldes.
Probeabdruck des Prämienbildes zu „Emma, das geheimnisvolle Hausmädchen“.

„Ha, ha,“ rief er, Du glaubst uns Emma wieder zu ent-
reißen mit Deiner erneuerten Larve? O, Du Thor! Rauche
nur, rauche. In jeder Cigarre ist eine geheime Zündschnur
verborgen. Emma gehört uns!“

Kein Anderer war Perleberg als . . . der **Gremitt**.

81stes Kapitel.

Das Haus in der Klosterstraße.

Fräulein Amelie Schwudicke lebte seit undenklicher Zeit
ihr Geld. Man sagte mit Recht von ihr, daß sie welches hätte,
denn ihr Vater der Bäckermeister G. F. A. Schwudicke hinter-
ließ ihr drei Häuser, sieben Grundstücke und vier gestrichene
ostpreussische Scheffel Goldes.

Nun war sie alt und leidend und mit sich im Streit, ob sie
ihr kolossales Vermögen ihrem männlich schönen, aber leicht-
sinnigen Neffen Fritz, dem Kavallerieoffizier, vermachen oder
es für ihr Seelenheil verwenden sollte. Fritz konnte es gebrauchen.*)

Als die Tante noch gesünder war, ging Fritz oft mit ihr
in die Kirche und las ihr Abends aus der Hauspostille vor bis
zu dem Abschnitt, wo die Tante einen blauen Schein als
Witnehmelesezeichen eingelegt hatte.

Wie jedoch gab Fritz ihr Rechenschaft über den Verbrauch
des Geldes. Auch wir können es nicht, unsere Feder folgt nicht
den schlüpfrigen Pfaden, die der hübsche Fritz ging, dessen
Erfolge bei den Frauen sprichwörtlich waren.

Wie überrascht mußte Fritz sein, als er eines Tages eine
barmherzige Schwester neben dem Krankenlager der Tante
fand, aus der Hundertmarktscheinpostille lesend. Und er brauchte
gerade Geld.

Er wollte fluchen.

Der Fluch erstarb auf seinen Lippen . . . eine so **ver-**

*) Soll auch wiederholt die Ansicht des Regimentskommandeurs ge-
wesen sein.

lockend schöne Barmherzige hatte er noch nie gesehen. Was waren alle blauen Scheine gegen diese weiblichen Reize? Wie mußten sie strahlen ohne die entstellende Tracht. Fritz war hingekriecht. Er gab sich sein Wort, hier als waghalsiger Reiter zu siegen.

Aber er hatte sich verrechnet. Schwester Susanne war ebenso kühl wie schön. Sie reichte ihm nichts als die Hand, und auch die war kalt.

Fritzens **Leidenschaft** wuchs von Tage zu Tage. Wo er ging, wo er stand, seufzte er: „O Susanne,“ und von brennenden Gefühlen gespornt, beschloß er einen **Gewaltstreich**.

Er wußte, daß Susanne, nachdem die Tante durch die ihr von dem Arzte verordneten hundert Gramm Chloral in zehnstündigen Schlummer versenkt war, sich in ihr, im zweiten Stock gelegenes Schlafgemach begab. Hierauf baute er seinen Plan, den wir in keiner Weise billigen können.

Der Schlaf der Unschuld soll heilig sein; selbst einem Kavalleristen! —

Es regnete — der Sturm heulte. Aus Susanna's Fenster schimmerte Licht.

Eine verummte Gestalt näherte sich dem in der Klosterstraße gelegenen Hause des Fräuleins Amelie Schwudicke. Die Gestalt öffnete leise die Hausthür und verschwand.

Aber nicht unbeobachtet!

Hinter dem gegenüberstehenden Laternenpfahl verbarg sich eine zweite verummte Gestalt, die **mit glühenden Augen** den eben geschilderten Vorgang verfolgte.

Sie trat hervor und ließ einen leisen aber vernehmlichen Pfiff hören.

Aus dem Schatten der nächstgelegenen Hauseinfahrt trat mit unhörbaren Schritten eine **dritte verummte** Gestalt hervor.

„Do!“ flüsterte sie.

„Mino!“ antwortete die erste. Dies war das geheime Paßwort.

„Wer ging in das Haus?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du solltest es wissen. Da Du es aber nicht weißt, gehst

Du nach Rom, meldest Dich beim Profoß und büßest mit **Geißelung** und **finsternem Kerker**. Geh.“ —

Susanne hörte Pochen an ihrer Thür. Ihr Herz erbehte. Die Stunde der Befreiung schlug . . . **ihr Plan sollte in Erfüllung gehen.**

Der Augenblick **der Rache** war gekommen!

Zwölftes Kapitel.

Der Untergang der Tyrannen.

Die westafrikanische Abendsonne leuchtete in friedlichen Strahlen auf den Marktplatz der freundlichen Haupt- und Residenzstadt Assessoria, aber was sie beleuchtete war kein Anblick für zartbesaitete Gemüther.

In einem Halbkreise standen schwarze Männer unter der Leitung ihres ausgezeichneten Chordirektors Herrn Gisbert Bemoll und sangen den Brügelchor aus den „Meisterfingern“ ins Usambarische übertragen.

Vor diesem Halbkreise knieten ihre theils jüngeren, theils älteren Frauen, dem Ballet des Assessorischen Nationaltheaters angehörig, mit gefesselten Händen und Füßen. Bekleidet waren sie nicht einmal mit dem Wenigen, was die Kunst den Tänzerinnen gestattet.

Auf einem Palmenthrone, umgeben von kostbaren Elefantenzähnen, Goldstaub und Jagdtrophäen, saßen die Referendare Robert Wohlauf als erster und Franz Wohlab als zweiter **Machtinhaber** des Landes.

Sie saßen zu Gericht.

Am Abend vorher war in dem Ballet „Soldataria“ nicht tadellos getanzt worden. Bei dem Schlußmarsch-Ensemble hatten die Weiber nicht genau Richtung gehalten. Wamwama und Wumwunt, die beiden Koryphäen, waren statt mit dem rechten, mit dem linken Fuß angetreten. In der ersten Reihe waren einige Gamaschen nicht vorschriftsmäßig geknöpft. Das heißte Sühne. Wo blieb das Ansehen der Regierung bei solchen schwerwiegenden Ungefügigkeiten?

„Die Weiber sind faul,“ sagte Wohlauf.

„Sie müssen gehauen werden,“ sagte Wohlab.

„Nur die Alten,“ sprach Wohlauf. „Die Jüngeren werden der liebevollen Ermahnung zugänglich sein. Man schaffe mir Wamwama und ein Duzend der Gleven in meine Privatgemächer, daß ich ihnen die Gesindeordnung vorlese.“

„Mir Wumwumi und dito ein halbes Duzend Gleven,“ sagte Wohlab.

Herzzerreißend schrieten die Koryphäen und die kaum dem Kindesalter entwachsenen Gleven, als die Kawaffen diesen Befehlen nachkamen, denn sie fürchteten sich. Noch furchtbarer heulten die schwarzen Balleteufen der letzten Reihen, als die entmenschten Henker sie mit Milpferdpeitschen schrecklich zurichteten.

Die **Sapageien** des nahen Urwaldes stimmten mit lautem Kreischen in das Geschrei ein, und die **Brüllaffen** stießen weit schallende, gräßliche Klagetöne aus. Ein alter Affe verlor über dieses nie erlebte Schauspiel den Verstand und fiel aus dem Nest, wobei er das **Genick brach**.

Selbst die Natur empörte sich, die Referendare aber blieben unerweicht. Man fragt sich, hatten sie regieren gelernt? Dieses freilich nicht. Aber sie waren Juristen und die können Alles.

Da nahte sich ein Zug Verschleierte mit dumpfem Gesänge und trübeflackernden Fackeln der bereits bluttriefenden Nichtstätte.

„Gnade,“ sangen sie, „Gnade, Robert u. s. w.“

Die Anführerin des Zuges trat vor. „Wohin schleppt Ihr Jene?“ fragte sie und deutete auf die jammernden Glevinnen, auf Wamwama und Wumwumi, die händeringend zu ihren Göttern flehten.

„Gebt sie frei,“ rief sie.

„Strafe muß sein,“ antworteten die Referendare.

„Laßt sie frei, wir bieten Euch Ersatz, wenn das Gesetz durchaus seinen Lauf haben muß.“

„Welchen Ersatz? Wo ist er?“

„Wir selbst,“ rief sie mit lauter Stimme.

„Entschleierte Euch,“ befahl Wohlauf.

Die Schleier fielen. Es waren die Diakonissinnen, voller Opfermuth und beseelt von Nächstenliebe; wenn auch alt an Jahren, so doch jung im Kampfe für das Gute.

„Hinweg!“ brüllte Wohlab. „Kawaffen, thut Eure Pflicht.“

„Ihr wollt nicht?“ rief die Priorin. „Wohlan, Wohlauf und Wohlab, so habt Ihr Euch selbst gerichtet. Mit der nächsten Post gehen die Akten Eurer Schändlichkeiten nach Europa. Ihr verschmäht unser Opfer zur Errettung der Unglücklichen . . . Ihr werdet es büßen. Dies schwöre ich Euch bei meinen sechzig Jahren.“

In überschwärmender Heiterkeit lachten die Referendare. „Euch plagt der Neid,“ höhnten sie. „Ihr wollt herrschen und das gelingt Euch nicht.“

Plötzlich vernahm man von rechts Trommeln und Zinken und einen allmählig anschwellenden Chor. Nach und nach verstand man die Worte:

„Nordhäuser kommt,
Nordhäuser kommt,
Nordhäuser ist schon da!“

Ja, er war da: in silberstrahlender Rüstung mit dem blinkenden Richtschwert der Toleranz in der Hand, begleitet von den Getreuen . . . unser Nordhäuser.

Zubelnd fielen ihm die Westafrikaner zu Füßen und riefen ihn zum Gebieter des Landes aus.

Wohlauf und Wohlab wurden umzingelt. Die Menge wollte sie lynchen.

„Halt,“ rief Nordhäuser. „Greift nicht der Gerechtigkeit vor. Bringt sie auf das Schiff. Ihrer wartet die **Strastammer!**“

Alle waren tief erschüttert. Die Sonne ergoß scheidend ihre Purpurstrahlen über das farbenprächtige Bild der Liebe und Milde.

Feierlich erklang jetzt die Schlußhymne. Kein Auge blieb trocken. Die Eleven und Koryphäen schlangen den Siegesreigen, dem sich die Diakonissinnen angeschlossen.

Nur Einer stand links, finster und drohend, und murmelte giftig:

„Damned.“ — Es war **Dr. Jameson.**

Nordhäuser ahnte nicht, welches Unheil dieser Feind ihm noch bringen würde.

Er wußte nichts von den angespannenen Intrigen.

Emma kannte sie, durfte sie aber nicht verrathen. Ein schrecklicher Eid schloß ihren schönen Mund.

Blutig ging die Sonne unter.

Was wollte sie damit sagen?

Anmerkung: Der Leser ersieht allmählig, wie die **Zeitereignisse** immer gewaltiger in den Roman eingreifen und sich ein Kulturgemälde entwickelt, das von den schärfsten X-Strahlen richtig erleuchtet, in den folgenden Lieferungen **Niedagewesenes enthüllen** wird.

Dreizehntes Kapitel.

Die Erbschleicher.

Wir müssen die Ereignisse nachholen, die sich inzwischen im Hause der Klosterstraße begaben.

„Herein,“ rief Susanne.

Der Vermummte trat ein.

Wie gebannt blieb er stehen.

War es Wirklichkeit oder ein Traum, was er erblickte?

Auf einem mit schwarzem Sammt überdeckten Lager von daunenweichen Kissen lag eine Gestalt hingegossen, so athemberaubend schön, daß selbst die Uhr stand.

Ein mattgrauer Stoff verhüllte in schmiegsamen Falten die formenreinen Glieder, deren Umrisse sich eine Venus nicht hätte zu schämen brauchen. Nur der rechte bloße Fuß hob sich in bildhauerischem Ebenmaße und vollendeter Zierlichkeit marzipanweiß von dem tiefen Schwarz des Sammets ab. Den engelsschönen Kopf stützte die feingeformte rechte Hand, die in einen sanft gerundeten Arm überging. Eine Prachtfülle goldblonden Lockenhaares fiel über die Hand und den Arm auf den seerosenweißen Busen, der wie athmender Marmor sich hob und senkte. Die thränenfeuchten, seelenvollen Augen dieser herückenden Schönheit richteten sich in Jubrunst auf das Zeichen der Ver-

gänglichheit, auf einen **weißgebleichten Todtenschädel**, in dessen leeren Augenhöhlen der Todtenwurm hauste.

War dies Alles nur ein Bild oder war es die hüßende Magdalene selbst?

So fragte sich auch der Vermummte, der wie an den unter der Verkleidung hervorstehenden Sporen ersichtlich, kein Anderer war als Fritz, Amelie Schwudicke's leichtsinniger Nefte.

„O Susanne!“ rief er.

„Ha!“ fuhr Susanne auf. „Weiche! Du bist der Rechte nicht!“

„Ja, ich bin es,“ entgegnete er. „Ich liebe Dich mit aller Gluth eines Kavallerieoffiziers; ich werde Dich glücklich machen und sei es am Traualtare.“

„Verwegener!“ erwiderte Susanne. „Erblicke hier den Todtenschädel, den ich stets als **Amulet** mit mir führe, dessen bluterstarrer Anblick mich schon einmal aus der von einem Schutzmann drohenden Gefahr errettete. Beachte wohl die Plomben aus echtem kalifornischen Golde in den beiden Vorderzähnen, daran erkennst Du den Unterkiefer meines Gatten. Ich bin nicht frei.“

(Die frivole Antwort Fritzen's können wir hier nicht wiederholen, sondern nur darauf hinweisen, daß er eifriger Stammgast des Residenztheaters war.)

Susanne blickte ihn traurig an. „Mißleiteter Krieger,“ sprach sie, „obgleich Du der Meinung bist, die Ehe sei nur da, daß sie zerstört werde, so will ich Dir doch verzeihen und zwar aus Rache.“

„Ich will Deine Liebe.“

„Unbesonnener, noch einen Schritt und Deine ganze Zukunft ist vernichtet. Willst Du die Millionen Deiner Tante für ewig verlieren, so rühre mich an.“

Fritz lächelte ungläubig.

„Verbünde Dich mit mir zur Rache, edler Held,“ sprach Susanne. „Man hat mich von meinem Gatten getrennt, man hat mich zur Amme erniedrigt, jetzt bin ich barmherzige Schwester und dies Alles nur, um . . .“

Susanne schwieg plötzlich. „Horch,“ flüsterte sie, „hörst Du nicht schlurfende Schritte auf dem Gange?“

Fritz nickte zustimmend, nachdem er eine Weile gelauscht hatte.

„Sie sind es,“ sprach Susanne mit leisem Grauen, „allnächtlich in der Stille vernehme ich sie. Und weißt Du, wer sie sind?“

„Nein,“ sagte Fritz, dem sich die Haare gesträubt hätten, wären sie nicht zu kurz geschnitten gewesen.

„Sie stellen Deinem Vermögen nach, dem Gelde und dem Testamente der Tante . . . es sind **Erbsichleicher**.“

„Täuschst Du Dich nicht?“ sagte Fritz.

„Thor,“ erwiderte Susanne. „Die Thatfachen werden Dir die Wahrheit meiner Worte beweisen.“*)

Fritz konnte nicht länger zweifeln. Susannens Seelengröße hatte sein besseres Selbst in ihm erweckt. Sie, die er durch Sinnelust, wenn auch nicht in böser Absicht, zu verderben gedachte, rettete sein Vermögen und damit seine ganze Karriere. Ueberwältigt von so viel Edelmuth, fiel er Susanne um den weißen Schwanenhals und weinte heiße Neuethränen, die herrlicher auf dem keuschen Mabafterbusen Susannens erglänzten, als ein **echter Verleumdung** bis zu fünftausend Mark vermocht hätte.

Es war ein nicht mit Worten zu beschreibender Weißeaugenblick, dieser Sieg der Tugend, den jedoch ein leises seltsames Klopfen auf die Thürklinke jäh unterbrach.

Bonnestunden sind oft, wie so manches Irdische, zu kurz.

„Das ist das Zeichen,“ raunte Susanne. „Verbirg Dich in der Nebenkammer und wenn ich rufe, eile zur Hilfe herbei.“

Fritz verschwand hinter der Tapetenwand. Kaum hatte Susanne ihre Stellung als hüßende Magdalene wieder eingenommen, als der Jesuit eintrat.

„Wozu diese Schaustellung?“ fragte er strenge.

„In das Sinnbild des Grabes versunken, fliehe ich die Versuchungen der Welt.“

„Wir spielen selbst Komödie,“ entgegnete er spöttisch. „Warum liebst Du mich rufen? Was ist Dein Begehrt?“

*) Später wurden in dem Hause in der Klosterstraße wirklich mehrere Paar Filzbarifer gefunden, die nach der Aussage eines gewiegten Kriminalisten keinem anderen Zwecke gedient haben können.

„Gieb mir meine Freiheit wieder, löse meinen Eid.“

„Unmöglich. Dem Orden sind Deine Dienste unentbehrlich. Hast Du diese geleistet, bist Du frei.“

„Was soll ich thun?“

„Amelie Schwudicke so lange mit der Hölle, dem Fegfeuer und der ewigen Verdammniß graulen, bis sie uns Hab und Gut vermachet.“

„Was wollt Ihr mit Geld und Gold, da Ihr doch das Gelübde der Armut abgelegt habt?“

„Eben weil der Arme Geld gebraucht,“ antwortete er spitzfindig.

Susanne warf sich ihm zu Füßen. Das graue Gewand sank von ihren rothigen Schultern, ihre Lilienarme erhoben sich bittend: „Gieb mir meinen Gatten wieder.“

„Seine Explosion ist nur eine Frage der Zeit.“

Susanne seufzte. Das graue Gewand glitt weiter herab, aber im höchsten Grade decent.

„Laß den Gespielen meiner Jugend, laß Nordhäuser nicht länger im Kerker schmachten.“

„Nordhäuser ist bereits in Afrika. Was Du in jenem unterirdischen Gemache sahest, war seine Nachbildung in Wachs.“

„Teufel,“ wollte Susanne rufen, aber sie bezwang sich, um ihr Spiel nicht zu verlieren. Sie lächelte. Wer konnte diesem Lächeln widerstehen?

Der Jesuit war in den besten Jahren.

Susanne lächelte noch bezaubernder.

Es war um ihn geschehen. Mit wildem Feuer preßte er die schöne Bührerin an sich.

Plötzlich erfüllte eine blitzartige Helle das Zimmer.

„Was war das?“ rief er.

„Soeben bist Du photographirt. Das Bild sende ich an den Ordensgeneral als Beweis, daß Du das Gelübde der Keuschheit zu brechen bereit warst, und ich bin wieder was ich war: Emma, Gräfin Szmołtopzka.“

„Als Du im Brunwald in der verfallenen Kapelle dem Grafen die Hand reichtest, traute Dich kein rechter Priester,

sondern eine Kreatur in priesterlichem Ornat. Deine Ehe ist nichtig. Du bist, was Du warst: Emma Siebenkletsch.“

„Szmoltopski ist mein Gatte durch meine Treue,“ rief Emma groß und erhaben. „Du aber, Sklave, besiegt durch meine Schönheit, Du hast Dein Gelübde gebrochen. Dich erwartet das **Urtheil Deiner Oberen.**“

„Alles, was zum Nutzen des Ordens geschieht, wird vergeben. Verbrechen verwandeln sich in Verdienst. Warum bist Du so sündhaft schön? Du mußt die Meine werden.“

Er drang auf sie ein. Wie eine **Berzweifelte** wehrte sich Emma. Schon erlahmten ihre Kräfte.

„Hilfe!“ schrie sie, „Hilfe!“

Mit einem gewaltigen Tritt sprengte Leutnant Frix die Tapetenthür. Wie der Kriegsgott selbst stand er da, den Schnurrbart schneidig aufgerichtet, mit funkelnden Augen, in jeder Hand einen sechsfach geladenen **Revolver** aus der mit Recht berühmten Waffenfabrik von Loewe & Co.*) und zielte scharf auf den zurücktaumelnden Jesuiten.

„Ha!“ rief Leutnant Frix in wildem Spotte. „Kennst Du, Glender, solches Betragen gegen eine Wehrlose Heiligung des Sonntags?“

Das Antlitz des Jesuiten verzerrte sich zu einer **schrecklichen Frage**. — Denn er konnte nicht leugnen; es war Sonntag!

„Dies nenne ich **Sabbathschändung,**“ fuhr Frix mit tödtlichem Hohne fort.

Der Hohn wird tödtlich, sobald er wahr ist.

Der Jesuit rüstete sich wie ein Jaguar zum Sprunge. Dem Leutnant an die Kehle fliegen, ihn erdroffeln und würgen, bis die schönen blauen Augen wie rothe Radieser aus ihren Höhlen quollen, ihn mit den **gelben Knochenfingern** ermorden, das war seine Absicht.

„Rühre Dich nicht, oder ich schieße **Zentrum,**“ rief Frix, der selbst in dieser Situation so kaltblütig blieb, daß er einen für den Reichstag brauchbaren Witz machen konnte. Emma aber brach mit einem Wehschrei zusammen.

*) Preisgekrönt, mehrfache Medaillen und Auszeichnungen.

Diesen Augenblick benutzte der Jesuit, auf Fritz loszuspringen, sein gräßliches Vorhaben auszuführen.

Aber er kam nicht weit.

Krach! Krach!! Krach!!!

Von drei Kugeln durchbohrt, wälzte das Scheusal sich in seinem Blute.

„Rache,“ röchelte er. „Rache. **Ich — habe — Hinter-**
männer! — Rache!“

Mit diesen Worten hauchte er seine schwarze Seele aus.

Die Dichter braunten düster. Der Todtenschädel grinste. Tiefe Stille war eingetreten.

Emma kam langsam wieder zu sich. Sie erhob sich, richtete sich bleich empor, blickte Fritz mit dem Ausdrucke jammervollsten Entsetzens an und fragte dumpf: „Was hast Du gethan?“

„Die Welt von einem Ungeheuer befreit und Dich gerettet,“ antwortete dieser frei und offen.

„Aber Du bist verloren,“ rief Emma, „und ich bin mit Dir dem Untergange geweiht. Wehe uns!“

„Ich fürchte mich nicht!“

„Weil Du die furchtbare Macht nicht kennst, deren Zorn Du auf Dich geladen hast. Ich aber, die ich, durch schauerliche Eide gezwungen, in ihrem Dienste stehe, ich kenne ihre Gewalt, die sie durch **Gift und Ränke** zu schaudervoller Geltung bringen.“

„Mich schützt der Staat!“ rief Fritz groß.

„Im Gegentheil; er muß Dich verfolgen!“ jammerte Emma. „Wie kann der Staat die Jesuiten wieder einführen, wenn Du sie todtschiebst? Mit Deinem Avancement ist es aus. Du hast Dich an einer gleichberechtigten Partei vergriffen. Das wird Dir nimmer verziehen. Unglücklicher Jüngling, was hast Du gethan?“

Jetzt wurde Fritz klar, daß er zu weit gegangen war. Aber warum hatte er sich ungenügend mit Politik beschäftigt?

„Und mich,“ fuhr Emma klagend fort, „mich werden sie in ihre Marterkammern schleppen, den blühenden Leib mit glühenden Zangen zwicken, mit eisernen Hafengeißeln die zarte Haut zerfleischen und mich —“ krampfhaftes Schluchzen ersticke ihre Stimme — „zur Nonne machen. Weißt Du, was das heißt: **Nonne?**“

„Alles, nur das nicht,“ rief Fritz. „Das darf nicht geschehen. Du bist zu schön zur Nonne, zu schön!“

„Wir müssen fliehen,“ wisperte Emma, sich in Angst und Noth an ihn schmiegend. „Nur in der Flucht ist Heil.“ Und laut setzte sie hinzu: „Wie preise ich das Geschick, daß ich in die Schliche der Jesuiten eingeweicht bin. Im anstoßenden Gemache findest Du Alles, was zur Verkleidung nothwendig ist. Rasch, rasch, Fritz, jede Minute ist kostbar.“

Blötzlich hielt sie inne und betrachtete ihn wehmuthsvoll. „Aber Dein Schnurrbart muß fallen; der würde Dich verrathen.“ — Thränen entströmten ihren Augen.

„Um keinen Preis,“ rief der Leutnant.

„Es muß sein. Wie aber entfernen wir ihn?“

„Ich habe stets mein Taschenrasirzeug*) bei mir.“

„Das ist ein Wink des Himmels. Gile Dich. Fritz, eile Dich.“

Während Fritz sich in das Nebengemach begab, wechselte Emma ihr Kostüm, und in kurzer Zeit verwandelte sich die hochdramatische Gestalt der bühenden Magdalena in ein anspruchsloses, einfach gekleidetes, dienendes Wesen, in eine zum Verwechseln ähnliche Magd. Emma war wieder, was sie oft gewesen . . . **das geheimnißvolle Hausmädchen.**

Jetzt trat der Leutnant ein. Emma stieß einen Freudenstrei aus. „Gerettet,“ rief sie. „Niemand vermag Dich zu erkennen, vom Nachtwächter aufwärts bis zum Kriminal-Reporter.“

So war es in der That. Wer hätte vermuthet, daß diese dralle Köchin in dem Rosakattunkleide mit weißer Schürze und niedlichem Hamburger Häubchen auf dem krausgelockten Köpfchen der Leutnant Fritz sei? — Nur wer es wußte. Und dies war Emma allein.

Oder vielleicht noch Jemand?

Hatte die auf dem Boden liegende **blutige Leiche** nicht soeben verdächtigt geblinzelt?

Oder war es Täuschung?

Weder Fritz noch Emma hatten es bemerkt. „Du bist nun

*) Eingetragenes Warenzeichen; Nachahmung wird verfolgt.

meine Schwester Friederike," sprach Emma und gab ihm zwei Verwandtschaftsküsse auf beide Wangen, die sie **nicht um eine Million** mit ihren Lippen berührt hätte, wenn sie noch wie kurz vorher, mannhaft von dem Schnurrbart beschattet gewesen wären.

Emma hielt Eins vor Allem hoch.

Ihre Tugend.

Emma löschte die Lichter und zog Friederike — so werden wir Leutnant Friß von jetzt an nennen — an der Hand die Treppe hinunter, in das Schlafgemach der Tante Schwudicke, vor deren Bette sie niederknieten.

„Gelobe mir bei dem Scheine der Nachtlampe und dem unschuldsvollen Schlummer Deiner Tante stets reinste Schwesterliebe zu widmen," sprach Emma. „Durch dieses Gelübde allein werden die Pläne unserer Feinde zu schanden und erreicht Du ein **hohes, herrliches Ziel.**“

„Ich gelobe es," erwiderte Friederike. „Aber . . .“

„Kein ‚Aber‘! Das geringste ‚Aber‘ würde mich zwingen, Dich zu verlassen. Und nun komm', wir haben eine weite, gefahrvolle Wanderung vor uns.“

„Wohin?" fragte Friederike.

„Nach der Wuhlhaide. Dort sind wir geborgen.“

Vierzehntes Kapitel.

Das Brillanten-Halsband.

In dem vornehmsten Restaurant der Wasserthorstraße saßen spät in der Nacht zwei Herren an einem einsamen Tische. Die **gelehrten Flaschen** zeigten deutlich, daß sie zu leben verstanden.

Es waren in der That zwei Lebemänner.

„Also abgemacht!" sagte der Eine, dessen Gesicht von Leidenschaftsfurcht, einen listig lauernenden Ausdruck angenommen hatte.

„Nur die **wahnsinnige Liebe** zu dem reizenden Mädchen läßt mich auf Ihren Vorschlag eingehen," entgegnete der Andere, dessen Wangen theils vom genossenen Wein, theils von innerem

Feuer glühten. „Ach, warum ist sie so spröde und abweisend?“

„Weil Sie den Weg zum Herzen nicht gefunden haben.“

„Ich schrieb ihr die zärtlichsten Liebesbriefe. Aber vergebens. Selbst die schönsten Gedichte blieben ohne Wirkung.“

„Gedichte ziehen nicht,“ sprach der Erste. „Aber hier, dies ist der Schlüssel, der in das **Paradies der Wonne** führt.“

Bei diesen Worten öffnete er ein Etui aus blauem Sammt, worin ein kostbares **Brillanten-Halsband** lag, dessen Steine wie Sterne funkelten und in allen Farben des Regenbogens glitzerten.

„So weit reichen meine Mittel nicht.“

„Sie sollen es nicht kaufen, sondern nur leihen. Nachdem es seinen Zweck erfüllt hat, geht es wieder in meinen Besitz zurück.“

„Und was verlangen Sie für diesen . . . Freundschaftsdienst,“ fragte der Heißblütige, dem trotz der Weinlaune aufdämmerte, daß ein **teufliches Komplott** vorlag.

„Wer wahrhaftig liebt, fragt nicht. Der Zweck heiligt die Mittel.“

„Nein. Nein!“

„Gut, so verzichten Sie auf den Besitz der **reizenden Estorina**. Ein Anderer wird ihre Gunst erwerben. Einem Anderen werden die Rosenlippen das süße Bekenntniß entgegenstammeln: ich liebe Dich. Einen Anderen umschlingen die Siederdaunenarme, an einen Anderen drängt sich der heißathmende Busen . . .“

„Halten Sie auf! Ich willige ein.“

„Ich wußte es,“ sprach der Erstere zu sich selbst. Laut fügte er dann hinzu: „Unterzeichnen Sie dieses Schriftstück, eine einfache Leih-Urkunde.“

„Geben Sie her,“ rief der Letztere vor Aufregung zitternd, nachdem er das Dokument gelesen. „Aber die Feder schreibt nicht.“ *)

*) Es war eine eigens zu diesem Zwecke gefertigte Feder mit doppeltem Boden.

„Der Kellner wird eine bessere besorgen. Fragen Sie ihn, bitte.“

Während Jener ging, den schlafenden Kellner zu wecken, der mit verstellter Müdigkeit in einer Ecke saß, vertauschte der Zurückbleibende das Schriftstück mit einem anderen, genau ebenso aussehenden.

Der Zurückkommende merkte den **abgefeimten Betrug** nicht, sondern unterzeichnete mit fester Hand:

Stephan Graf Szmoltopski.

„Auf das Wohl der reizenden Elliorina!“ rief der von Leidenschaft Durchfurchte und schenkte ein.

Sie stießen an und leerten die Gläser.

Wer aber war Elliorina?

Und **welche Absichten** hatte der Mann mit dem Brillanten-Halsband?

Der Leser wird bald erfahren, wie haarsträubend die Abgründe menschlicher Berruchtheit sind.

Fünfzehntes Kapitel.

Das tanzende Todtenbein.

Im Norden der Stadt, nicht weit vom alten Viehhofe, war zur Hebung der Bororte das „Theater der Celebritäten“ errichtet. Mit größter Bereitwilligkeit hatten Banken und Geldmänner die Baukapitalien vorgeschossen, als sie hörten, daß Kunst in diesem Theater nicht getrieben werden sollte, sondern etwas Neues, nie Dagewesenes, Nervenreizendes.

Das Haus war auf das Glänzendste eingerichtet. Die Logenschließer trugen echte Goldknöpfe, deren Prägung allein **50,000 Mark** gekostet hatte; die Sessel waren mit rothem Seidenrips bezogen und mit den Goldmonogrammen der Hypothekengläubiger gestickt; der Vorhang bestand aus pfirsichblüthfarbenem Sammet und echten Alençonspitzen. Hier konnte ein vornehmes Publikum sich sehen lassen.

Das wahre Zugmittel aber bestand in dem mit ungeheuren Gehältern engagierten Personal, das der klassischen Inschrift:

„Venustati et atrocitati“ über dem Eingange entsprechend, aus weiblicher Schönheit und menschlicher Schrecklichkeit zusammengesetzt war. — Beide zogen.

Schon füllte sich das Haus, denn ein **glänzendes Gestirn des Kunsthimmels** sollte an dem heutigen Abend aufgehen.

Es war Katharina Uderlaß, die Frau eines soeben wegen **vierfachen Mordes Hingerichteten**. Sie bildete die Hauptnummer des reichen Programms, das jedem Besucher des Theaters unsonst überreicht wurde. Es war auf weißem Atlas gedruckt und enthielt nicht nur die Lebensbeschreibungen der Künstlerinnen, sondern auch ihre Photographieen in anmuthiger Abwechslung mit Cacao, Patentbetten, Schuhwaaren, Cigarren und Haarfarbe untermischt.

Unwillkürlich fragt man sich: Wer bezahlt diesen Luxus?

Alles der Cacao!

Eine hochelegante Gesellschaft hatte sich eingefunden, die auf das Höchste gespannt war, die unglückliche Mördergattin zu sehen, von der die Zeitungen in den letzten vier Wochen so viel Gutes geschrieben hatten. — Ja, sie war nun eine **Celebrität**, die Katharina Uderlaß.

Auf der ersten Bank des Parketts saß Szmoltopski, im höchsten Grade aufgeregt.

Elliorina hatte das Brillant-Halsband erhalten. Wenn sie es an dem heutigen Abend trug, erfüllte sie den im Begleitschreiben ausgesprochenen Wunsch, mit ihm zu soupiren. Natürlich in anständiger Weise und keineswegs familiär.

Deshalb achtete er wenig auf die Vorführungen.

Den Anfang machte die Geliebte eines Briefmarders, der in Moabit saß. Sie deklamirte die „Post“ von Schäfer mit Horn-Echo. Der Beifall äußerte sich nur mäßig, weil sie nicht mehr neu war.

Dann kam ein soeben aus dem Gefängniß entlassener Kassirer, der seinem Prinzipal mit 750 000 Mark durchgebrannt war. Lebhafter Applaus begrüßte ihn. Er sang ein komisches Couplet. Der Lacherfolg war groß.

Die hierauf folgende Scene „**Die Grskönigin**“, von einer ehemaligen Engelmacherin dargestellt, rührte das Publikum

tief. Bei den Worten: „in ihren Armen, das Kind war todt“, blieb kein Auge trocken. Die Kunst feierte einen ihrer schönsten Triumpfe.

Nun aber erst der Wunderknabe Krallig. Der hatte sein Schwesterchen ertränkt. Schon mit vier Jahren stach er Bögeln die Augen aus, marterte er kleine Fische, weil sie ja nicht schrienen. Als er sich in seiner kindlichen Naivetät hinstellte und die allerliebste kleine Zunge ausreckte, riefen Alle Bravo. Bonbondüiten, Apfelsinen flogen auf die Bühne. Der Knabe wurde in die Logen gereicht und von den Damen abgeküßt. Obgleich er strampelte, biß und kratzte, siegte der Enthusiasmus.

Nur wenn junge Talente in dieser Weise gepflegt werden, können sie sich zu Zierden der Kulturwelt entwickeln. Von dem Kleinen ist noch viel zu erwarten.

Die Musik spielte Beethovens Leonoren-Duvertüre, leicht faßlich arrangirt von Burgmüller. Die laute Unterhaltung dabei hörte auf, denn nun kam die Aderlaß.

So also sieht die **Frau eines Hingerichteten** aus. Wie interessant. Was sie wohl fühlt? Und wie edel von der Direktion, ihr eine Existenz zu bereiten.

Da die Frau ohne alle Erziehung war — der Mann hatte sich ehrlich als Hundefänger ernährt, bis er aus Verdacht der Untreue zum Mörder wurde — stand sie erst im Beginne der Kunst. In tiefer Trauer gekleidet, tanzte sie die Kreuzpolka. Anderes konnte sie nicht. Ihr Gegenüber war ein an Strippen gelenktes **Todtenbein**. Als Glockenspiel diente im Orchester ein **echtes Nichtbein**.

Der Jubel kannte keine Grenzen. Es regnete Blumen und Kränze. Man fühlte das **Walten des Genius**.

Nur Einer rührte keine Hand und warf ihr die Gardenien und Orchideen nicht, die er mitgebracht hatte: Szmoltopski.

Für ihn gab es nur Eine: Elliorina.

Er wandte der Bühne den Rücken zu und sah ins Publikum.

Ihn erblickte, durch dies Benehmen aufmerksam geworden, ein Dienstmädchen, das neben einem anderen Mädchen, einer Köchin, oben im vierten Range saß. Es wurde bleich.

„Was hast Du, Emma?“ fragte die Köchin besorgt.

„Nichts, Friederike,“ antwortete Emma.

Als aber Elliorina auftrat, als Amor in dem Kostüm nach antiken Gemälden und Szmoltopski ihr die theuren Blumen zuschleuderte, schrie Emma laut hinunter: „Verräther!“

Szmoltopski sah hinauf. „Emma!“ rief er.

„Ich bin erkannt,“ flüsterte Emma, denn sie war es.

Das Publikum wurde unruhig. Der Hausinspektor forderte Emma auf, ins Bureau zu kommen, ihren Namen zu nennen, um wegen Kunststörung verklagt zu werden. Gottlob giebt es für Alles polizeiliche Hülfe.

Emma leistete Folge, gab aber einen **falschen Namen** an.

„Das Weitere wird sich finden,“ sagte der Hausinspektor streng.

Gebrochen verließen Emma und Friederike das Haus.

Und noch Einer verließ es mit tausend Qualen im Herzen der unglückselige Szmoltopski.

Elliorina war **ohne den Brillantschmuck** erschienen und Emma, die Verlorengeglaubte, unerwartet Wiedergefundene, war verschwunden. — So hatte er Alles eingebüßt.

Ein unglückseliger Gedanke durchzuckte ihn. — „Wozu habe ich den explosionsfähigen Unterkiefer aus Celluloid?“ sprach er. „Ich werde **die letzte Zigarre des Daseins** rauchen.“

Er setzte sich auf einen Eckstein und zündete die Zigarre an.

Sechzehntes Kapitel.

Die Tomaten des Todes.

Es wird Zeit, daß wir uns nach Nordhäuser umsehen.

Wie nicht anders zu erwarten, war seine Regierung in Westostafrika eine segensreiche und glückliche.

Die Residenzstadt Assessoria blühte auf. Er hatte die Stadt in zwei Theile getheilt. In dem einen war Schutz Zoll, in dem anderen Freihandel und dabei herrschte größte Freizügigkeit. So konnte sich Jeder aussuchen, was er wollte.

Im Parlamente ging es auf das Angenehmste zu. Die

Beschlüsse wurden einfach ausgewürfelt. Dadurch war jeglicher Parteihader zu Ende.

Das Militär hatte er abgeschafft. Er sprach das große Wort aus: „Einer muß mit der Abrüstung anfangen“.

Und dieser Eine war Nordhäuser.

Dafür versorgte er sein Volk mit weitgehendster Unfallverhütung. — Alles, was gefährlich werden konnte, ließ er roth anstreichen. Messer und Gabeln mußten rothe Hefte haben. Kein Elephant durfte sich ohne rothe Zähne zeigen. Die Hufe der Pferde wurden roth gemalt. Denn wie leicht kann ein Pferd hinten ausschlagen. *) Auch waren rothe Räder an den Bier- und Schlächterwagen obligatorisch.

Seit dieser Zeit wurde kein Kind mehr überfahren.

So volksbeglückend wirkte die rothe Farbe.

Im Innern war das Land glücklich. Nicht aber am Rande. Mit **Neid und Scheelsucht** blickten die Nachbarn auf den glücklichen Staat, der fortwährend unter Nordhäuser stand; mit vollen Händen warfen sie die Saat der Zwietracht über die Grenze.

Immer weiter griff die künstlich geschürte Empörung um sich.

Nur Nordhäuser ahnte nichts.

„Ich halte jeden Menschenfresser für einen guten und harmlosen Staatsbürger, bis er mich vom Gegentheil überzeugt,“ sagte er mit jenem, in der XXXIX. Gemeindeschule erworbenen echten Freisinn, der eine Säule der Humanität bildet.

Schrecklich war daher sein Erwachen, als die **Rebellen** sich am frühen Morgen vor seiner Wohnung zusammenrotteten und schrieten:

Wir wollen keinen Nordhäuser mehr.

Sie mußten mehr als von Sinnen sein.

„Du bist verloren, o Herr!“ rief dringlich sein treuer Leibsklave Abu-Daemel, „wenn Du Dich nicht rasch an die Spitze Deiner Truppen stellst.“

„O Daemel!“ rief Nordhäuser, „ich habe ja keine

*) Er wollte anfangs die Pferde ganz verbieten, aber die Zweiräder sind zum Pflügen noch nicht vervollkommenet genug.

mehr. Aber die **Engländer** werden mir beistehen mit Infanterie und Kavallerie.“

„Herr!“ schrie Abu=Daemel, „weißt Du nicht, wie gefährlich die sind? Sie haben ja rothe Köcke an.“

„Schrecklich, aber wahr,“ sagte Nordhäuser. „Und ich traute ihnen. — Aber wüßte ich doch bloß, woher die Wilden die schönen Schießgewehre haben, womit sie die Ansiedler und Schutztruppen niederknallen?“

„Von Euch selber,“ erklärte Abu=Daemel. „Was Guer Land mit dem Schacher verdient, bezahlen seine Söhne mit Blut und Leben.“

„Aber Menschenkind, wie können Waffenindustrie und Export ohne Absatz an unsere Todfeinde gedeihen? Du bist zu dämlich, Abu=Daemel!“

Die Insurgenten drangen ein. Nordhäuser wurde gefesselt und in ihre Mitte genommen.

„Wohin führt Ihr mich?“ fragte er.

„Das wirst Du sehen,“ rief ein Schwarzer und schmatzte blubbernd mit den dicken Lippen, wie im Vorgefühl eines leckeren Mahles.

Langsam bewegte sich der Zug zur Stadt hinaus, durch Palmenwälder bis in ein Thal des Gebirges, wo Halt gemacht wurde.

Nordhäuser blickte um sich; er kannte jetzt sein Schicksal.

Leppig grüne Sträucher sah er mit herrlich leuchtenden rothen Früchten, sorgsam angepflanzt um einen freien runden Platz. Es war die Tomate der Kannibalen, aus denen sie die Sauce zu ihren grauenvollen Schmäusen bereiten. *)

„Emma,“ flüsterte er, „lebe ewig wohl. Nur Dich habe ich geliebt. Diese Tomaten sind mein Tod.“

Die Wilden zündeten Feuer an, stellten einen Kessel darüber, in den die Weiber die Früchte hineinschnitten. Auch Rosinen thaten sie dazu und Mandeln, sowie Pfefferkuchen.

*) *Solanum anthropophagorum*, L. Siehe *Vegetis Synopsis der Pflanzenkunde* § 643. 1.

„Polnisch!“ sagte Nordhäuser und gedachte wehmüthig der heimathlichen Bierkarpfen.

Jetzt trat **der Oberschlächter** mit gezücktem Messer auf ihn zu.

Freiwillig, mit dem Muth eines deutschen Jünglings vom Koppenplatze, bot Nordhäuser seine entblößte Brust dem blitzenden Mordstahle dar.

Der Schlächter stieß aber nicht zu, sondern einen lauten Ruf der Verwunderung aus. Er stürzte platt auf die Erde. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen.

„Heil! Heil!“ riefen sie. „Nordhäuser ist unser echter König. Er allein, er **der Sohn des Mondes.**“

„Heil! Heil!“

Was war geschehen? Woher kam diese plötzliche Wandlung der Gemüther?

Ist die Gunst des Volkes nur eine Schaukel?

O nein. Hier lagen **Thatfachen** vor, denn die Unterthanen erblickten auf der Brust Nordhäusers einen deutlich erkennbaren Halbmond.

Der freundliche Leser weiß, wie Nordhäuser **aus Liebe zu Emma** einen halbmondsförmigen Hautlappen für die Herstellung von Szmoltopski's Unterkiefer bereitwillig hergab. Die Narbe hob sich scharf unrisen ab.

So rettete die edle That von damals ihn jetzt vor dem Gemetzeltwerden.

Eine gute That ist wie Lavendel, der bekanntlich lebenslänglich riecht.

Das Volk jauchzte ihm zu, denn es glaubte, Nordhäuser sei wirklich der Sohn des Mondes. Im Jubel brachte man ihn in die Stadt zurück. Die Glocken läuteten, die Kanonen wurden ununterbrochen gelöst, so daß die größte Freude herrschte.

Nur Einer war traurig inmitten der glänzenden Lustbarkeiten Nordhäuser. Und schwer regte sich sein Gewissen.

An der Pforte des Todes, mit dem letzten Athemzuge, hatte er sich eingestanden, daß er Emma liebte.

Dies war erklärlich, aber sündhaft, denn **Emma war verheirathet!**

„Abu=Daemel,“ fragte er seinen treuen Leibsklaven, „weißt Du einen Ausweg?“

Abu=Daemel schüttelte sein schwarzes Haupt.

„Du bist wirklich, wie Du heißt,“ sagte Nordhäuser. „Aber Du hast ein reines Herz. Das meinige ist schuldbeladen. Ach, nie kann Emma meine Gattin werden.“

Nordhäuser wußte jedoch nicht, das Szmolstopki, Emma's Gemahl, auf einem Eckstein am Schiffbauerdamm saß und die von den Jesuiten mit Sprengpetroleum gefüllte Zigarre soeben in Brand setzte.

Harre aus in Rechtlichkeit, Nordhäuser, und herrlicher Lohn krönt Dein Streben.

Siebzehntes Kapitel.

Das Extrablatt.

Große Aufregung herrschte in Berlin.

Mit heiserem Geschrei durchzogen wankende Gestalten die Straßen der Residenz.

„Extrablatt!“ riefen sie und erbleichend fragten sich die Bürger: „Was ist passiert?“*)

Dichte Volksmassen umlagerten das Haus in der Klosterstraße. Das dort wohnhafte Fräulein Amelie Schwudicke war verschwunden.

In dem Zimmer, welches die barmherzige Schwester Susanne inne gehabt hatte, war eine **furchtbare Blutlache** entdeckt.

Auch Susanne war verschwunden.

Hier lag ein **Verbrechen** vor.

Aber welches?

Einige warfen Verdacht auf das auswärtige Amt.

Anderere wiesen auf Friedrichsrub hin.

Vorsorgliche Stimmen sprachen sich für die Verringerung der Dienstzeit aus.

*) Von einem zuverlässigen Reporter mit eigenen Ohren gehört.

Jüngere firebsame Rätbe erhärteten statistifch, daß nur der Ahtuhrladenschluß Abhülfe bringen könnte.

Das Publikum füllte allabendlich den Cirkus Busch bis an das Dach.

Undurchdringlich find die Geheimnisse der Volksseele.

Achtzehntes Kapitel.

Friederikens Beichte.

Emma und Friederike — wir wissen, daß Letztere kein Anderer ist als Leutnant Fritz — waren glücklich nach der Wuhlhaid entkommen. — Dort lebten sie in stiller Verborgenheit in zwei dicht nebeneinander gelegenen, aber sorgfältig getrennten Erdhöhlen, die ihnen Schutz gegen Unbill der Witterung boten.

Ihre Nahrung bestand aus Wurzeln und Beeren des Waldes, die sie in ein Binsenkörbchen sammelten und gemeinschaftlich verzehrten. Auch hatte Emma eine Hirschkuh gezähmt, die sie mit trefflicher Milch zum Kaffee versorgte. Nur einen Luxus erlaubte sich Friederike, indem sie auf das Militärwochenblatt abonniert war, und hin und wieder besuchten sie das Theater der Celebritäten, weniger aus Vergnügen, als zur Bildung des Geistes.

Auf diese Weise wären sie unentdeckt geblieben, wenn sich nicht jener Vorgang im Theater ereignet hätte.

Der Boden unter ihren Füßen wankte.

„Die **Schergen** sind uns auf der Spur,“ sagte Emma. „Moabit blüht uns. Aber Rettung ist möglich, wenn ich mich auf Dich verlassen kann. Jedoch muß ich dies bezweifeln.“

„Hierzu hast Du keinen Grund,“ erwiderte Friederike.

„Doch,“ entgegnete Emma gekränkt. „Du wurdest verwirrt, als Elliorina auftrat. Du verbirgst mir etwas. **Welche Beziehungen** hast Du zu ihr?“

„Frage nicht,“ rief Friederike schmerzlich.

„Ich frage dennoch!“

„Ich kann es Dir nicht sagen.“

„So habe ich es mir gedacht,“ antwortete Emma und wandte sich erröthend ab.

„Berurtheile mich nicht ungehört,“ flehte Friederike.

„Gut,“ sprach Emma. „Wir wollen uns in das dickste Dickicht setzen, wo kein Lauscher ein Wort vernimmt. Ich winde Dir, wie stets am Morgen, ein Kränzlein aus Bergißmeinnicht und wildem Epheu. Aber verhehle mir nichts. Die Wahrheit über Alles, sagt Ibsen.“

Und Friederike erzählte.

Neunzehntes Kapitel.

Des Pfarrers Tochter.

Lenchen war die Tochter des ehrwürdigen, aber harten Pfarrers zu Laubenheim. Sie wuchs in aller Unschuld heran, lieblich anzuschauen und tugendhaft. In dem einsamen Dörflein erzogen, glich sie der Blume des Feldes, ebenso unschuldig und kindlich.

„Ach,“ sagte sie einst zu ihrem Vater, „wie reizend wäre es doch von dem Storch, wenn er mir auch ein so niedliches Wickelkindchen brächte, wie er neulich dem Bärbelchen gebracht hat. Es hat so allerliebste Händchen . . .“

Hestig entgegnete der Vater: „Ich würde Dich in den Keller sperren, wo es am dunkelsten ist und Dich mit Messeln peitschen. Das merke Dir.“

Lenchen erschrak ob dieser Drohung. Sie ging in den Garten, setzte sich in die Bohnenlaube und weinte bittere Thränen. Sie wußte nicht, womit sie die Vorwürfe verdient hatte. So kindlich war sie.

Während sie weinend ihren Gedanken nachhing, ertönte von der Dorfstraße lustiges Trara. Es ritten **blaue Dragoner** heran, als Einquartierung zu den bevorstehenden Manövern. Lenchen eilte an den Gartenzaun. Wie geblendet starrte sie. Noch nie hatte sie etwas Schneidigeres gesehen. Und der Schneidigste ritt voran.

Der Leser wird längst errathen haben, daß dies kein Anderer war, als Leutnant Friß.

„Ach!“ rief Lenchen.

Leutnant Friß grüßte sie lächelnd. Lenchen erglühte wie die Mohnblumen auf den Beeten des Gartens; noch mehr aber erglühte sie, als sie in das Haus trat und Leutnant Friß sich ihr als beim Pfarrer einquartiert vorstellte.

Zwar murrte der Pfarrer, aber den Quartierzettel konnte er nicht wegmurren. Er mußte sich fügen.

Eine wundervolle Zeit brach für Lenchen an.

Zum ersten Male in ihrem Leben liebte sie. Es war Leutnant Friß ein leichtes, die unerfahrene Saideblume zu bezaubern. Die hellblaue Uniform kleidete ihn zu gut.

Nur zu rasch verfloßen die Tage unschuldsvoller Freude. Die Abschiedsstunde schlug. Am nächsten Morgen mußte Friß das Dorf verlassen.

Schwermüthig saßen Friß und Lenchen in der blühenden Bohnenlaube. Milde war die dämmernde Sommernacht. Die Nachtigall flötete.

„Was machst Du da, Lenchen?“ fragte Friß, als Lenchen den Zeigefinger auf die Knöpfe seiner Uniform legte und dabei murmelnd sprach:

„Er liebt mich — ein wenig — ach garnicht u. s. w.“

„Ach nur ein kindisch Spiel,“ antwortete sie. Laut rief sie darauf, als sie bei dem letzten Knopf angelangt war: „Er liebt mich!“

Friß: „Ja, Lenchen, laß dieses Wort der Götter Ausspruch sein!“

Lenchen: „O, Du mußt nicht Götter sagen. Das ist heidnisch. Und heidnisch ist Sünde, wie der Vater sagt.“

Friß: „Mir einerlei. Gefühl ist alles.“

In diesem Augenblick ward ein großer Komet am Himmel sichtbar. . . . „O sieh!“ rief Lenchen und zitterte.

„Bleibe ruhig, mein Kind,“ sprach Friß, der sich als Militär vor keiner Naturerscheinung fürchtete.

Muth kennt keine Furcht.

Lenchen: „O, solch ein Stern bringt Unheil, Krieg und Blutvergießen. Wenn sie Dich erschöpfen?“

Fritz: „Im Manöver wird nur blind geladen.“

Lenchen: „Aber Du kannst unter die Räder der Kanonen kommen, schrecklich zermalmt. Das ist das Loos der Schönen auf der Erde.“

Fritz: „Lieb Märchen.“

Die Sterne funkelten. Die Bohnen blühten. Die Nachtigall flötete.

„Wie ist die Erde doch so schön,“ sprach Lenchen.

„Besonders des Nachts,“ sagte Fritz.

Lenchen: „Ewig Dein.“ — Fritz: „Ewig mein.“

Der Komet erlosch. Es war, wie die Wissenschaft nachweist, nur ein sogenanntes Meteor gewesen, das platzte, sobald es die Atmosphäre der Erde erreicht. Auch der Himmel täuscht zuweilen.

„Weh', nun ist all unser Glück dahin,“ sagte Lenchen.

„Ich wittere Morgenluft,“ sprach Fritz. „Die Pferde wiehern. Der letzte Tag bricht an.“

Lenchen: „Verlaß mich nicht.“

Fritz: „Der Dienst befiehlt.“

Er drückte einen Kuß auf die lilienweiße Stirn Lenchens.

Lenchen: „Ach!“

Fritz: „Bleibe so unschuldsvoll und rein wie Deine Stirn. Dann wird einst **das höchste Glück** uns vereinen. — Lebe wohl!“ (Fritz seitwärts ab durch die Bohnen.)

Händeringend blieb Lenchen zurück. Ja, sie liebte Fritz mit der ganzen Gewalt ihres jungfräulichen Herzens. Nun hatte er sie verlassen. Der erste tiefe Schmerz des Lebens hatte ihre unschuldsvolle Seele getroffen. Schluchzend sprach sie den frommen Vers:

„Ja Liebe pflegt mitummer
Stets Hand in Hand zu gehn.“

Es nahen sich Schritte.

„Sollte er wiederkehren?“ durchrieselte es Lenchen freudig.

„Fritz, bist Du es, Einziggeliebter?“ rief sie.

Aber wer schildert ihren Schreck, als statt des sehulich Er-

warteten, Lenchen plötzlich in dem Eingang der Laube ihren Vater erblickt?

„**Ha, Verworfene!**“ donnerte der Pfarrer, der wie gesagt, ein harter und grausamer Mann war, die Schreckensbleiche an. „**Eine Soldatenbraut** ist meine Tochter nicht mehr. **Schande und Schmach** bringst Du über mein ergrautes Haupt.“

„Vater,“ jammerte Lenchen. „In Sitte und Züchtigkeit hat Fritz mir seine Liebe gestanden. Ich übernehme jede Garantie für seine Nchtbarkeit.“

„Und wer garantiert für Deine Ehrbarkeit?“

„Fritz,“ antwortete sie mit dem süßesten Liebreiz der Unschuld.

Der zornige Vater aber hatte kein Auge für die, aus den holden Augen der Tochter sprechende Wahrheit.

„Hinweg!“ rief er. „Aus meinen Augen!“

Er riß eine Bohnenstange aus der Erde und mit rücksichtslosen Schlägen vertrieb er Lenchen aus dem Garten, worin sie ihre Kindheit verlebt hatte, mit gezähmten Schmetterlingen, die ihr aus der Hand fraßen und sie schmeichelnd umflatterten.

Wimmernd wie ein gehektes Reh floh Lenchen.

Wohin? Wohin?

Am fernen Horizont schimmerten die rothen Uniformen der Husaren.

Ihnen nach eilte Lenchen, immer weiter und weiter, bis sie Berlin erreichte.

Welche **Kämpfe und Gefahren** sie in dem großen Babel zu bestehen hatte, darüber wird sie später selbst berichten.

Schon glaubte sie aller Noth entronnen zu sein, als sie ein **Engagement** beim Theater der Celebritäten gefunden hatte und zwar unter dem Namen Elliorina, die schöngebaute Perle vom Lande.

Da wurde ihr das **Diamantenhalsband** übersandt.

Nun war sie der **Hölle auf Erden** überliefert.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Seeräuber.

Schon zwei Wochen lag der „Albatros“ auf dem zehnten Grad südlicher Breite, ohne vorwärts zu kommen.

Kein Lüftchen regte sich. Die Segel hingen schlaff an den Masten. Nicht das kleinste Wölkchen tauchte im Westen auf, so oft auch der Kapitän das Glas ansetzte.

„Wir sind vom rechten Kurs abgewichen,“ sagte der Kapitän zum Steuermann Klaus Theerstiefel, einem wetterfesten Seebären, der sonst stets mit Scherz und Humor begabt, düster auf das Kompaßhäuschen blickte.

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu,“ entgegnete Klaus Theerstiefel.

„Du machst Unsin, Klaus,“ erwiderte der Kapitän.

„Es ist etwas nicht richtig,“ blieb Klaus mit der zähen Beharrlichkeit bei, die älteren Schiffen stets eigenthümlich ist. „Da ist zunächst der Mann mit der blauen Brille und dem kalten Blick, der behezt die Kompaßnadel.“

„Klaus, lasse Dich nicht auslachen.“

„Es ist dennoch so,“ fuhr Klaus unbeirrt fort. „Ginge die Nadel richtig, müßten wir längst in Westafrika sein.“

„Klaus, solltest Du Recht haben?“

„Dann sind die beiden Mädchen da. Die eine ist mir verdächtig.“

„Warum dieses, Klaus?“

„Sie rasirt sich.“

„Seetang und Schellfische!“ fluchte der Kapitän aufgebracht, „schon seit mehr als vier Wochen werden die Wasserrationen auf das Nothwendigste eingeschränkt — wir haben kaum noch für zwei Tage Trinkwasser — und es vergeudet ein Weibsbild das kostbare Maß mit Rasiren? Da soll doch . . .“

„Kapitän, mäßigt Eure Rede,“ fiel ihm Klaus beschwichtigend ins Wort, „die unterseeischen Mächte könnten zürnen.“ Leise fügte er hinzu: „Und dann ist drittens **die**

verdächtige Kiste da. Robert, der Schiffsjunge, sagt, er habe ein Geräusch, wie von einem Uhrwerk, darin vernommen.“

„Heilig, Donner . . . ! Wem gehört die Kiste?“

„**Dem Manne mit der blauen Brille und dem kalten Blick!**“

„Hier liegt etwas vor!“ sagte der Kapitän.

Rasch entschlossen zog er die Rothleine. Ein greller Pfiff ertönte.

„Alle Mann auf Deck!“ rief er durch das Sprachrohr.

Erschreckt stürzte Alles aufs Deck. Die Matrosen, die Schiffsjungen, der Koch, die Passagiere. Auch zwei bleiche Mädchengestalten waren unter ihnen.

Emma und Friederike.

Ja, sie waren es. Um den Verfolgungen ihrer Feinde zu entgehen, hatten sie sich durch einen Auswanderer-Agenten nach Afrika vermietet. So nahe am Ziel — man konnte fast mit dem Finger hinzeigen — drohte Entdeckung und Verderben.

Mit rührender Schwesterliebe darbt Emma sich das immer knapper werdende Trinkwasser ab, damit Fritz sich rasiren konnte, und nicht durch den in der Tropenhitze doppelt rasch keimenden Bart verrathen würde, aber ihr klarer Verstand sagte ihr, daß der Augenblick der Entdeckung gekommen sei.

Und dennoch . . . muthig hielten sie den forschenden Blick des Kapitäns aus.

Zum Glück war Fritz frisch rasirt. Emma duldet die furchtbaren Qualen des Durstes mit der ganzen Hingabe eines edlen Frauenherzens.

In der Gefahr bewährt sich die Tugend oft bewunderungswürdiger, als in Glück und Wohlleben.

„Alaus irrt sich,“ murmelte der Kapitän. Laut befahl er darauf:

„Man hole die verdächtige Kiste!“

Die Kiste wurde gebracht. **Sie glich einem Sarge.**

In athemlosem Schweigen verharrten die Umherstehenden.

Man hörte deutlich das Ticken eines Uhrwerkes in dem Sarge. — „Werft die **Höllmaschine** über Bord,“ kommandirte der Kapitän.

Vier Matrosen ergriffen die Kiste.

„Halt!“

Wer hatte Halt gerufen?

Der Rufer trat vor. **Es war der Mann mit der blauen Brille und dem kalten Blick.** — „Wer wagt es, mein Eigenthum zu vernichten?“ fragte er.

Gemma erbehte bei dem Klange der Stimme.

Standen die Todten auf?

Sie blickte forschend hin.

Er war es, trotz der blauen Brille der von Fritz erschossene Jesuit. *)

„Deffnet die Kiste,“ befahl der Kapitän.

Sorgfältig entfernte der Schiffs-Zimmermann den Deckel.

In der Kiste lag eine Leiche.

Ein Schrei des Schauders erscholl. Mehrere wurden ohnmächtig.

Die Leiche wimmerte.

„Hier liegt etwas vor!“ rief der Kapitän mit donnernder Stimme.

Aber was?

Niemand vermochte zu antworten. Grauen lähmte das Schiffsvolk und die Passagiere.

„Wo ist Klaus Theerstiefel?“ fragte der Kapitän.

„Hier!“

Der Kapitän stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Er erkannte Klaus nicht wieder auf den ersten Blick.

Klaus waren bei dem fürchterlichen Anblick die Haare schneeweiß geworden. **)

Die Leiche regte sich.

*) Jesuiten sind bekanntlich sehr zählebig. So oft sie historisch vernichtet wurden, immer waren sie wieder da. So auch hier. Mit Hülfe der Röntgenstrahlen wurden im Innern des Erschossenen zwei Kugeln gefunden, die einfach an dem durch die Lehren der Jesuiten verhärteten Herzen plattgeschlagen waren. Nach Entfernung der Kugeln in Dr. G. Millers Poliklinik und Anwendung von Heilserum war der Jesuit wieder hergestellt. — Wunder giebt es eben nicht!

**) Thatsache!

Nun geschah etwas Rührendes.

Ein junges Mädchen stürzte auf den Sarg zu und half der Leiche sich aufrichten. „Tante,“ sprach sie lieblosend. „Geliebte Tante. Wie kommst Du in die Kiste?“

„Bist Du es, mein Friß?“ sagte die Tante und streichelte ihn mit fleischlosen Händen. „O, man hat mir Schreckliches eingegeben. Ich mußte immer schlafen und schlafen. Und träumen. Viel Unsinn, mein Friß. Und Quatsch!“

Der Schiffsarzt hatte mittlerweile das Uhrwerk untersucht. Es war eine Maschine, die über dem Haupte der Eingefargten angebracht, ihr alle fünf Stunden Schlaftropfen einflößte.

„Es ist Morphinum mit einem starken Schuß Chloral,“ erklärte der Schiffsarzt. „Aber noch ein unüberwindliches Schlafmittel ist dabei, das ich nicht kenne.“

Der Mann mit der blauen Brille lächelte zufrieden. Er kannte es, denn es war in der Gifffüche der Jesuiten aus den zu diesem Zwecke ausgewählten Reden des Reichstages destillirt worden. Deshalb träumte die Tante so gräßlich.

Friederike erhob sich und rief:

„Vor Gott und den Menschen klage ich jenen Mann mit der blauen Brille an, meine Tante Amelie Schwudicke durch List und Mänke in seine Gewalt und in diese Kiste gebracht zu haben, um sie zu zwingen, ihr Testament zu Gunsten seines Ordens . . .“

„Noch ein Wort, und ich erzähle, wer Du bist,“ rief der Mann mit der blauen Brille.

„Friederike, halt ein,“ flehte Emma.

„Nein. Das Scheusal muß entlarvt werden.“

„So hört,“ rief der Jesuit. „Diese Friederike ist nicht, was sie scheint, sondern ist . . .“

Ein Kanonenschuß übertönte die Worte des Jesuiten.

„Die Seeräuber!“ schrieen die Weiber und Kinder durcheinander.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich. Die Seeräuber enterten den „Albatros“ und da sie in der Uebermacht waren, wurde ihnen nach blutigem Ringen der Sieg.

„Schafft die Gefangenen auf den Sklavenmarkt,“ herrschte

der Anführer seine Mordgesellen an. „Diese beiden aber — er deutete mit brandgeschwärzten Fingern auf Emma und Friederike — werde ich selbst dem Sultan zum Kaufe anbieten. Sie werden eine **Zierde seines Harems.**“

Mit einem lauten Aufschrei sank Emma in Ohnmacht.

Friederike lachte dem Seeräuber ins Gesicht.

Zähneknirschend sprach er: „Du wirst schon kirre werden, mein Täubchen!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

In höchster Noth.

Wir müssen uns nach Elliorina umsehen.

Weshalb hatte sie das Brillanthaltsband nicht angelegt?

Sie hatte es versezt.

Sie war in Drangsal. Der Weg zum Pfandhause ist mit Geldmangel gepflastert.

Nun sollte sie das Halsband zurückerstatten. Sie konnte es nicht. Man drohte ihr mit den Gerichten.

Sie weinte.

Man schlug ihr einen älteren Herrn vor, ihre Thränen zu trocknen.

Sie weinte stärker.

„Nie,“ sprach sie. „Ich bleibe meinem Fritz treu.“

Man ließ ihr keine Wahl.

„Wir bleiben nur noch die kühlen Fluthen der Spree,“ sagte sie leise und ging nach dem Schiffbaurdamm.

Dort saß ein Herr auf einem Eckstein mit einer brennenden Cigarre im Munde.

Elliorina sprang ins Wasser.

Der Herr sprang ihr nach. — Die Cigarre erlosch.

Hoffen wir, daß Elliorina dem feuchten Elemente ent-rissen wird.

Wir dürfen es hoffen, denn sichtlich waltet die Hand der Vorsehung über dem edlen Grafen Szmoltopski.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Harem.

Madſchun Kebir el Chumar, der Sultan von Damombay, war beſonders froher Laune: ihm waren zwei neue Sklavinnen angemeldet. **Zwei weiße.**

Alle Farben waren in ſeinem Harem vertreten.

Auf den weichen Divans des **Berleujaales** ſaßen die Bewohnerinnen ſeines Luſtſchloſſes, Indiens holde Töchter, deren ſchwarzes Haar auf wundervolle Nacken fiel, **Araberinnen** mit **gluthblihenden Augen** lagen hingegeben auf koſtbaren ſeidenen Teppichen und ſchlugen mit Korallenſingern Laute und Tambourin.

In der Mitte des Saales tanzten die **ſchönſten Cirkaffierinnen** wolluſtathmende Tänze. Leichte Schleier hüllten die ſchlanken Geſtalten wie durchſichtige Nebel ein, wie zarte Wolken aus Roſenblättern mit Goldſternen, Diamanten und Rubinen beſetzt, die Lichtfunken ſprühten, wenn die Schönen hin und her wogten, wie Blüthenzweige im Hauche des Zephyrs.

S kaum berührten die kleinen ſchön geformten Füße den Boden aus Perlmutter und Elfenbein. Es waren die Houris des Paradieses, die dort ſchwebten, umfloſſen von dem ſanften Glanze, der von den ſchimmernden Perlenwänden des Saales auf die Gruppen der Lächelnden ſtrahlte.

Ja, ſie mußten lächeln.

Die ſich nicht der Heiterkeit ergab, der wurde der **Skorpionen-Becher** kredenzt. Dann warf der Henker die in Todesqualen ſich windende die Schädelſtreppe hinab. —

Sie lächelten Alle.

Der Sultan ſaß auf ſeinem Bernſteinthron. Seine Krone war aus ſieben blutigen Dolchen gebildet, als Zeichen **unumſchränkter Macht** über Leben und Tod und alle Schönheiten des Harems.

Er war ebenſo Liebes- wie blutdürſtig.

Andererſeits aber großmüthig und edel.

Jedoch durchaus kein Freidenker.

Er ließ täglich hinrichten.

Ebenso oft begnadigte er.

In seiner Hand lagen Emma's Geschick und das Friederikens. Ob auch sie lächeln würden? Winkte auch ihnen der Skorpionen-Becher? Oder die Gunst des Sultans?

„Man führe die Blüthenknospen des Abendlandes herein,“ rief der Sultan. „Ihr Uebrigen entschleiert Euch zu einer Schönheitskonkurrenz mit den Fremddinnen. Der Siegerin wird dieser Türkis zum Geschenk und meine Liebe.“

Der Tanz hörte auf. Die Schleier fielen. Aller Blicke richteten sich auf die Thür. Blicke der **Neugier** und der **Eifersucht**.

Der echte persische Teppich wurde zurückgeschlagen. Mit kriechender Höflichkeit trat der Seeräuber ein. Ihm folgten, mit dem Stolze deutscher Reichsangehörigkeit, Emma in holdem Liebreiz und Friederike, frisch rasirt, ohne Furcht und Bangen.

Staumend **stierte der Sultan** Friederike und Emma an, wie sie in der goldumrankten Marmorthür seines **Haremjaales** erschienen.

Er war von jeher der Meinung gewesen, ein Kenner weiblicher Schönheit zu sein, denn sein unermesslicher Reichthum gestattete ihm, sich aus allen Ländern die hübschesten Mädchen herbeischaffen zu lassen, aber eine so **wunderbare Schönheit wie Emma** war ihm noch nie vor die begehrlichen Pupillen gekommen, die wie die Augensterne eines betrunkenen Luchses leuchteten.

Emma erschauerte und senkte den Blick.

Dadurch ward sie nur noch schöner.

Dem keinen größeren Reiz besitzt die Schönheit als Tugend und Anschuld.

Der Sklavenhändler forderte einen unerhörten Preis für Emma und Friederike. Durch sein **verabscheuungswürdiges Geschäft** hatte er gelernt, nicht nur die lebendige Waare zu taxiren, sondern auch die Käufer und er sah, daß der Sultan von Damombay Emma auf jeden Fall behalten würde. Für Friederike verlangte er weniger, zumal diese den Sultan höchst geringschätzend belächelte und mit neugierigen Blicken die im **Berlensaale** sich in **verführerischen Gruppen** aneinander-

schmiegenden Odalisten musterte, welche beim Eintritt des Sklavenhändlers ihr Antlitz rasch mit den Schleiern verhüllt hatten.

Das Gesetz gebot ihnen, ihr Gesicht vor jedem fremden Manne zu verbergen.

Aber keine von ihnen wußte, daß Friederike kein anderer war als der in weibliche Tracht **verkleidete Leutnant Fritz**, Emma's Leidensgefährte und schwesterlicher Freund.

Der Sultan rief: „Werst dem Hunde von Sklavenhändler die verlangten zehntausend Beutel Goldes zu und ihn selbst hinaus.“

Dies geschah durch rasch herbeieilende Eunuchen.

Der Sultan war allein mit seinen Frauen.

Allein?

O nein. Leutnant Fritz war auch da.

„Entschleiert Euch!“ rief der Sultan. „Wie die Blumen des Paradieses will ich Euch sehen, damit sich entscheide, welche die Schönste ist. Zwei ältere Weiber helfen den neuerworbenen Sklavinnen beim Ablegen ihrer Gewänder.“ Und zu Emma sprach er brennenden Blickes:

„Deine Schönheit wird Alle besiegen; noch heute erkenne ich Dich zu meiner Favoritin.“

Emma erbleichte sichtlich.

Zwei ältere Neger-Sklavinnen näherten sich Emma und Friederike, den Befehl des Sultans zu vollziehen, während die übrigen Araberinnen, Cirkassierinnen, Indierinnen, Andalusierinnen ihre Schleierhüllen fallen ließen und wie lebende Statuen in zierlichem Reigenschritte sich dem Throne zuwandten, auf dem der Sultan saß.

„Donnerwetter!“ rief Leutnant Fritz.

„Berrathe Dich nicht oder **wir sind des Todes**,“ flüsterte ihm Emma zu.

Mit ihren knöchernen Fingern begann die eine der Negerinnen an Friederikens Nieder die Häkchen zu lösen.

Blötzlich aber flog sie quietschend mitten in den Saal auf den polirten Fußboden aus Perlmutter und Elfenbein.

Friederike hatte der Negerin eine barbarische Ohrfeige verabreicht.

„Ha!“ rief der Sultan. „Was bedeutet das? Laßt die Eunuchen kommen, die Widerspänstige zu zwingen.“

„Halt ein!“ rief Emma. „Gönne mir ein Wort, o mächtiger Sultan.“

Mit ihrem bezauberndsten Lächeln sah Emma zu dem Bernsteinthronen empor.

Der Sultan, entzückt von so viel Liebreiz, sprach huldvoll:

„Das Wort sei Dir gestattet, Du Mandelblüthe*) der Schöpfung.“

„Verzeihe, o gewaltiger Herr,“ nahm Emma das ihr erlaubte Wort. „Meine Freundin kann nicht haben, daß man sie ankommt; sie ist über alle Begriffe klügelich.“

Es war eine Nothlüge, die Emma aussprach, aber, im Hinblick auf die Gefahr, in der Leutnant Frix in diesem Augenblicke schwebte und auf die edle Absicht, den treuen Genossen des Schicksals zu retten, wird ihr diese Sünde in dem Schuldbuche der Vergeltung gewiß nicht angeschrieben werden.

Der Himmel vergiebt die Schwächen der Menschen, wenn die Beweggründe dazu gute sind.

„Ich könnte Dich tödten lassen,“ brüllte der Sultan und funkelte Friederike mit grimmigen Zornesblicken an.

„Warum nicht gar?“ entgegnete diese mit der Ueberlegenheit eines deutschen Kavallerieoffiziers gegenüber einem afrikanischen Herrscher.

„Chalan!“ rief der Sultan, was so viel heißt als: „Aber sofort.“

Schon wollte er in die Hände klatschen und dadurch die Henker herbeirufen, als Emma noch einmal rasch das Wort ergriff.

„O Sultan,“ sprach sie mit dem wundervoll sonoren Organ, das ihr eigen, „übe Gnade. Sie verschönt den Fürsten auf dem Thron mehr als die Krone und irdische Macht gleicht dann der göttlichen, wenn Gnade geht vor Recht.“

*) Der Leser wird sich durch die blumenreichen Redewendungen der Orientalen nicht verlegt fühlen. Sie sind einmal so.

„Du bewegst mich tief, o Jasminglanz der Erdgeborenen,“ sagte der Sultan. **„Um Deiner Schönheit willen** schenke ich Deiner Gefährtin das zwiefach verwirkte Leben, denn wisset, auf Widersehlichkeit und Nichtachtung meiner Macht steht unwider- ruflich der Tod, der Tod mit den **furchtbarsten Martern**. Gehorsam heißt mein Scepter, Unterwerfung mein Reichsapfel, Wille meine Krone.“

Alle schwiegen.

„Charuf soll kommen!“ befahl der Sultan.

Ein junger Krieger trat ein, bewaffnet mit einer eisernen Keule, die an ihrem oberen Ende mit kurzen scharfen Stacheln versehen war.

„Ihr Mädchen aus dem Abendlande sollt kennen lernen, was Gehorsam ist,“ wandte sich der Sultan zu Emma und Friederike.

Den Odalisten ringsum wich die Rosenfarbe von den Wangen; sie wußten aus Erfahrung, **daß sich jetzt etwas Gräßliches ereignen würde.**

„Charuf!“ rief der Sultan, „schlage Dich todt.“

Noch bevor Emma Worte finden konnte, dem Schrecklichen vorzubeugen, erhob der blühende junge Krieger die eiserne Keule in gewaltigem Schwunge und schmetterte sie gegen sein Haupt, das mit knarwelnendem Schalle zersprang und sein Inneres weithin spritzte.

Dumpf fiel der leblose Körper nieder Charuf war nicht mehr.

„Werft ihn auf die Table d'hôte*) meiner Geier,“ befahl der Sultan.

Die Eunuchen eilten herbei und schleppten das Opfer des blinden Gehorsams hinaus. Negerinnen kamen und deckten einen kostbaren Teppich über die Lache von Blut und Gehirn.

Der Sultan that als sei nichts geschehen. „Seid lustig,“ herrschte er die Mädchen an, die sofort in krampfhaftes Fröhlich- keit ausbrachen, sich die Schwanenarme reichten und in munterem Reihentanze wiegten. Dazu sangen sie:

Siehe Seite 73.

Sultan, wie Du, Das glaube uns,
So lieblich und so schön, Ist keiner zu sehn.

Fritz hätte fast Lust gehabt mit zu schunkeln, aber ein warnender Blick Emma's hielt ihn in Schranken.

„Bazta!“ rief der Sultan, nachdem er genug von dem Tanze hatte, „zieht Euch in die Frauengemächer zurück. Ihr alle seid wie die erblaffenden Sterne am Morgenhimmel, seitdem diese Sonne über dem Gesilde meines Verlangens aufgegangen ist. Verschwindet!“ — Die Odalisten rüsteten sich zum Abgange.

„Hört!“ rief der Sultan, „Zuleima' und Masal', die gazellenäugige, treten in den Dienst meiner Muserforenen als ihre Leibklavinnen. Und Ihr beide, Augenlieb' und Herzensdieb', Ihr seid verpflichtet, die Andere in Eurer Erziehung zu nehmen, damit sie ihre Wildheit ablegt und ihre Sprödigkeit. Ist sie in vierzehn Tagen nicht hingebend wie ein Käsechen, das sich der streichelnden Hand kosend anschmiegt, so wandert Ihr alle Drei in den Skorpionensack.*) Nun geht.“

Zwei reizende Odalisten umschlangen Friederike mit ihren Lilienarmen.

„Komm,“ sagte die Eine, die schwarzlockig wie die Nacht Friederiken mit dunklen Kehagen anblickte. „Komm, wir wollen gute Freundinnen werden. Ich heiße Herzensdieb. Und Du?“

„Fritz!“ erwiderte Friederike.

„O Du süße, liebe Fritz,“ sagte Herzensdieb schmachkend.

„Und ich heiße Augenlieb,“ sprach die Andere, eine blonde Circassierin mit seelenblauen Augen und wallendem Goldhaar. „O liebe, gute Fritz, wirst Du uns auch schlagen wie die Negerin?“

„Ich, wo werd' ich denn!“ entgegnete Fritz mit einem leichten Aufzug von Humor.

*) Dies ist ein geräumiger Ledersack, in den die Verurtheilte entkleidet gesteckt wird und den die Eunuchen zubinden, nachdem ein Korb voll Skorpionen hinzugeschüttet worden. Hierauf hängen sie den Sack über ein gelindes Feuer, wodurch die Thiere in besondere Wuth gerathen und das Opfer mit ihrem Giftangel stechen. Verschärft wird diese Strafe durch das Hinzuthun von Nattern und Mäusen.

„O, dann bleiben wir am Leben,“ riefen die beiden Odalisten fröhlich.

Um sich zu überzeugen, ob die neue Odaliste wirklich so sehr kitzlich sei, wie Emma gesagt hatte, streichelte Herzensdieb mit ihren Mabasterfingern Frixens Wange.

Zum Glück war er frisch rasirt. Trotzdem erschrak er und fürchtete Entdeckung.

„Dies dürft Ihr nie wieder thun,“ schalt er. „Niemals.“

Traurig sagte Herzensdieb: „Wir werden viel Mühe mit ihr haben,“ und Augenlieb fügte hinzu: „Laß uns hoffen, wir haben vierzehn Tage Zeit.“ Im Stillen aber dachte sie: Wird die widerspänstige Frix sich nicht fügen, reiche ich ihr den Kaffee des Niewiedererwachens. Besser sie stirbt, als daß ich und Herzensdieb in den Sack kommen und von den Skorpionen entstellt und getödtet werden.

Als Frix, sanft umschlungen von Augenlieb und Herzensdieb, sich dem Ausgange näherte, hörte er seinen Namen.

Er wandte sich um.

Emma hatte gerufen. Aufrecht, wie die Göttin des Verhängnisses, stand sie da mit erhobener Rechten.

„Denke an Venchen,“ rief Emma. „Breche Deinen Eid nicht. Auch ich werde meine Schwüre halten. Nur die **Tugend siegt.**“

Ihre Kraft war zu Ende. Zuviel des Grauensvollen hatte sie erlebt; zu dunkel und unheilvoll lag die Zukunft vor ihr.

Dhnmächtig sank sie in die Arme ihrer beiden Leibsklavinnen.

„Schleppt sie in den Kiosk der unerhörtesten Lebenswommen!“ befahl der Sultan.

Die Eunuchen stürzten vor und brachten Emma unter **dämonischem Grinsen** hinweg, wobei nur das Weiße ihrer Augen sichtbar ward und ihre schadenfroh fletschenden Lippen sich von einem Ohre bis zum anderen spalteten.

Es war ein Glück, daß **gänzliche Bewußtlosigkeit** Emma's Sinne umfing.

Denn nichts war ihr unsympathischer als Eunuchen.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Vor dem Staatsanwalt.

Eine dumpfe Pause herrschte im Gerichtssaale. Der Staatsanwalt hatte soeben die Anklage verlesen.

Funddiebstahl in Verbindung mit Selbstmordversuch, grobem Unfug und Nichtachtung der öffentlichen Gewalt. So lautete sie.

Und aller dieser schrecklichen Verbrechen war ein junges liebliches Mädchen beschuldigt, das in einfachem schwarzen Kleide, mit dem in Untersuchungshaft gebleichten Angesichte, stumm und trostlos auf der Armesünder-Bank saß.

Wir erkennen sie auf den ersten Blick. Es ist Lenchen, des Pfarrers Tochter, die als Elliorina, die „schön gebaute Perle vom Lande“ am Theater der Celebritäten beschäftigt gewesen war.

Wir kennen den Grafen nicht nur als den treuen Gatten Emma's, sondern auch als einen Mann, der stets die Fahne der Sittlichkeit hochhält und bloß den einen Fehler hat, hin und wieder rückfällig zu werden.

Elliorina's Unverdorbenheit hatte es ihm angethan. Diese holde, ländliche Unschuld sein zu nennen und wenn auch nur für kurze Zeit, war der Gedanke seiner Träume bei Tag und bei Nacht, der ihn verleitete, das Brillantenhalsband zu leihen, um es wieder zurückzugeben, sobald es den Zweck der Liebe erfüllt.

Elliorina aber hatte das Halsband versetzt.

Greise Püßlinge boten sich an, es auszulösen.

Elliorina entfloh ihnen. Sie sprang in die Spree. „Vieher den Tod,“ sprach sie, „als diese ekligen, alten Donjuan-Neste.“

Wo wirkliche Tugend in der Menschenbrust wohnt, prallt das Laster ab, zumal wenn es gebrechlich ist.

Als Elliorina den Tod im nassen Element suchte, saß Graf Szmoltopski auf einem Eckstein des Schiffbauerdamms.

Auch er suchte den Tod, da er Emma verloren und Elliorina nicht erlangt hatte.

Er sah die ins Wasser stürzende Gestalt. Er sprang ihr nach.

Die ihm von dem Jesuiten verabreichte Cigarre erlosch zischend. Er war vor dem Zerplatzen bewahrt.

Als geübtem Sportsman gelang es ihm, die Ertrinkende im Handumdrehen ans Ufer zu bringen.

Beim Scheine der Straßenlaterne erkannte er sie. Es war die von ihm heißbegehrte Perle des Landes, deren schöngebaute Formen unter der nassen Gewandung höchst vortheilhaft hervortraten.

Elliorina schlug die Augen auf. Ihr Anbeter aus dem Parkett, der Mann, dem sie das Brillanten-Halsband schuldete, war ihr Lebensretter.

Sie stieß einen lauten Schrei aus.

Schutzleute kamen und Neugierige.

Elliorina wollte entfliehen. Ein Mann des Gesetzes hielt sie fest.

„Lassen Sie mich gehen!“ bat sie. „Ich bin ein anständiges Mädchen.“

„Das wird sich auf der Wache ausweisen,“ entgegnete der Mann des gesetzlichen Pflichtgefühls.

„Ich verbürge mich für die Dame!“ stand der Graf ihr bei.

„Wer sind denn Sie?“

Szmoltopski griff nach seiner Brieftasche, um sich zu legitimiren . . . sie war verschwunden und schwamm wahrscheinlich in der Spree.

„Nu man vorwärts!“ hieß es. Elliorina wehrte sich. Gellend durchzitterten ihre Angstrufe die Stäben. Es gab Schuppe. Der Menschenauflauf wurde immer größer. Zohrende Burschen traten an. Es wurde gefährlich. — — —

Nun stand Elliorina vor dem grünen Tische. Ein Pfandschein über ein Brillanten-Halsband im Werthe von siebentausend Mark war bei ihr gefunden. — Das war belastend.

„Gestehen Sie, den Schutzmann Pinkpank auf dem Wege zur Wache gemißhandelt zu haben?“ fragte der Präsident.

„Ich suchte mich ihm zu entziehen, da er mich schmerzhaft packte!“ antwortete die Angeklagte.

„Der p. p. Pinkepank behauptet, von Ihnen derart gekrazt worden zu sein, daß der Sehnerv seines rechten Auges dreiviertel aus dem Loth ist.“

„Der p. p. Pinkepank,“ nahm der Bertheidiger das Wort, „leidet an Uebertreibungswahn, der aus Größenwahn hervorgeht. Ich bitte den Sachverständigen, den Naturheilkundigen Wurmzieher darüber zu vernehmen.“

„Das bisher unbescholtene Vorleben des Herrn Bertheidigers sehe ich als Milderungsgrund dieses unverschämten Verlangens an!“ sagte der Staatsanwalt. „Es sei gestattet.“

Der Präsident zum Sachverständigen: „Halten Sie den p. p. Pinkepank für normal?“

Der Naturheilkundige Wurmzieher, als vereidigter Sachverständiger: „Er leidet an Größenwahn.“

Präsident: „Woraus schließen Sie dieses?“

Wurmzieher: „Indem er immer so thut, als ob er sein eigener Wachtmeister wäre.“

Präsident: „Ich rufe hiermit den Sachverständigen Wurmzieher zur öffentlichen Ordnung. Ein Beamter **muß** nach Höherem streben. Dieses ist seine Pflicht. Der Staat ginge zu Grunde ohne Streber.“

Wurmzieher: „Außerdem hat der p. p. Pinkepank eine Schwester, die einmal gesagt hat, sie ginge nicht bei Bertheim, da käme so viel Volks. Dies ist ebenfalls Größenwahn, denn dort sieht man die feinsten Herrschaften Wurst kaufen.“

Präsident: „Sie sind hier, um sich jedes Urtheils zu enthalten, da das Volk und zumal die Sachverständigen, an juristischer Halbbildung leiden.“ (Das Publikum schämt sich.)

Wurmzieher: „Was ich gesagt, kann ich mit gutem Gewissen verantworten.“

Staatsanwalt: „Es ist durchaus nicht bewiesen, daß der Sachverständige Wurmzieher überhaupt ein Gewissen hat, und wenn schon, ist der Beweis nicht erbracht, ob dasselbe gut sei. Ich beantrage eine Woche Haft wegen fahrlässiger Angaben vor Gericht.“

Der Gerichtshof beschließt bei Wertheim wurstkaufende sogenannte feine Herrschaften zu citiren und die Sache Pinkepank wird suspendirt.

Präsident: „Wir kommen jetzt zu dem Pfandschein. **Angeklagte**, wollen Sie uns sagen, woher Sie das von Ihnen leichtsinnig verfertigte Halsband haben? In der Voruntersuchung geben Sie an, Sie hätten es gefunden. Nun können Sie uns doch unmöglich zumuthen, zu glauben, so werthvolle Brillanten-Halsbänder lägen wie Hufeisen auf der Straße herum? (Gelächter im Publikum. Der Vorsitzende droht die Tribüne räumen zu lassen. Das Publikum trägt sich sofort manierlich.) Angeklagte, wie sind Sie in den Besitz des Halsbandes gelangt? Haben Sie nicht auch gehört, daß um dieselbe Zeit in Hamburg bei einem Juwelier eingebrochen wurde? Was sagen Sie dazu?“

Elliorina **schweigt**.

Staatsanwalt: „Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir etwas Verstockteres, Eigensinnigeres, mit mindestens elf Jahren Zuchthaus zu Verurtheilenderes noch nicht vorgekommen ist. Da sollte doch die ganze Strenge des Gesetzes ohne Widerrede dazwischenfahren!!!“

Ein würdiger Greis erhebt sich. Es ist der **gebengte Vater Elliorina's**. Streng blickt er die unglückliche Tochter an und spricht: „Antworte bei dem Staatsanwalte, der da donnert.“

Elliorina senkt die schön bewimperten Augenlider und **schweigt**. — Die Stimmung im Saale ist eine athemlose.

Warum schweigt die Angeklagte?

Aus dem Zuschauerraum meldet sich eine ältere Dame freiwillig als Zeugin. Sie tritt vor. Es ist die Geheime Kriegsbräth'in von Knappspind-Deerhausen. Sie wird vereidigt und sagt aus, in der That bei Wertheim Wurst gekauft zu haben, ein halbes Viertel Cervelat- und ein ganzes Achtel Leberwurst für ihren Hund. (Sensation.)

Hierauf wird der p. p. Pinkepank nach dem Antrage des Vertheidigers für erblich verdächtig angesehen und einer Nervenanstalt zur weiteren Beobachtung überwiesen.

„Warum,“ so fragt Jeder, „blieb die Angeklagte stumm?“

Einfach aus modernster, tief innerlichster Weiblichkeit!!

Konnte sie ihrem Lebensretter vor der Menge niedere Absichten unterstellen, die doch im Grunde gut und entschuldbar waren, wenn auch nicht in den Augen des Böbels?

Die Masse urtheilt stets lieblos, indem sie keine Ahnung von documents humains hat.

Weil das moderne Weib **sich** Alles verzeiht, vergiebt es auch den Männern.

Dem war Szmoltopski schlecht? O nein. Nur rückfällig. —

Graf Szmoltopski hatte eine Einladung von seinem Freunde Pasztopski, eine Bärenjagd in den polnischen Gebirgen Schlesiens mitzumachen, aber von jeglichem Baargelde entblößt, mußte er ablehnen.

Doch in diesem Augenblicke tritt er in den Gerichtssaal ein. (Lebhafte Bewegung.) Er selbst, er, Graf Szmoltopski, gesteht, der Angeklagten, als Verehrer ihrer Kunst, das Brillant-Halsband geschenkt zu haben und legt als Beweis die Quittung dafür auf den Tisch des Hauses. Ueberdies er bietet er sich, **fünfundzwanzigtausend Mark** Kaution zu stellen, die er sofort in braunen Lappen deponirt.

Der Gerichtshof zieht sich zurück und beschließt dem Antrag Folge zu geben.

Elliorina wird auf freien Fuß gesetzt.

Kaum ist sie draußen, als Szmoltopski ihr eine Börse mit Gold giebt und ihr zuflüstert: „Fliehe eiligst. Nimm dieses Papier, es sind die Verhaltungsmaßregeln darauf geschrieben. Folge ihnen zu Deiner Rettung. **Grüße das schöne Bayernland!** Ich bleibe hier und erwarte die Entdeckung.“

Elliorina that wie ihr geheizen.

Woher aber hatte der Graf, der Werthvolles nicht weiter besaß als den noch unbezahlten Unterkiefer, das Geld?

Sein **frommer Sinn** hatte ihm geholfen.

Die Angst und Sorge um Elliorina's Schicksal, die im Untersuchungsferker schwachtete, trieb ihn hinaus **auf den Kirchhof**, um dort an dem Grabe seiner Schwiegermutter, der längst

heimgegangenen Frau Siebenkletsch im Gebete Ruhe zu finden.

Er schmückte das Grab der Mutter seiner über Alles geliebten Emma in jedem Frühling und begoß die alte Frau mit musterhafter Pietät. — Nun eilte er hinaus, der Todten sein bedrücktes Herz auszuschütten.

Wie er niederkniet, in Andacht versunken, erblickt er hinter der Platte der Gedenktafel Zeitungspapier, das seinen ästhetischen Sinn beleidigt und das er vorzieht.

Es ist ein Packet. — Er öffnet es.

Vor Ueberraschung verstummt seine Andacht.

Es sind Banknoten. **Reichsbanknoten. Tausendmarkscheine. Vierzigtausend Mark!!**

„Aus der Klemme!“ ruft er. Er kann das Halsband einlösen, den ihm falsch aufgedrungenen Schuldschein bezahlen.

„Mit falschem Gelde!“ lacht er. „Ja, es giebt eine Vergeltung!“

Wenn aber die Noten als nachgemachte erkannt würden? Denn unmöglich konnten sie echt sein.

Einerlei, es galt Elliorina zu befreien.

Er wechselte für etliche Scheine Gold ein. Sie wurden ohne Anstand genommen.

Mit Angst erwartete er, daß das Gericht die Bankzettel prüfen und ihn verhaften werde.

Er blieb unbehelligt!

Ja, der Himmel bedient sich oft unbegreiflicher Rettungsapparate:

Es waren Grüenthal'sche Scheine.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Numero Eins.

Bei der Wittve Wimmelmayr in der Kalkscheunestraße wohnte seit einem halben Jahre Herr Iwan Schulz, dessen Papiere sämmtlich in Ordnung waren und der seine Miethe pünktlich entrichtete.

Iwan Schulz lebte durchaus solide; dies mußte Frau Wimmelmayr sich selbst und Anderen gestehen, wenn die Frage auf ihren Chambregarnisten kam, aber im Stillen sagte sie sich doch zuweilen: „Dieser Herr Schulz hat etwas Geheimnißvolles.“ Nicht gerade, daß er mit einem undurchdringlich verhüllenden Radmantel und einem die Stirne düster beschattenden Schlapphut gegangen wäre — o nein — er trug sich sauber in modernster Kleidung.

Seine Bügelfalten waren tadellos, seine Manschetten sehr weit an der Hand und sein Stehfragen reichte bis an die Ohrläppchen. Nie trug er andere Kopfbedeckung als einen hoch-eleganten Cylinder, den er mit „Zimmerblank“ aus der Drogerie von Klinkowström, Wilhelmstraße 33, in strahlendem Glanz erhielt.

So weit war Alles polizeirichtig — allein er hatte **ein entschieden geheimnißvolles Gesicht.**

Und wo war er des Freitags?

Dies wußte Niemand. Wen Frau Wimmelmayr auch fragte — ihr ward keine Antwort.

Und einst — als sie ihn selbst darum anging — ihn — Iwan Schulz, da blickte derselbe dieselbe mit einem Ausdruck an, daß derselben das Blut in den Adern gerann und dasselbe derart stockte, daß sich an ihrem linken Bein eine hartnäckige Venenentzündung entwickelte, so daß Frau Wimmelmayr Bwe. noch heute unheilbar hinkt.

Nie wagte sie deshalb den schrecklichen Menschen wieder zu fragen, vor dem sie zitternde Angst ergriff, so oft sie gezwungen war, ihm zu nahen, was sie als Vermietherin nicht vermeiden konnte.

Denn wovon sollte sie leben?

Traurig ist der Druck der Armuth, wenn der Einlogirer einen unklaren Lebenswandel führt.

Wo blieb Iwan Schulz des Freitags? Was trieb er? Warum ließ die Polizei ihn gewähren?

Und woher bezog Iwan Schulz die Mittel zu seiner verschwenderischen Lebensweise?

Er aß stets warmes Abendbrot und trank nur Gutes.

Stand er mit dunklen Mächten in Verbindung?

Dieses und noch mehr mußte der Wittve Wimmelmahr auffallen. Allein sie schwieg wie der Altar in der Kirche.

Wir aber begleiten Iwan Schulz an einem regnerischen Freitagnachmittage hinaus nach Treptow in die Laubenkolonie.

Dort wurde er erwartet. Drei Männer warteten auf ihn.

„Da kommt Nummer Eins!“ sagte Pagels, ein großer rothhaariger Schlossergeselle zu den andern Beiden, Hink-Ede und Schiel-August. Sie thaten dies auch in Wirklichkeit.

Nummer Eins trat unter die Drei und drückte den Nagel des linken Daumens auf sein linkes Augenlid, während er mit dem rechten Auge über seine rechte Schulter blickte.

Dies war das Bundeszeichen.

Die drei Männer machten dieselbe Gebärde, wodurch Schiel-August ein besonders grauenvolles Aussehen bekam.

„Ist Alles bereit?“ fragte Nummer Eins die drei Männer. Nur unter diesem Namen war Iwan Schulz ihnen bekannt.

„Alles bereit!“ antwortete Hink-Ede grinsend und humpelte voran. Die Andern folgten ihm und als sie in der Laube waren, verschlossen sie die Thür vorsichtig.

Leichter aschgrauer Rauch stieg aus dem Schornstein der Laube auf, als wenn eine harmlose Familie dort Kaffee kochte.

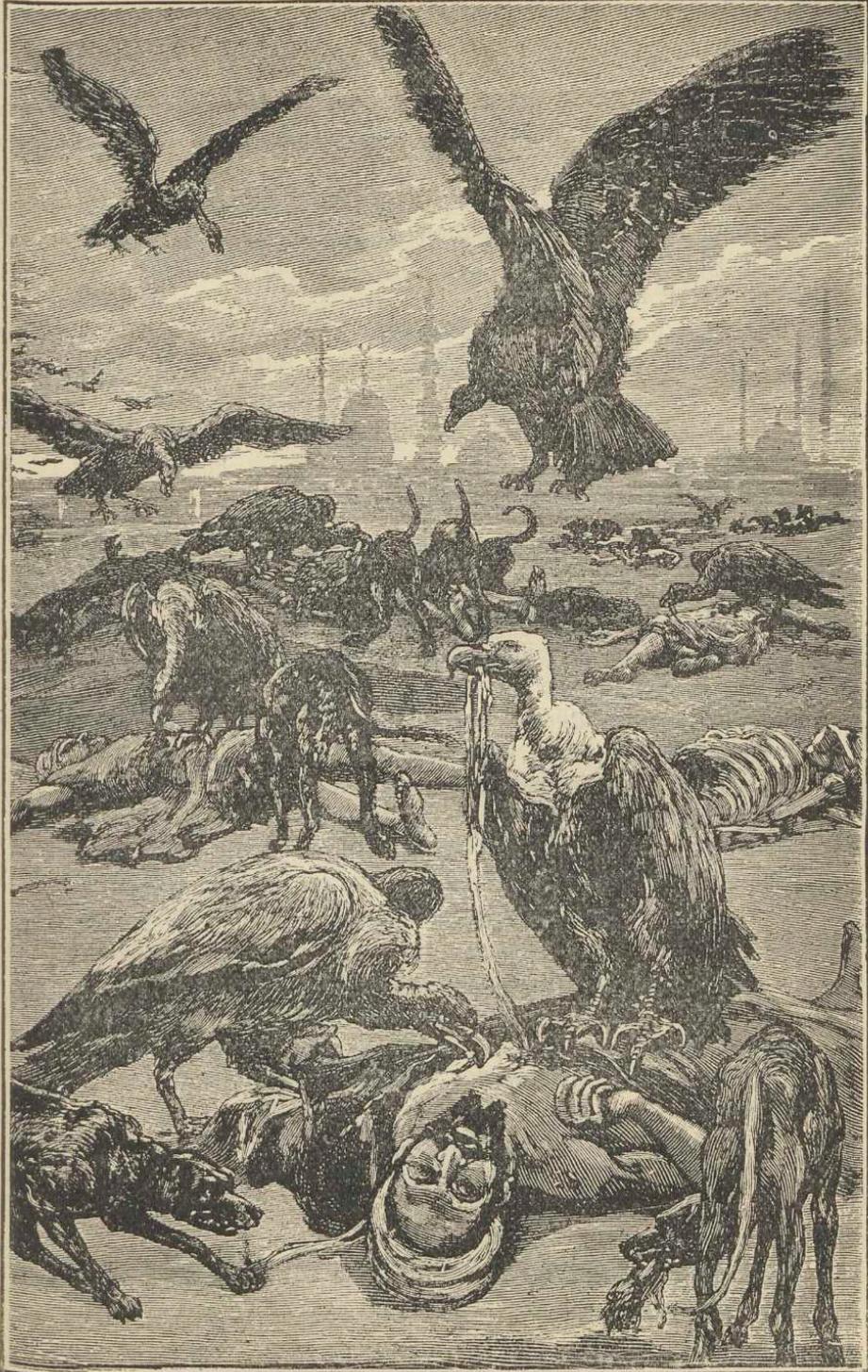
Bald darauf vernahm man das metallische Klingen im Takte geschwungener Hämmer.

In Gemeinschaft mit den drei verworfenen Subjekten **schmiedete Nummer Eins verbrecherische Pläne.** Welche Pläne dies waren, das wird sich bald herausstellen. Nur so viel sei hier gesagt, daß Nummer Eins von allen Schließern der **Leipziger Bank** sorgfältige Wachsabdrücke besaß.

Und Niemand ahnte, daß diese Bank in Gefahr sei. Im Gegentheile, die Aktionäre träumten von **ungeheuren Dividenden.**

Wird Nummer Eins der teuflische Plan gelingen, die vertrauensvoll Schlafenden um ihren erträumten Gewinn zu bringen?

Hoffen wir, daß er vereitelt wird, denn Nummer Eins



Die Table d'hôte der Geier.

will die ungezählten Millionen jener Bank zu höchst verabscheuungswerthen Zwecken brauchen.

Doch **jetzt** hierüber zu reden würde einen unserer beliebtesten Freunde in gefahrbringenden Verdacht stürzen, unseren durch seine unverfälschte Gesinnung sich in allen Zeit- und Lebenslagen bewährenden:

Nordhäuser!

Darum müssen wir die Zukunft der Zukunft überlassen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Geier des Sultans.

Als Emma aus ihrer abgrundtiefen Ohnmacht erwachte, befand sie sich in einem herrlichen, mit seidenen Goldstickereien in höchster **orientalischer Pracht** geschmückten Gemache, dessen silberne Pforte in einen blühenden Palmengarten führte.

In den wundervollsten Farben erglühten die Kelche der Palmbliüthen, aus denen edelsteinschimmernde Kolibri's Honigseim nippten; in den Jasmingebüschchen sangen abgerichtete Phoenixe mehrstimmige Liebeschöre, während dreifach destillirtes Rosenwasser murmelnde Springbrunnen die Luft kühlten und durchdusteten.

Aber Emma erfreute sich nicht an diesen Abköstlichkeiten, aus denen die **grenzenlose Verschwendung** eines Tyrannen hervorblühte.

Ihr einziger Wunsch war Flucht; behende eilte sie in den Garten.

„Wo hin?“ rief eine Stimme.

Es war die des Sultans.

Emma erschrak tödtlich. „Ich wollte mir nur die Füße ein wenig vertreten,“ sprach sie keusch erröthend.

„Füße?“ fragte der Sultan, indem er sich näherte. „Nur

auf Rosenblätter sollen Deine FüÙe wandeln. Nichts Reizvolleres kenne ich als schöne FüÙe.“*)

Emma verbarg die ïbrigen unter dem Saume des Gewandes.

„Deine FüÙe,“ begehrte der Sultan.

„AlteÙe, werden Sie nicht aggressiv!“ wehrte Emma mit einem Anflug von Koketterie.

„Du gehöÙst mir!“ rief der Sultan, „also sind auch Deine FüÙe mein.“

„Rufe Deine Sklaven,“ entgegnete Emma, „lasse meine FüÙe abhacken und nimm sie Dir. Was aber — und dies bedenke, Sultan — was nützen die niedlichsten FüÙe ohne Liebe?“

„Deine Liebe gehöÙt mir, ich habe Dich gekauft!“ schrie der Sultan sie an.

„Armseliger Orientale!“ erwiderte Emma. „Du wäÙnst, wahre Liebe sei käuflich? Was hast Du, Aermster, je genossen? Glende Bazar-Liebe, die nicht hält; Weiber, deren Herz in Furcht klopfte, aber nicht in stürmischer Neigung, deren Weiber sich in Unterwürfigkeit vor Dich warfen, nicht aber Dich an sich rissen in der Eier der Hingebung; deren KüÙe nicht bis ins Mark brannten, weil ihre Lippen nicht in echter Liebe glühten. Geh mir, Sultan . . . was verstehst Du von Liebe?“

„Und Du . . . Du . . . Du . . . ?“ fragte fauchend der Sultan, dessen Augen in heißer Brunst aufflammten.

„**So liebe ich** . . . wenn ich liebe,“ sprach Emma mit dem Ausdrucke überzeugendster Wahrheit.

Der Sultan schäumte in Aufgeregtheit.

„Aber meine Liebe muß gewonnen werden. Willst Du sie erwerben?“

Bei diesen Worten zeigte Emma ihr rechtes bildschönes FüÙchen. Sie hatte den schwachen Punkt des Sultans erspäht.

„Erwerben . . . erwerben,“ keuchte der Sultan mit heiferer Kehle. „Was soll ich thun?“

„Jedes anstößige Betragen aufgeben und mich so lange

*) Der Sultan war in der That derart in FüÙe verliebt, daß er, obgleich von seinem religiösen Standpunkt verboten, trotzdem heimlich jeden Donnerstag Spizbeine mit saurem WüÙtenkohl und DattelpüÙee aÙ.

meiden, bis ich Dich rufen lasse. Aus der Sehnsucht keimt schüchtern die erste Liebe.“

„Das vermag ich nicht.“

„Ich sehe schon, Du erringst meine Liebe nie,“ sagte Emma und zeigte den noch viel schöneren linken Fuß.

„Habe Mitleid mit mir!“ gurgelte der Sultan.

„Was willst Du mit Mitleid? Mitleid küßt mit frostigen Lippen.“

„Keinem gehorchte ich bisher,“ entgegnete der Sultan, „Dir aber muß ich gehorchen — **muß** ich folgen. Jedoch wehe Dir, wenn Du mich hintergehst. Siehst Du dort an der hohen Sago-Palme das goldene Gefüge? Das ist der Geierkäfig. Kennst Du das Loos Deiner ungehorsamen Vorgängerin? Lebend wurde sie darin eingesperrt — ich allein besitze den Schlüssel — dann kamen die Geier, hackten ihr die Augen aus den Höhlen, das Fleisch von den Knochen, die Gedärme aus dem Leibe. Nun bleicht ihr abgenagtes Brustgebein hoch oben in den Lüften und wartet auf die Gesellschaft des nächsten Opfers.“

Der Sultan klatschte dreimal in die Hände. Als bald flogen die Geier mit blutnassem Gefieder herbei und setzten sich auf den goldenen Käfig, hungrig ihre ekelhaften nackten Hälse ausstreckend.

„Tödte mich jetzt gleich,“ sprach Emma hoheitsvoll. „Ich fürchte weder Dich noch Deine **Sarpyien**. Martere mich, morde mich. Aber das wisse: in mir tödtest Du das **einzige Weib**, das reell zu lieben versteht.“

Emma war sich ihres Sieges bewußt, des Sieges der Schönheit in Verbindung mit Tugend über niedere Leidenschaft. Deshalb trat sie so kühn und furchtlos auf.

Grollend blickte der Sultan sie an. „Auch Du wisse,“ so rief er, „wer den Rosengarten hat betreten, ruht nicht, bis er Rosen pflückt.“ **Schnaubend** mit blutunterlaufenen Augen zog er sich zurück, noch einmal rufend: „Ich komme pflücken!“

Als er sich entfernt hatte, durcheilte Emma den Garten, einen Ausgang suchend.

Bergebens! Eine undurchdringliche, hohe, eiserne **Mauer** umgab das paradiesische Gefängniß. Und nirgend war eine Thür zu erspähen, so kunstvoll waren die Platten genietet.

„Keine Rettung!“ summte es Emma vor den Ohren, „keine Rettung!“

Die Geier saßen auf dem goldenen Käfig und plinkten mit den Augen.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Matthias, der große Räuber und Bandit.

In einem kühlen Grunde des schönen Bayernlandes liegt die ebenso romantische wie malerische Schachermühle.

Dort lebte in rührender Vorsorge für die Seinigen der Müller Vinzenz Kneißl, der nur das Nothdürftigste erwarb, denn das Dampfmehl that ihm großen Schaden.

Schon so Manchem that der Dampf den Dampf an, wie man volksthümlich zu sagen pflegt.

Unser Vinzenz Kneißl aber war guten Muthes und fing eine Bierwirthschaft an und sprach scherzhaft:

„Bier ist flüssiges Brot; es ist wohl eines Müllers Amt, es zu verkaufen.“

Ein trauliches Familienleben herrschte in der freundlichen Mühle. Die Mutter war leider verhaftet, um so inniger schlossen sich die Geschwister aneinander. Da waren der Alois, die Cäcilie, der Matthias und die jüngsten: Hans'l, Bold'l und Gund'l, alle drei von gleichem Alter, denn sie waren Drillinge.

Von den Kindern des alten Kneißl war der Matthias der begabteste und aller Liebling. Freilich in der Schule, bei den Büchern und in der Christenlehr' beim Herrn Pfarrer, da war der Matthias nicht der Erste, aber beim Schlingenstellen,

beim Wildern, beim Jagdfreveln, da nahm er es mit den Geübtesten auf. Dies war auch kein Wunder, denn sein Oheim mütterlicherseits, der Pascolini, der war ein großer Wildschütz gewesen und ein sehr gefürchteter Räuberhauptmann in Oberbayern. Wenn die Mutter Abends am trauten Herdfeuer von den Thaten ihres Bruders erzählte, rief Matthias mit leuchtenden Augen: „So einer will ich auch werden. Ich will den bayrischen Hiesel in jeder Beziehung übertreffen. Ueber mich muß ein dickes Buch geschrieben werden.“

Der Alois, der sich bereits mit Erfolg als Einbrecher ausbildete und schon einige Jahre Zuchthaus abgemacht hatte, sprach dann: „Die Sach' ist gefährlich wegen die Schandmuckel.“

Vor auf der Matthias antwortete: „Die Knall' ich nieder.“

Da sprach der alte Kneißl: „Du mußt nicht auf die Gensdarmen schießen, denn die sind auch Menschen, zumeist Familienväter. Wenn man einen solchen Mann erschießt, belastet man sein Gewissen, da man eine Familie ihres Ernährers beraubt.“*)

Da gelobte ihm der Matthias mit erhobenen Schwur-
fingern, sein Gewissen rein zu erhalten und nie einen Gensdarm zu tödten.

Aber es naheten seine beiden bösen Engel, der Dienstknecht Schrenk und der Fleckbauer Michl Nieger, sowie der Holzleitner.

Mit rührender Liebe hing Matthias an den Drillingen, die in ihrem Bettchen nach Nahrung weinten.

„Ja, Ihr Armen,“ rief Matthias, „die herzlose Regierung hat Euch die Ernährer genommen. Löwen und Leoparden füttern ihre Jungen, Raben fischen ihren Kleinen auf dem Nas und die fade Regierung gönnt Euch nicht mal das! O falsche, heuchlerische Krokodilbrut. Aber, dies schwöre ich in die Schauder der Mitternacht, **ich verlasse Euch nicht**. Wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäb' — er sei mein Freund.“

*) Genau nach den Prozeßakten, wie überhaupt dies düstere Sittenbild auf gerichtlichen Verhandlungen und unumstößlichen Berichten der Presse beruht.

Darauf sagte der Holzleitner: „Komm mit uns in die bayrischen Wälder. Wir wollen eine Räuberbande sammeln.“

„Du sollst unser Hauptmann sein,“ rief der Schrenk.

„Skaven und Memmen,“ murmelte der Rieger.

Mit lärmendem Toben schriean Alle: „Es lebe der Matthias!“

„Bis ich ihm hinhelfe!“ grollte Rieger vor sich hin.

„Kommt,“ rief Matthias mit furchtbarer Stimme, „laßt uns gehen.“

Bei diesen Worten hing er sein Gewehr um, steckte fünf geladene Pistolen in seinen Gürtel, lud die Drillinge auf seinen Arm und schritt voran in die düstere Nacht.

Die Uebrigen folgten mit dem wehmüthigen Gesange: „So leb' denn wohl, du stilles Haus.“

Nur der Fleckbauer lächelte höhniisch. „Dein Register hat ein Loch!“ sprach er vor sich hin. „Du hast die Schandimuckel vergessen.“

Auf diese Weise gelangten sie bald an die Chaussee, wo ihnen der Sattlergeselle Dannhofer begegnete. Diesem schlugen sie mit dem Gewehrkolben auf den Kopf und nahmen ihm seine ganze Baarschaft ab. Da die wenigen Groschen jedoch zur Proviantirung der Bande nicht langten, gingen der Holzleitner und der Matthias nach dem Gehöft der Ottilie Scheurer. Diese wollte zetern, aber der Holzleitner warf sie auf das Bett und suchtelte mit einem Revolver vor ihrem Gesicht, indem er drohte: „Wenn Ihr einen Laut von Euch gebt, schieße ich und Ihr seid hin.“

Während der Holzleitner suchtelte, brach der Matthias die Kisten und Kasten auf, aus denen er einen Pfandbrief von 2000 Mark, einen dito von 500 Mark, fünf Hundertmarkscheine und sämtlichen Schmuck nahm. Im Keller fanden sie nichts als die Sachen von dem Hütbuben. Diese wollte der Holzleitner auch rauben, aber der Matthias sagte: „Laß dem armen Hütbuben seine Sachen.“

Der Kneißl war eben durch und durch gerecht und von humaner Gesinnung. Und diese Herzensbildung trug ihm auch

später, als er im Gefängniß saß, so viele schwärmerische Liebesbriefe von einer Anzahl selbst hochstehender Damen ein. *)

Doch wir wollen den Ereignissen nicht vorausseilen, sondern folgen den Räubern nach ihrem Rastplatze in den bairischen Wäldern.

Die Räuber lagerten auf einer Anhöhe unter Bäumen. „Dort kommt der Hauptmann!“ rief der Fleckbauer.

Mühevollen Schrittes nahte Kneißl, die nie versagende Flinte auf dem Rücken, die Drillinge auf dem Arme. Ihm folgte der Holzleitner mit der Beute.

Vorsichtig lud Kneißl die Drillinge ins weiche Moos ab und warf sich selbst auf die Erde. „Hier muß ich liegen bleiben!“ sprach er. „Meine Glieder sind wie abgeschlagen, meine Zunge trocken wie ein Scherben.“

„Der Wein ist all' in unseren Schläuchen!“ sagte der Kieger.

Da trat aus dem Tannendickicht eine anmuthige Gestalt. Rothe Schnürstiefel umschlossen ihre zierlichen Füßchen, das lichtgrüne, seidene, kurze Kleid ließ ein Paar wohlgebauter, weißbestrumpfter Waden sehen. Eine mit Schwan besetzte Manka aus braunem Sammt schmiegte sich in entzückender Knappheit um eine tadellose Büste und auf dem lichtblonden Wellenscheitel saß neckisch eine scharlachrothe Confederatka mit langer Goldtrodde! An der linken Seite trug sie an einem hellblauen Moiréebande ein zierliches Fäßchen, worauf in Brandmalerei der Spruch zu lesen war:

Alle für Eine;

Eine für Alle.

Kneißl wollte sich erheben, allein er war zu schwach . . . er hatte als Bayer zu lange gedurstet.

*) Thatsache nach den Prozeßverhandlungen, worüber in den Zeitungen schmähende Bemerkungen gemacht wurden und zwar mit Unrecht. Denn wie sagt Goethe? „Gefühl ist Alles“. Und die Damen, welche Goethe begriffen hatten, spürten jetzt das Verlangen, den Kneißl zu begreifen. Dies konnte, da sie nicht zu ihm gelassen wurden, nur auf brieflichem Wege geschehen und ist psychologisch erklär- und dadurch entschuldbar.

„Meine Herren, verzeihen Sie!“ sprach Elliorina — denn sie war es, „ich suche den **berühmten Räuber Kneißl**.“

„Hier ist er!“ krächzte der Kneißl mit ausgedorrter Kehle. „Hast Du zu trinken?“

„Hier, mein Hauptmann!“ sprach Elliorina und zapfte aus ihrem Fäßchen.

„Dein Getränk ist gut!“ sagte Kneißl, nachdem er sich gelabt und auch den Drillingen gegeben hatte.

„Es ist echter Angostura!“ erwiderte Elliorina und schänkte den übrigen Räubern ein, die an dem würzigen Bittern großen Gefallen fanden.

„Du bleibst bei uns als Marktenderin!“ befahl Kneißl. „Nun aber erzähle uns die **Geschichte Deines Unglücks**, das Dich zu uns geführt.“

Elliorina erzählte, was der geneigte Leser bereits weiß. Einfach legte sie die Skabalen klar, denen sie ausgesetzt worden war.

„Pfui Teufel!“ schrie der Kneißl, als sie geendet, „bringt mir meine Klampfen.“

Man gab dem Hauptmann die Zither. Mit geübter Hand griff er in die Saiten und sang:

„Von den Bergen da drob'n
Spuck i hinab auf die Welt.
Den Herrgott muß ma lob'n,
Der i' so hoch hat hing'stellt.
Goldbri, dueliäh!“

Er war eben voller Gemüth, der Kneißl.

Ihm antwortete Elliorina mit einem schelmischen Gestanzl:

„Der Kneißl ist a Rauber,
Für die Männer halt a Schreck.
Aber weil er blicksauber,
San die Weiber in ihn weg!
Goldbri, dueliäh, dueliäh!“

„Zuhu!“ riefen die Räuber und stimmten in den Tödler ein.

„Zuhu!“ erscholl es aus dem Walde.

„Das sind der Schrenk und der Lorenz!“ rief der Kneißl.

„Gott geb', daß sie geraubt haben, was wir am nothwendigsten gebrauchen.“

Langsam kamen die Beiden, schwer mit einem Schiefkarren, auf dem ein großes Faß lag. Ein Faß Bersand-Hofbräu!

Der Jubel kannte keine Grenzen. Das Faß wurde angesteckt und bald floß das schäumende Maß in die Krüge und in die Kehlen. Auch die Drillinge bekamen ihren Antheil, denn der Kneißl hatte geschworen, für sie zu sorgen. Und dann begann der **Schuhplattler**, den sie mit seltener Verbe tanzten.

Friedlich lächelnd schaute der Vollmond auf dies koloristisch volkstümliche Bild harmloser Freude, wie sie nur sich offenbart, wo die Unebenheiten und Schärften des Charakters durch wahre Natürlichkeit ausgeglichen werden.

Elliorina war froh, dem kalten, herzlosen Norden entronnen zu sein und in dem gemüthreichen Süden eine Zuflucht gefunden zu haben.

Zum Dank hierfür deklamirte sie eine neue freiherrliche, mit vierzehn Ahnenkraft verfaßte Ueberbrettlidichtung, betitelt: „**Die verbogene Gießkanne**“, die jedoch sehr wenig Anklang fand. So viel natürliche Anlage zur Poesie die Räuber auch besaßen, fehlte ihnen zum rechten Verständniß dieser Gabe doch die nöthige literarische Durchbildung. Auch hatten sie weder ein Cabaret, noch einen Conférencier.

Gerade in dem Augenblicke als Elliorina den symbolischen Schluß des Gedichts sprach:

Und Plimperimplim plim Plitscheplatsh . . .

Da saß er in der Pitsche-Patsch

schwirrte eine feurige Rakete aus dem Nebengebüsche in den schwarzen Nachthimmel.

„Was war das?“ rief der Kneißl.

„Nichts!“ erwiderte der Kieger, der soeben aus dem nämlichen Tannicht hervorschlüch. „Ich dacht, weil wir so vergnügt beisammen sein, thät das Raket'l die Lustigkeit erhöhen.“

Forschend blickte der Kneißl ihn an.

„Fleckbauer, ich kenne Dich!“ sagte er stürzunzelnd.

„S Di a!“ antwortete der Fleckbauer in dem herzgewinnenden Dialekt seiner heimathlichen Berge und schlug dem Kneißl mit der biederben Rechten auf die Freundesschulter.

„Schon guat!“ entgegnete der Kneißl. „I woaß, Du bist a Sau-Bumy, aber i trau' Dir wegen Deinem Gemüath.“

Wir werden erfahren, was jenes geheimnißvolle Zeichen zu bedeuten hatte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Harems = Intriguen.

Durch ihr bescheidenes und anspruchloses Betragen hatte sich Friederike gar bald die Achtung des ganzen Harems erworben und klüglich umgangen, daß Neid und Eifersucht zu Streitscenen und somit leicht zur Entdeckung des wahren Sachverhaltes geführt hätten, was unter allen Umständen vermieden werden mußte.

Glücklich pries Friederike sich daher, als sie in ihrer Handtasche den Katechismus vorfand, den die Tante Schwudicke ihr geschenkt hatte, wie sie als Leutnant Fritz der geliebten Kranken Abends Erbauliches vorlas. Nun konnte er sich zurückziehen und mit Augenlieb und Herzensdieb fleißig Katechismus lesen, wodurch auch noch die günstige Meinung verbreitet wurde, daß die Sklavin „süße Fritz“ über alle Begriffe fromm und tugendhaft sei.

Und Fritz war dies wirklich, denn wenn es ihm auf sein eigenes Leben auch nicht ankam, so durfte er das der schönen Emma doch nicht aufs Spiel setzen.

Für Emma zu leiden war ihm keine Pein und schließlich gewöhnte er sich auch an die Tugend, weil eben der Mensch sich an Alles gewöhnt.

Er ging meistens verschleiert, indem er vorgab, ein Gelübde gebiete ihm, sein Antlitz so lange verborgen zu halten, bis die Stunde der Enthüllung geschlagen.

„Wann ist dies?“ fragte Herzensdieb.

„Wenn die Wandervögel ziehen!“ antwortete Fritz zweideutig. „Aber seid nicht neugierig, sondern wiederholt mir, was Ihr aus dem Katechismus gelernt habt.“

„D,“ sagte Augenlieb, „immer brav und artig sein und lieb und gut und . . . und . . .“

Ein schrecklicher Klage-ton aus der Ferne unterbrach Augenlieb's kindliches Geplauder. Er klang wie Wuth und Jammer in Eins. — Die beiden Odaliskten erbleichten.

„Was ist das?“ fragte Leutnant Frik.

„Der Sultan . . . der Sultan!“ flüsterten Augenlieb und Herzensdieb voller Angst.

„Warum schreit er so?“

Wieder ertönte der schauerliche Ton, doch diesmal mehr wie ein Gebrüll.

„Nicht er schreit,“ sagte Herzensdieb, „es ist das Begehren, das aus ihm ruft.“

„Welches Begehren?“

„Nach einem Weibe, das seine Gluth nicht erwidert!“ sagte Augenlieb.

„Emma!“ durchschob es Frik. Keine andere konnte den Sultan so zum Rasen bringen, keine ihm widerstehen wie sie.

„O die Schändliche!“ rief Herzensdieb. „Warum giebt sie sich ihm nicht hin? Nun wird er morden, morden, **morden** — uns Alle. Seine Gluth löscht er in Strömen von Blut, sein Sehnsuchtschrei erstickt erst in unserm Todeswinjeln. Sollte die neue Weiße uns solche Gefahr bereiten? O Frik, Du mußt zu ihr eilen und ihr den Haschischtrank reichen. Wenn sie davon trinkt, gewährt sie dem Sultan Alles, wonach er verlangt.“

Ein langgezogener anschwellender Ton machte ihnen das Herz erlahmen.

„Gebt mir den Trank,“ flüsterte Frik. Im Geheimen nahm er sich vor, Emma zu warnen, nichts anderes zu essen als Eier in der Schale und Milch, frisch von der Ziege, sowie selbst vom Baum gebrochene Früchte. Laut sagte er dann: „Kinder, Kinder, seid Ihr durchtriebene Kreaturen; ich fürchte, bei Euch ist der Katechismus vergebens.“

In diesem Augenblicke wankte Menub-bel, die Priorin des Harems, herbei, eine ältere Türkin, die schon drei Dynastieen hatte über sich ergehen lassen.

„Sklavin Fritz,“ rief sie, „unser Gebieter ist brauchis, das heißt voller Zorn; er bedarf neuer Anregung. Wir



wissen keine Novitäten im Harem mehr: es ist immer daselbe. Womit ergötzt Ihr die Fürsten des Abendlandes?“
(Siehe die Abbildung.)

„Mit Paraden!“ antwortete Frik.

„Können wir das auch?“

„Mit Wonne!“ rief Frik. „Blaues Tuch her! Silberlizen, feine Lack-Schaffstiefel, blanke Czakos! Wir verwandeln den ganzen Harem in tadellose Husaren zu Fuß. Dalli! Dalli!“

Wieder erscholl die Jammerklage des von **wilden Risten gepeinigten Sultans**.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren!“ sagte die würdige Dame. „Willst Du die Sache leiten, liebe Frik?“

„Und ob!“ rief Frik. „Und Frisierwolle her für die Bärte! Mägens, werdet Ihr propper aussehen.“

In seinem Uebereifer küßte er Augenlieb und Herzensdieb und sogar Menub-bel, die Alte.

Frik hatte einen Rettungsgedanken erfaßt.

Rasch wurde alles Nothwendige herbeigeschafft und die Anfertigung der Uniformen begann noch an demselben Tage.

Sogar die Schlafzeit wurde zu Hülfe genommen. Sie alle zitterten für ihr Leben.

Immer grauenvoller ertönte des **Sultans Geheul** durch die stille Nacht. Die Gefahr wuchs sichtlich.

Wohl hatten die Aerzte ihm Beruhigungspulver eingegeben, aber ihre Arzneien waren zu schwach, um seine **furchtbare Sinnlichkeit** zum Schweigen zu bringen.

Die Molla's lagen in den Moscheen auf den Knien und flehten zu Allah und Muhammed, daß sie die Qualen des Gebieters linderten.

Aber Allah und sein Prophet vermochten es nicht.

Gumma war zu schön.

Achtundzwanzigtes Kapitel.

Der Roman des Räuberhauptmanns.

So amüßant das Räuberleben auch während der Sommerzeit war, ebenso beschwerlich gestaltete es sich beim herannahenden Winter. Der Kneißl beurlaubte daher einen Theil seiner Bande, er selbst quartirte sich bei dem Barasolbauern ein, wie denn

die Bauern ihm mit Vergnügen Unterschlupf gewährten, da sie fürchteten, im Verweigerungsfalle von ihm erschossen zu werden. Auch mußte der Kneißl den redlichen Landleuten viel Geld für Wohnung und Verpflegung zahlen. Deshalb durfte er das Räuberhandwerk während des Winters, wo sonst so manches Geschäft still liegt, nicht ganz ruhen lassen.

Zu diesem Zwecke that er sich eine schwarze Maske vor und ging mit den Drillingen, die er nie allein ließ, damit ihnen kein Unheil geschähe, nach Langsetten zu dem alten Mooseder. Dem hielt der Kneißl einen Revolver und ein **großes Schlächtermesser** vor das Gesicht und brüllte: „Dein Geld oder ich schieße Dich nieder.“

Weinend eilte des Mooseder's Frau herbei, **eine Greifin mit schneeweißem Haar**.

Sie sank in die Kniee und betete.

Grimmig murmelte der Kneißl durch die schwarze Maske: „Laßt das Beten sein! Das nützt Euch nichts. Gebt Euer Geld heraus oder ich schieße Euch nieder.“*)

„Bei dem Seelenheil der drei unschuldigen Kleinen,“ beschwor die Greifin den drohenden Räuber, „laßt uns den **Nothpfeunig unseres Alters**.“

„Ich muß auch leben,“ entgegnete der Kneißl, „und ich hab' dem lieben Gott **einen Eid** gethan, daß ich den unmündigen Kindlein ein Ernährer sein will.“

Sechszundfünfzig Mark war des Mooseders ganzes Geld — das gab er angstbebend mit zitternder Hand dem **furchtbaren schwarzen Mann**, der es an sich riß und mit den Drillingen ebenso unheimlich verschwand, wie er gekommen war.

Da er nicht genug ergattert hatte, um seine Zeche beim Parasolbauer zu begleichen, wandte der Kneißl sich nach Zochenbrunn zum Michl Nieger, dem Fleckbauer, seinem Freunde, der jetzt ebenfalls privatisirte.

Die Frau des Nieger brachte Geselechtes und bayrisch Kraut; der Nieger holte einige Maaß Bier aus dem Wirthshause.

Der Kneißl setzte sich mit den Drillingen auf dem Schooß

*) Wörtlich nach den Prozeßakten.

an den Tisch. Mit dem Zartgefühl eines fein empfindenden Weibes bediente ihn Elliorina stumm und schweigend.

Man darf einem Räuber nicht ins Essen reden und einem Bayern nicht ins Trinken, sonst werden sie grob. Und Kneißl war beides.

Als der Kneißl gegessen und aus Mangel an Hölzeln die Zähne mit den Gabelzinken gestochert hatte, sprach er:

„Elliorina . . . weißt . . . hätt'st Du nicht Lust, Mutter zu werden? Ich mein' Mutter von den Drillingen, die mir doch mitunter sehr zur Last fallen auf den Streifzügen.“

Elliorina machte eine abwehrende Gebärde.

„Du würdest dadurch dem Räuberthum einen großen Dienst erweisen!“ fuhr der Kneißl fort. „Ich hab' mir die Aufgabe gestellt, eben selbiges Räuberthum bis zur höchsten Blüthe zu entwickeln, dem Fortschritt des zwanzigsten Jahrhunderts entsprechend. Es müßte elektrisch betrieben werden. Aber alle meine Theorieen werden zunicht durch die Drillinge, die jede geschwinde Beweglichkeit verhindern. Frei muß der Räuber sein, er darf keine andern Ketten tragen als die . . . **der Liebe.**“

„Halt ein!“ rief Elliorina.

„Warum nicht gar?“ entgegnete der Kneißl und erhob sich in voller Größe, die Drillinge auf seinen machtvollen Armen haltend. „Schau her, Mad'l. Sieh mich an, meine ganze Statur und wie mich der Herrgott erschaffen hat; und die drei elternlosen Waisen schau an, die ihre Arme nach einer Mutter ausstrecken. Komm, sei nicht sad. Sprich es aus das Wort, das den unschuldigen Würmern eine Mutter giebt und Dir zum Gatten den **zweiten bayrischen Hiesl**, den **Matthias Kneißl!**“

Furchtbar rang Elliorina mit sich selber.

„Nein!“ rief sie nach längerem Ringen mit qualerstickter Stimme. „Nein!“

Wie vernichtet sank der Kneißl auf den hölzernen Stuhl, der unter der Schwere seines Schmerzes zusammenbrach.

Auch war er nicht ganz neu mehr und öfter geleimt.

„Kruzitürken!“ schrie der Kneißl. „Wie kannst Du es wagen, mich zu verschmähen? **Tod und Teufel!**“

„O Matthias!“ sprach Elliorina schluchzend, „schilt mich nicht lieblos. So sehr ich Dich auch achte und in Dir die Krone aller Räuber erkenne, dessen Liebe in geordneten Formen zu besitzen das höchste Glück meines Lebens wäre . . . ich kann Dein Weib nicht werden.“

„Himmelsakradonnerwetter noch a mal, warum nicht?“

Mit einem Blick voller Liebe und Seelengröße zugleich sah Elliorina den Räuber an.

„**Ich habe eine Vergangenheit!**“ sprach sie erröthend.

„Ei verflucht!“ rief der Kneißl.

„Das Weib, das Du zu Dir emporziehst, darf später in den Blättern Deiner Geschichte kein Vorwurf treffen. Edel muß es dastehen wie Du, ohne Makel. Verstehst Du mich jetzt, Du Einziger, Großer, Herrlicher?“

„Ich seh's ein,“ sagte der Kneißl. „Vielleicht war es gar ein Schandmüdel, mit dem Du Dich eingelassen hast? Und das wär' gegen meine Reputation, Schwager von so einem zu sein.“

„Nein, nein,“ schrie Elliorina, wie von einem unsichtbaren Peitschenhieb in das wehrlose Antlitz getroffen. „Es war ein Leutnant, dem ich in aller Unschuld die Versicherung meiner ersten und einzigen Liebe gab.“ — Händeringend rief sie: „O mein Fritz, wo magst Du weilen? Vergieb, Du Geliebter meiner mädchenhaften Seele, daß ich im Begriff stand, Dir **in Gedanken untreu** zu werden. Wer aber würde nicht wanken, einem Räuberhauptmann gegenüber wie der Kneißl, so edel, so hehr und so voller Schneid? Die, welche unentwegt bliebe, werfe den ersten Stein auf mich.“

Da Niemand warf, faßte Elliorina sich wieder. „Lebt wohl, Ihr geliebten Kleinen,“ sprach sie unter Thränen und küßte die Drillinge, die ihre sechs Händchen ausstreckten und in lautes Abschiedsgeplärz ausbrachen, denn sprechen konnten sie noch nicht, nur lallen wie z. B. Hi . . . Hi, was so viel wie Hiesel bedeutete und Ba-ba, womit sie Bier meinten, das sie für ihr Säuglingsalter schon recht gut würdigten, indem sie mit den Beinen strampelten, wenn schlecht eingesänft war. *)

*) Es waren eben die Gesetze der Vererbung, die eher zum Durchbruch kamen als die Zähne.

Elliorina drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des Räuberhauptmanns, der, vom Stachel der Liebe verwundet, gramvoll aufstöhnte.

„Leb' wohl!“ rief sie, „Dorina geht . . . und niemals . . . kehrt . . . sie wieder!“

Weiter wußte sie den Monolog nicht und ging daher rasch ab.

Als sie draußen auf dem Hofplatz war, sah sie wieder, wie schon einmal im Walde, eine Rakete gen Himmel steigen. Rasch wollte sie umkehren und rufen: „Hiesel, rette Dich! **Verrath! Verrath!**“ Aber zwei würgende Hände umspannten ihren Hals und eine dritte Hand stopfte ihr Stroh in den Mund.

Mit Stricken fest umschmürt und gebunden warfen der Flecklbauer und sein Weib die Unglückliche in den Gensdarmenstall.

Elliorina aber hatte genug gesehen: Gensdarmen, **Gensdarmen** und noch mehr **Gensdarmen** und hinter den Gensdarmen **Schutzleute** mit Pickelhelm und Seitengewehr.

Aneißl war umstellt!! Nun galt es **Kampf auf Leben und Tod!**

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Greuel in den Kimberley-Gruben.

Es war eine Hitze in Südafrika, daß die Chauffeesteine rauchten und dabei die Witterung von einer solchen Beständigkeit, daß das Barometer nichts zu thun hatte.

Tief unter der Erde aber, in den niederen Schächten der Gruben zu Kimberley mußten die Menschen sich regen und arbeiten. Nur die Bergmannslämpchen leuchteten ihnen, bei deren trübem Flackern sie die glänzenden Steine brechen mußten, die als Diamanten in den Salons der Großen und Reichen, dagegen als Simili's in den Dachstuben der Minderbegüterten strahlten.

Dunkelhäutige Kaffern schlugen, auf dem Rücken liegend, das Gestein mit dem Spizmeißel ab. Sie sangen verruchte

Nieder dabei und stießen gräßliche Flüche auf die Compagnie de Beers aus, für die sie hier in der Tiefe sich quälen mußten.

Nur einer sang und fluchte nicht mit. Dies war ein Weißer mit einem bleichen Dulderangeficht und stark abgemagerten Gliedern.

Der Leser wird längst errathen haben, daß es kein anderer war, als Gottfried Nordhäuser, der Sohn einer deutschen sittenreinen Destille vom Koppenplatz.

Wie aber war unser Nordhäuser, den wir alle schätzen und lieben, von seinem Herrscherthron zu Aßessoria in die Knechtschaft der Compagnie de Beers gerathen?

Auch er war ein **Opfer des südafrikanischen Kriegs.**

Er glaubte ja nicht, daß es so schlimm werden würde, weil er von den Zeitungen immer nur den Anzeigenthail las, da ihm einmal ein Redakteur gesagt hatte: Annoncen wären die Seele der Presse.

So kam es, daß er nicht vorbereitet war, als die Engländer sein Land verheerten, weil sie, seiner Unschuld und Güte wegen, Nordhäuser für einen Bauern hielten.

Von Allen verlassen, ohne Mittel und ohne Verwandte — denn er stammte aus einer Familie mit erblichem Selbstmord — sah er sich gezwungen, die weißen Sklavendienste bei der Compagnie de Beers anzunehmen und in Gemeinschaft mit greulichen, dem Vieh nahe stehenden Kaffern, Diamanten in den unterirdischen Schächten zu graben, wo heimliche Verbrechen begangen wurden.*)

Die Kaffern nämlich verschluckten Diamanten, um die Compagnie zu bestehlen und sich einen Fond für späteres Wohlleben zu sammeln.

Nordhäuser wies darauf hin, daß dies Sünde sei gegen das siebente Gebot.

Die Kaffern höhnten und verschlangen nun erst recht von der werthvollen Beute.

Nordhäuser warnte abermals, indem er sprach: „Das Strafgericht wird nicht ausbleiben.“

*) Werden von Maeterlinck dramatisirt.

Wie immer hatte Nordhäuser recht. Die Compagnie merkte gar bald an der Abnahme der Erträge, daß Unterschleife stattfänden, doch sie besaß ein einfaches Mittel, sich Gewißheit zu verschaffen.

Dieses bestand in Nicinusöl, das den Verdächtigen eingeflößt wurde.

Als Nordhäuser auch seinen Prüfungslöffel voll Del nehmen sollte, sprach er: „Bei mir habt Ihr solches nicht nöthig, denn ich bin ehrlich.“

Da lachten die großen Diebe von der Compagnie, weil ihnen Ehrlichkeit die größte Thorheit war, sie, die den **blutigen Transvaalkrieg** heraufbeschworen hatten, damit ihr Geschäft blühen sollte.

„Ha ha!“ lachten sie, „es giebt nur Geschäft, rücksichtsloses Geschäft!“ Und zu diesem Zwecke wurde dem wehrlosen Nordhäuser ebensowohl **Dissenbarungs-Honig** eingezwungen — so nannten sie scherzend das Del — wie den Kaffern, deren Diamantenverschluckung dadurch glatt zum Vorschein kam.

Bei Nordhäuser verlief das Mittel jedoch resultatlos, daß selbst die eifrigsten Spürnasen der Compagnie nicht das kleinste Splitterchen erstöberten, obgleich die Kaffern mit Fingern auf ihn wiesen und schworen, er nasche den ausgereckten Tag Diamanten und zwar von den ganz großen.

Dies war eine gemeine infame Lüge!!!

Nordhäuser bekam die doppelte Portion Del.

Die dreifache.

Allein jeder Erwichungsversuch war vergebens, nichts wurde erwiesen als Nordhäusers reine Unschuld, der diese Behandlung nicht vertragen konnte.

Er nahm ab; täglich mehr und mehr, wie ein Asra.

Zuletzt war er so mager, daß er selbst in der scharfen, afrikanischen Sonne nur noch Schatten warf, wenn er seinen Winterüberzieher anzog.

Und das deutsche Reich sah dieser Scheußlichkeit zu, ohne eine Armee mobil zu machen; es duldete, daß unser so sehr beliebter Nordhäuser bis zur Unkenntlichkeit mißhandelt wurde.

Zwar wurden Stimmen in der Presse laut, aber sie nützten nichts, da Nordhäuser nur die Annoncen las.

Schon wollte er sich verzweifelnd dem freiwilligen Tode in die Arme werfen, als ihm im „Kimberley Advertiser“ eine Anzeige auffiel:



Gesucht ein **Heber-Skelett-**
mensch von Swan Schulz bei
der Ww. Wimmelmayr.
Berlin N., Kalfschemenstraße links.

Nordhäuser meldete sich und sandte seine Photographie ein (siehe die Abbildung).

Hätte er jedoch geahnt, welchem **verbrecherischen Plane** der Skelettmensch dienen sollte, er wäre lieber in den fürchterlichen Diamantengruben zu Grunde gegangen.

Doch harre voll und ganz aus, Nordhäuser, und Dir wird **großartiger Sieg** über alle Leiden der Vorsehung beschieden sein.

Dreißigstes Kapitel.

Das Blutdrama zu Jochenbrunn.

Wie eine Mauer umstanden die Gensdarmen das Gehöft des Fleckbauern.

„Fleckbauer!“ sagte der Kneißel in dem Hause, „die Stunde der Entscheidung naht. Jetzt ist's gar.“

„Wer wird so verzagt sein?“ spottete der Fleckbauer. „Schieß' sie nieder, die Schandimuckl, daß sie hin werden, da bist Du befreit.“

„Ich hab' meinem Vater selig gelobt, kein'n Gensdarm zu

derschieß'n, weil sie meist Familienväter sind und möcht' mein Gewissen nicht belasten."

"Daß sie sich auch noch vermehren?" höhnte der Kieger. „Haben sie uns nicht genug sekkirt und das Leben verbittert? Da ist der Stationskommandant **Brandmayr**, der ist der Aergste. Der hat mich angezeigt und wiederholt in Arrest gebracht. Der Große ist's halt, der die anderen kommandirt; den wamm Du'n erschießt, verdienst Du Dir 'n Gott's Lohn."

Der Brandmayr ging auf das Haus zu.

Er kam nicht heran. Paff! Ein Feuerstrom, ein Rauchstrahl und er stürzte. Der Kneißl hatte ihn durch die Küchentür erschossen.

Satanische Freude durchzuckte das hagere Antlitz des Fleckbauern. Ja, er haßte den Brandmayr, aber zu feige, sich selber zu rächen, trieb er den sonst so gemüthvollen und gutdenkenden Kneißl an, den pflichttreuen Stationskommandanten aus dem Hinterhalt zu tödten.

Der Kneißl sah den in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Brandmayr fallen. „O Jeger!“ rief er. „Mein Gewissen . . . jetzt ist es nimmer rein!"

Darauf legte er wieder an und erschoss den Scheibel.

Hierdurch gereizt, eröffnieten die Gensdarmen und die zu ihrer Sicherheit mitgekommenen Schutzleute ein **Bombardement** aus ihren Karabinern auf das Gehöft.

Die Kugeln piffen durch die Luft; zackige Pulverblitze erglüheten in den Pulverdampfwolken, die wie in trüber Schwermuth über dies grauenvolle Blutbad herniederwallten, in dem die Gefallenen plätschernd mit dem Tode rangen.

Der Kneißl begriff, daß er der Uebermacht erliegen müsse.

„Hund," schrie er den Fleckbauer an, „Du hast die Schandarm'n herbeigeloekt mit Deinen Raketen. Stirb von meiner Hand den Tod des Verräthers."

Die Flinten knatterten draußen, die Kugeln zertrümmerten die Fensterscheiben. Ein Schuß zerschmetterte dem Kneißl die Hand.

Die Mühlen der Nemesis mahlen manchmal sehr rasch.

Es waren die Schwurfinger, mit denen er geschworen hatte, **nie** einen Gensdarmen zu erschießen.

Aber auch geschworen, treu für die Drillinge zu sorgen.

Diesen Schwur mußte er halten, wollte er den höllischen Mächten nicht mit Haut und Haar für die **eudlose Gwigkeit** verfallen.

Wie aber die Aermsten vor der Wuth der Belagerer retten, die blutdürstend und mordschraubend sich zum Sturm auf das Gehöft sammelten?

„Kommt,“ sagte er, „Ihr schuldlosen Waisen, Euch sollen sie nicht finden, die grimmigen Schergen.“ Bei diesen Worten nahm er die Drillinge und stopfte sie in den Kamin und zwar so sicher, daß sie später nur mit einer Art herausgehauen werden konnten.*)

Dann lud er sein Gewehr und legte an.

Aber zu spät. Die wüthende Soldateska war ins Haus gedrungen und entwaffnete ihn, den Kühnen, Furchtlosen, der gegen die Uebermacht wehrlos, sich trotzdem nicht ergab.

Mit den Füßen trat er Brüche, mit den Fäusten schlug er den Gegnern die Zähne aus und riß ihnen die Ohrwafeln ab.

Seine Kraft aber ermattete.

Nun wandte sich das Blatt. Die Gensdarmen schlugen auf den Kneißel ein und verholzten ihn derart, daß er nur als todte formlose Masse für das Gericht übrig geblieben wäre, wenn nicht die Schutzleute, um den Kneißel lebend in die Hand der Gerechtigkeit zu liefern, wiederum hauend die Gensdarmen umknäult und diese ihrerseits mit heftigen Schlägen traktirt hätten.

So eminent gerauft ist selten worden im Bayerlande.

*) Jetzt wird es uns zu viel mit den Drillingen. Wir haben bis hierher geschwiegen, aber um nicht den Verdacht unheilbaren Blödsinns auf uns zu laden, erklären wir hiermit, daß wir nach den Zeitungsberichten unter „Drilling“ nie etwas anderes verstanden haben, als das dreiläufige Gewehr des Kneißel. Der Verfasser muß entweder sehr flüchtig gelesen oder nur von solchen Jagden eine Ahnung haben, wobei statt des Schießpulvers Insektenpulver zur Verwendung kommt.

„Der Fleckbauer ist an allem Schuld,“ rief er und brach erschöpft zusammen.

Der Herr Dr. Pannwitz sprach mit lauter Stimme: „Nun verlange ich vollständige Ruhe. Wir haben es jetzt nicht mehr mit dem **Räuber** und **Mörder** Kneißl, sondern mit einem schwer kranken Menschen zu thun. Gebt ihm eine Maasß Bier!“

Dann fuhren sie mit ihm ab zum Kerker.

So endete das Heldenleben des großen Räubers, dem die Zeit kein volles Verständniß entgegenbrachte. Er war tapfer und bedeutend veranlagt, nur war seine Stimme in der Mittel-lage nicht ausgeglichen und sein Spiel ließ zu wünschen übrig. Sein größter Fehler aber war:

Er hatte zu viel Gemüth.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Amazonen.

Ebenso bewunderungswürdig schnell wie die Husaren-uniformen der Odalisten angefertigt wurden, ebenso rasch ließen die Weiber des Harems, von der jüngsten Odaliske bis zur reifsten Matrone, sich einexerciren, denn sie fürchteten für ihr Leben. Und ihnen allen hatte Leutnant Frix Erlösung aus dem tyrannischen Joche des Sultans verheißen, wenn sie fleißig übten, Griffe machten, und namentlich Ordre parirten.

Täglich wurde exercirt. Leutnant Frix hatte nicht die längsten und größten Odalisten als Flügel männer auserwählt, sondern die kugeligsten und üppigsten, denen er mit persönlicher Herablassung auf die vollen Rückformen klopfte oder auch wohl anfeuernd die schwellenden Rundungen zwickte, wenn sie nicht Schritt hielten. — Diese Kniffe waren seine Kasernenhofblüthen.

Abends sangen sie im Vorgefühl besserer Zeiten das Lied:

„Freiheit, die ich meine“ u. s. w.

das Leutnant Frix ihnen neben anderen patriotischen Gesängen beigebracht hatte, wie „Das Wirthshaus an der Lahn“ mit unzähligen Versen und das neueste Lied:

Rutsch mir den Buckel rauf,
Rutsch' ihn wieder runter.
Halt Dich nicht zu lange auf
Ober ich werd' munter.

das die Mädchen, indem sie es auf den Sultan bezogen, mit wahrer Begeisterung anstimmten.

Die ehrsame alte Menub-bel hatte Frix zum Feldwebel ernannt, Augenlieb und Herzensdieb jedoch zu seinen Leibadjutanten.

Sie sahen aber auch zu süß in ihrer knappen blauen Husarenuniform aus, viel besser als in den hauschigen Seidenhosen der Orientalinnen, und da Leutnant Frix ihnen Privatinstruktionsstunden gab, konnten sie nicht nur bald avanciren, sondern waren auch die kocksten und verwegensten aller Amazonen.

Aber auch der Anderen nahm Leutnant Frix sich mit Hingebung an, so daß sie ihre Vorurtheile ablegten und für völlige Freiheit schwärmten. Mit einem Worte: Leutnant Frix ruinirte dem Sultan den Harem **gründlichst**.

Hievon hatte Emma in ihrem Palast-Gefängniß keine Ahnung.

Wohl folgte sie der ihr zugegangenen Warnung und aß nur Eier in der Schale, selbstgemolkene Ziegenmilch und eigenhändig geerntete Früchte, aber selbst nach diesen Speisen fühlte sie eine seltsame Abspannung, die in Ruhebedürfniß und **Liebestraumverienkung** überging. Sie merkte, daß ihr heimlich Mittel beigebracht wurden, die sie nicht allein willenlos, sondern auch liebessehnsüchtig machten, daß sie, unfähig sich zu wehren, dem Sultan verfallen würde, dessen Geheul sie bereits mit einem eigenthümlichen wollüstigen Reiz prickelte, sobald sie es im Halbschlummer vernahm, in jenem Dämmerzustande, der ihre Sinne traumhaft verwirrte und mit erhitzenden Bildern erfüllte, zu denen der begehrlich erregte Sultan ihrer Phantasie Modell stand.

Allerdings erfrischte das türkische Bad*) sie stets wieder

*) Das Kapitel „Emma im Bade“ wird beim Schlusse des ganzen Werkes nachgeliefert, jedoch nur Abonnenten über vierzehn Jahren in verlebtem Zustande.

und brachte sie zu der klaren Einsicht, daß **schreckliche, unerklärliche Einflüsse** auf sie einwirkten, denen jedoch ihr Scharfsinn, so sehr sie ihn anstrengte, nicht auf die Spur kam.

Andererseits überhäufte der Sultan sie mit Aufmerksamkeiten. Statt mit Milch war der goldene Milchguß bisweilen mit den **köstlichsten Perlen** gefüllt, statt des Zuckers lagen große **Diamanten** auf dem Schälchen, statt der Erdbeeren **nußgroße Rubinen**.

Emma hob die Juwelen sorgsam auf; sie hatte bereits einen **halben Strumpf** voll Perlen, Brillanten, Rubinen, es fehlten nur noch **Saphire** und **Smaragden**, die jedoch nicht ausbleiben konnten.

Ein **wahnsinnig verliebter Sultan** scheut keine Kosten, den Gegenstand seiner Neigung mit den ausserwähltesten Geschenken zu überhäufen und da in der Schatzkammer **Juwelen** und **Geschmeide** faßweis umherstanden, fehlte es ihm nicht an Mitteln, sich der gefangenen **Emma** angenehm zu machen.

War aber Emma im Stande, sich durch die Generosität des Sultans bewegen zu lassen, auch nur eines Strohhalm's Breite vom **Biade der Tugend** abzuweichen?

Keineswegs! In Bezug auf den Harem widerstrebten ihr die Gebräuche des Orients.

„Mein, aber ohne Nebenliebe,“ war schon ihr Wahlspruch, als sie noch im Operettenchor die Kunst hoch hielt und sich selber. Durch solche Charakterstärke errang sie den Grafen Szmoltopzki, dem sie **nicht die geringste Günst** gewährte,*) bevor er sie zu seiner Gattin gemacht hatte.

Dann aber — — — —

Emma gedachte in verzweifelndem Schmerze jener glückseligen Zeit, wo ihr Leben nur der Liebe geweiht war, bis grauenhafte Intrigen das Paradies der Flitterwochen zerstörten, bis sogar jener **verkappte Jesuit** in den Katakomben unter dem Kriminalgebäude ihr hohnlachend zuschrie: ihre Ehe mit dem Grafen sei eine falsche!

Wenn ihre Ehe ungültig war, konnte sie ja Sultanin

*) Kann von allen ihren Kolleginnen eiblich erhärtet werden.

von Damombay werden, ohne gegen die Paragraphen des so schwer handzuhabenden Deutschen Gesetzbuches zu verstoßen.

Und wenn sie Sultantin wäre, gehörten ihr die Fässer voll Diamanten, Rubinen, Smaragden, das **Goldgeschmeide**, die herrlichen Seidenstoffe, die **Millionen gemünzten Goldes**, die Paläste, die **Domänen**, die **Unterthanen**, die **Abgaben**.

Sie könnte sich in den Steuern wälzen.

Mit dem **Harem** würde sie kurzen Prozeß machen. Die Weiber würden sämtlich durchgepeitscht und des Landes verwiesen.

„Emma! Emma! Wohin verlierst Du Dich?“

Mit diesen Worten sprang sie von dem doppeltsamntenen Divan empor, auf den sie in müder Erschlaffung hingefunken war.

„Wer giebt mir das sinnverwirrende Gift ein?“ fragte sie sich und trank einen Schluck selbstgemolkener Ziegenmilch, worin keine schädlichen Stoffe sein konnten, denn nichts war reiner als Emma's Lilienhand, womit sie Unsauberes nie anfaßte. Selbst zur Zeit ihrer Ehe nähte sie dem Gatten Knöpfe nur mit Handschuhen an.

Und dennoch fühlte sie, wie diese Milch sie betäubte und willenlos machte. „Glende,“ rief sie, „Ihr gebt der unschuldigen Ziege aufregende Liebestränke, damit ihre Milch mich dem Sultan in die Arme treibt.“

Emma hatte nur zu wahr gedacht. Wie mit prophetischem Blick durchschaute sie das **schändliche Treiben der Aerzte** des Sultans — aber zu spät.*)

„Auch das redliche Huhn ist mit Wahnsinnskörnern gefüttert,“ rief sie. „Die Eier . . . es waren Eier der Wollust, die ich aß. Wehe . . . mir schwindelt!“

Und wieder träumte sie, wie stets in dem seltsamen Schlaf der vorhergehenden Tage vom Sultan. Sie sah ihn vor sich.

Er schritt auf sie zu.

War das noch Traum?

*) Die arabischen Aerzte kannten die Herstellung von heilenden, sowie von vergiftenden Thierfästen viel früher als die Gelehrten des Abendlandes die Serumtherapie entdeckten, wie in den Werken des Abul Welid Muhammed ben Ahmed Ibn Rosch el Maliki genannt Averroes nachgeschlagen werden kann.

Nein, das war Wirklichkeit. Es war genau gekommen, wie die arabischen Aerzte vorhergesagt hatten: Huhn und Ziege waren dem Gifte erlegen und Emma in die brutale Gewalt des Sultans gegeben.

Genau auf Stunde und Minute.

Begleitet wurde der Sultan von seinem Leib-Eunuchen, dem obendrein, damit er die Uebelthaten seines Gebieters nicht sehen konnte, die Augäpfel vom Scharfrichter nach Innen gedreht waren. In seinen Händen trug dieser zu jedem Breuel fähige Sklave eine **seidene Schnur**.

Er legte auf den Befehl des Sultans die seidene Schnur auf das perlmuttereingelegte Frühstückstischchen.

Emma wollte aufschreien.

Vergebens.

Sie versuchte zu fliehen.

Ihre Glieder waren wie angenagelt.

Ja . . . sie wußte . . . die schrecklichste Stunde ihres Daseins war gekommen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Goldkönigs Ende.

Noch tobte die Kriegsfurie in Südafrika, noch war das blutige Ringen, theils um Freiheit, theils um die Goldminen nicht beendigt, als das Schicksal zu Ceciles Rhodes sprach:

Deine Uhr ist abgelaufen.

Der **reichste Mann** Südafrika's war langsam aber heftig erkrankt. In dem großen Garten seiner Wohnung zu Kimberley hatten die Aerzte ihm ein luftiges, hygienisches Zelt errichten lassen, damit er es kühl und bazillenfrei habe.

Nicht weit davon stand ein zweites Zelt, ohne Prunk, nur aus einfachen Binsenmatten. Hier war Nordhäuser untergebracht, der anfang sich von den Gesundheitschädigungen zu erholen, die die Diamanten-Compagnie ihm zugefügt hatte, und brauchte eine Liegekur.

Es war so gegen zehn Uhr Abends. Die Aerzte waren in

ihren Klub gegangen, auch die Wärterin hatte Ceciles verlassen, um, wie sie vorgab, etwas aus der Apotheke zu holen. Im Schatten des Zeltes und der Eukalyptusbäume lagen, schwarz wie der Schatten selber, eine Anzahl Negerinnen mit weit aufgerissenen, ängstlichen Augen.

Sie, die unverhärteten Kinder der Natur, fühlten das Nahen des Todes; ihr geistiges Ohr hörte das Rauschen seiner Fittiche.

Unruhiger und unruhiger wurde Ceciles Rhodes auf seiner Lagerstatt. Plötzlich richtete er sich auf und horchte.

Wie aus einem Cypressenhaine leises Wehen, so kam es durch die Nachtluft.

Aus dem leisen Wehen wurde leises Weinen, das näher und näher kam. — Wie Kinderweinen war es.

Als wenn tausende unschuldiger kleiner Wesen jammernd nach Leben ringen.

Immer qualvoller klang es, immer wehevoller, bis das ganze Land mitschrie und herzerreißendes Echo von den Wolken wiederhallte.

Ceciles hatte die Augen geschlossen. Seine Brust arbeitete wie im Schauer.

Der Mond brach durch die Wolken und beleuchtete sie grell. Es waren aber keine Wolken, die sein kaltes Licht beschien, sondern am Himmel herziehende Schaaren von darbenenden Kindlein, von Säuglingsleichen, von todten Mägdlein in Sterbegewändern, von todten Knaben mit vorwurfsvoll fragenden Blicken.

Es waren die Geister der in den Concentrationslagern der Engländer hilflos dahingerafften Burenkinder.

„Wehe! Wehe! Ceciles Rhodes,“ hauchten sie. „Denk' wie wir in unsrer Jugend Lenz ermordet sind. Verzweifel' und stirb.“

Dann wandten sie sich dem Zelte Nordhäusers zu und sprachen: „Sei getrost, Nordhäuser. Dir stehen erwürgter Kinder tiefgekränkte Seelen bei. Du wirst einst ein hohes glückliches Ziel erreichen.“

Ihnen folgten die Geister der wahnsinnig gewordenen Mütter, gräßlich anzusehen, theils in Ketten, theils in Zwangs-

jacken. Ihre Augen starrten weit geöffnet auf den in Angstschweiß gebadeten Ceciles und mit schauervoller Grabesstimme und mit lautem Schluchzen ausgefüllten Pausen sprachen sie:

„So weit die weite Ewigkeit, So groß und ewig der Höllenschrein,
So groß ist unser Herzeleid. — So ewig währet der Strafe Pein. —

Wird einst auch alle Schuld vergehn,
Der Fluch der Mütter bleibt bestehn!!

Alle werden erlöst, Alle — nur für Dich giebt es keine Gnade. Verzweifel' und stirb!“

Zu Nordhäuser gewendet sprachen sie alsdann unter sanfter Flöten- und Harfenbegleitung:

„Schlaf, Nordhäuser, schlaf.
Du warst stets treu und brav.
Bleib ferner auch ein guter Mensch,
Dann wird Dir — — — — —“

(Ein tobendes Gepolter unterbrach die Anrede.*)

Donner grollte unter der Erde und über der Erde. Die Hügel erhoben sich wie Wellen und barsten auseinander. Aus den Spalten schlugen tausende Flammen hervor. Inmitten dieser Flammen stand ein **gewaltiger Riese**, braun von Antlitz, in der zu Lumpen zerschliffenen Tracht eines Feldarbeiters. Seine Brust war geöffnet und aus dem zuckenden Herzen floß das Blut in Strömen zur Erde.

„Sieh mich an!“ rief der Furchtbare mit Bärenstimme. „Ich bin der Geist Südafrika's, auf das Du England gehezt hast gleich einem gefräßigen Bullenbeißer. Nie heilen die Wunden, die Ihr mir geschlagen. Verflucht ist das Gold, an dem mein Blut klebt. Wer es berührt, verfällt dem Untergange. Verzweifel' und stirb!“

Mit milder Stimme wandte der schreckliche Geist sich zu Nordhäuser und sprach: „Segen über Dich, Du rechtschaffener Sohn einer sittenreinen Destille vom Koppenplatz. Bleibe stets

*) Es ist sehr schade, daß der Lärm gerade jetzt eintrat und die letzten Worte des Mütterchores der Geister unverständlich machte, weil es höchst interessant gewesen wäre, zu erfahren, welchen Reim das Jenseits auf Mensch hat, da es einen solchen im Diesseits nicht giebt.

echt und gediegen und Du wirst der Trost vieler Menschen in allen Lebenslagen und zu allen Zeiten sein.“

Unter betäubendem Prasseln verschwand der Geist in der Versenkung und Alles war wieder wie vorher. Stumm lagen die Negerweiber im Schatten des Zeltes und wagten kaum zu athmen.

Entsetzt sprang Ceciles auf: „Einen Schnellzug!“ schrie er heiser. „Mein ganzes Reich für einen Schnellzug! Die Buren sind hinter mir her. Sie fassen mich . . . sie werfen mich zu Boden. — Ha . . . haaaah . . . in jenem Schmelztiegel ist geschmolzenes Gold; das wollen sie mir in die Kehle gießen. — Ich beiße die Zähne fest zusammen. — Aaaaah! — Sie brechen mir den Mund auf. — Laßt mich, es nützt Euch nichts . . . mein Durst nach Gold ist unerfättlich und wäre das Weltmeer Gold, es könnte ihn nicht löschen. — Au — au, aah ah — ah! — Wie es brennt, wie es sengt. —“

Mit zitternder Hand ergriff er seine geliebte Whiskyflasche und feuchtete seine glühenden Schlundnerven in gewohnter Weise an. Mit einem greulichen Fluch sank er auf das Lager.

Schon bemerkte er neue Geister herandämmern.

„Ich glaube an Nichts,“ rief er und schrie die Erscheinungen an. „Ihr seid Unsinn, Gebilde des Fiebers, Schwindel für Dumme. Ich bin Ceciles Rhodes, der Kluge und der Reichste. **Hundertundzwanzig Millionen** sind mein. Hinweg mit Euch Bettelpack. Habt Ihr einen einzigen rothen Heller, Ihr Geister? He?“

„Aber ich bin kein Geist,“ rief eine **weiße Gestalt** und trat vor seine Lagerstatt.

„Wer bist Du? Was willst Du?“ frechte Ceciles sie an.

„Wenn Du mich kennst, weißt Du, was ich will!“ lautete die Antwort. „Sprich, Ceciles, kennst Du mich nicht?“

„Scheer Dich zum Satan,“ antwortete der ungekrönte König Südafrika's.

„O Ceciles! Einst war ich Dir Alles. In meinen Armen vergaßest Du die unwürdige Neigung zu den Schwarzen. Ceciles, wie konntest Du, als Gentleman, Dich von Negerweibern bezaubern lassen?“

Rhodes grunzte etwas Unanhörbares, worüber die weiße Gestalt erröthete, und schmalzte lästern mit den Lippen.

„Deine niedere Neigung,“ fuhr sie fort, „stammte von Deiner Vorliebe für viel aber billigen Sekt. Das nennt man nicht mehr trinken, Ceciles, sondern saufen.“

„Wenn es mir nur geschmeckt hat,“ warf der Todtfranke höhniſch ein.

„Leute mit Deinem Golde lassen nur erste Marken über ihre Zunge perlen. Aber Du warst Plebs und bist Plebs und wirst Plebs bleiben!“

„Thanks!“ sagte Rhodes spöttisch.

„Ich versuchte Dich moralisch zu heben,“ sprach die Gestalt weiter. „Ich lehrte Dich die besseren und besten Sorten: Matthäus Müller, Burgeff, Kaiserblume, Mercier, Deuz & Geldermann, Pommern, Heidsieck, Mumm und Veuve Clicquot extra dry.“

„Beastly expensiv!“ grollte Rhodes.

„Und als ich Dich so für Ecleres empfänglich gemacht, da opferte ich mich selbst. Dir gab ich meinen blendenden, weißen Leib . . .“

„Poudre de riz!“ rief Ceciles verächtlich.

„Die Enveloppe meiner adeligen, hochstehenden Persönlichkeit. Blick her, erkennst Du mich jetzt?“

Bei diesen Worten schlug die weiße Gestalt den Schleier zurück und enthüllte ihr aristokratisches Antlitz. *)

„Ha! Die Radziwill!“ schrie Rhodes. „Die einzige Thorheit meines Lebens.“

„Du hast mich geliebt!“ rief die Radziwill, denn sie war es wirklich.

„Fiddlestick!“ entgegnete Rhodes. „Ich habe Dich gekauft. Geliebt haben mich die schwarzen Weiber, ungeschminkt haben sie mich geliebt. Sie, die Naturkinder, unter deren dunklem Fell die Lava der Leidenschaft brodet, die in feuriger Brunst auflodert, wenn der Sturm der Liebe sie entfacht, sie waren mein. Ich war ihr Herr; ein Wort von mir war ihr

*) Sie war sehr schön, ohne jedoch einen Vergleich mit Emma'n aushalten zu können.

Verderben . . . gönnte ich ihnen Gunst, **war ich ihr Gott!** Lebend starben sie in meinen Armen, sie kannten kein größeres Glück, als an meinen Brüsten zu vergehen. Und wenn ich sie beiseite warf . . . sie blieben mir treu, weil sie mir in Liebe erstorben waren. — Doch das verstehst Du nicht, Du Bleichgesicht, berechnendes Geschöpf der europäischen Civilisation. Geh, Weib! Als moralischer Hebebaum warst Du nichts werth. — Du warst morsch, wie sie Alle, die krank sind von der Kultur. Geh, schäme Dich vor den Schwarzen!“

„Ist das der Dank, Du Kerl, daß ich mich mit Dir Branntweinstänker abgab, Deine ungeschlachten Manieren ertrug? Ja, Unmanieren, denn selbst zum Kaiser bist Du in Deinem dreieckigen Reiseanzug gegangen, Du Straßenfeger! Hast Du, tabakspriemender Schifferknecht, nicht die Rosaseidentapete meines Boudoirs besudelt, als wärest Du im Spucknapf groß geworden und im Hundestall erzogen?“

„Alles bezahlt!“ lachte Ceciles.

„Die Tapeten noch nicht. Aber Du wirst zahlen. Hoch bezahlen; verstehst Du?“

„Keinen Penny!“

„Doch — das heißt, wenn Du Geld hast?“

Ein Lachkrampfanfall hinderte Ceciles am Sprechen. „Ich bin — der — reichste Mann — der Welt!“ stieß er hervor.

„Warst Du. — **Warst Du!**“

„Befreit mich von dem verrückten Weibe,“ rief Ceciles, „ihr Blödsinn langweilt mich.“

„Du wagst noch, mich zu beleidigen?“ zischte die Radziwill ihm wüthend zu. „So erfahre die kalte, nackte Wahrheit: **Du bist ein Bettler.** Kennst Du diese Unterschriften?“

Aus ihrer Handtasche nahm die Radziwill eine Menge von Wechselformularen, alle mit der Unterschrift Ceciles Rhodes versehen, und hielt sie ihm unter die Augen.

„Was sollen die Wische?“ fragte Ceciles.

„Es sind lauter **Blanco-Accepte,**“ entgegnete die Radziwill mit eisiger Ruhe, „vollgültige Accepte, mein Schatz, von Dir **rechtsgültig** quergeschrieben.“

„Fälschungen,“ rief Ceciles.

„O nein, mein Engel. Diese Unterschriften sind von Deiner Hand. So betrunken warst Du nie, wenn Du unterschriebest, daß Du nicht gewußt hättest, was Du thatest. Und ich habe Zeugen, daß Du sie freiwillig ausstelltest, Zeugen, Teilnehmerinnen an den lustigen kleinen Gelagen, wo Du besseren Sekt trinken lerntest.“

„Zur Hölle mit den feinen Marken . . . ich war sie nicht gewohnt.“

„So bezahlt sich Deine Schmutzerei, mein Herzensjunge. Und nun frage ich Dich, willst Du mich jetzt auf Deinem Sterbette zu Deiner rechtlichen Gattin und Erbin machen?“

„Wenn ich das thäte, müßte ich Dinte gesoffen haben.“

„Du willst nicht?“

„Nicht in die la main.“

„So höre mein letztes Wort. Mehr als Dein Hab und Gut schreib' ich auf diese Blancowechsel, so viel mehr, daß sich noch einige Millionen Schulden herausstellen. Du fährst zum Teufel als . . . Bankerotteur.“

Dies war für Ceciles zu viel. Gebrochen sank er zurück. Die Radziwill verschwand rechts mit rachedrohend erhobenem Arm und ihrer Handtasche in der Dunkelheit der Nacht.

Verlassen, wie todt, lag Ceciles auf seinem Lager. Niemand war bei ihm. Sein Arzt bedurfte der Ruhe; die Pflegerin, welche ihm Trost aus frommen Schriften einflößen wollte, hatte er mit Worten vertrieben, die sie nicht hören durfte. Die Negerinnen wagten sich nicht zu rühren, so lagen sie in dem Banne des Grauens vor den unheimlichen Erscheinungen aus einer anderen Welt.*)

Nach geraumer Weile rührte er sich.

„Whisky!“ murmelte er leise.

Nordhäuser, der gerade wach geworden und aufgestanden war, nach dem Wetter zu sehen, hörte den Ruf und ging in das Zelt Ceciles.

*) Viele zweifeln bekanntlich an Spukgestalten und dgl., besonders die Wissenschaft. Auch wir stehen auf letzterer. Aber wenn die Negerweiber Uebernatürliches gesehen haben, so muß doch wohl Wahres daran sein. Es giebt eben genug Unerklärliches, wie z. B. wenn etwas eintrifft.

„Sie wünschen?“ fragte er.

„Whisky!“ stöhnte Ceciles.

Nordhäuser entkorkte eine Flasche und setzte sie Rhodes an die Lippen, der mit hastigen Zügen schlürfte.

„Nun ist es genug!“ sagte Nordhäuser.

„More . . . more of it!“ befahl Ceciles.

„Mehr dürfte schädlich sein,“ warnte Nordhäuser.

„Damned blockhead!“ fluchte Ceciles. Und wieder trank er und trank er.

Unbezwingbares Zittern überkam ihn. Seine Hände bebten.

„Wie wird mir?“ schrie er. „Wie wird mir?“

„Das ist das Destillirium tremens,“ sagte Nordhäuser.

„Hätte ich Ihnen rathen gedurft, ich hätte Ihnen gesagt: Meiden Sie starke Getränke. Aber es kann ja noch Alles gut werden.“

„Es ist zu spät. Sie beide sind mein Tod, die Radziwill und der Whisky. O Jüngling, wäre ich Dir stets gefolgt, es stünde besser um mich. Doch sage mir Deinen Namen, der Du mich so liebeich zu trösten versuchest. Wie heißt Du?“

„Nordhäuser!“

„Ha! Hebe Dich von mir! Eine Zigeunerin prophezeite mir einst, ich würde an Nordhäuser sterben. Hinweg! Hinweg!“

In furchtbarer Raserei ergriff Ceciles die Whiskyflasche und schleuderte sie nach Nordhäuser, der ihr jedoch geschickt auswich.

„Ich verzeihe Ihnen,“ sprach Nordhäuser sanft, „aber der, den die Frau meinte, der bin ich nicht, denn der, der der ist, der ist ein ganz anderer.“

„Mus wie Mine!“ sagte Ceciles mit letzter Anstrengung.

Dann begann er sich heftig zu bäumen und zu röcheln. Plötzlich schlug eine qualmende Flamme aus seinem Munde, die eben so rasch wieder erlosch, und Ceciles hatte seinen Geist ausgehaucht.

Tief erschüttert stand Nordhäuser und während er ihm die Augen schloß sprach er: „Er war ein großer Geist, aber der Flaschengeist war größer als er.“

Und sinnend ging er in die Stadt, um zu melden, daß der ungekrönte König Südafrika's sein Reich für immer verlassen.

Die Negerweiber aber brachen ein lautes Klagegeheul um den Todten aus, den sie geliebt hatten. Eine der Frauen, es war die hübscheste und jüngste, hob einen Scherben der zertrümmerten Flasche auf und öffnete sich damit die Pulsadern.

Er war ihr König gewesen, nun folgte sie ihm nach der Sitte ihres Stammes in das Reich der Schatten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Vamphr.

Wir begeben uns wieder in den Kiosk der unerhörtesten Lebenswonne, wo Emma als Gefangene, den wildesten Begierden preisgegeben, im Banne der Betäubung ruht, jedoch wir verhüllen unser Antlitz.

Der Sultan hatte seinen Sonntags-Hermelin angezogen und sich auf das Kostbarste geschmückt. Extra-Diamanten blitzten an seinem Turban, an seinen Beinleidern waren für zwei und eine halbe Million Perlen verstickt.

Aber mehr als alles Edelgestein funkelten seine Augen, mit denen er die Schönheit der wehrlos Daliegenden gierig verschlang.

„Sonnengleiche!“ flüsterte er, „Morgenstern meiner Wünsche, Kerze der Liebe, die mir in seligster Lust entbrennt!“

Emma wollte ihm in gewohnter Hoheit zurufen: „Nun aber hinaus!“ aber auch ihre Stimme war wie vernagelt.

„Die Stunde ist da,“ rief der Sultan und seine Augen flackerten wie Höllebrand. „Das schönste Weib der Erde wird mein. Mein ist diese Schönheit. Ich werde sie besitzen und dann . . . vernichten. Kein Sterblicher soll sich rühmen, mit dem Sultan von Damombay getheilt zu haben.“

Bei diesen Worten deutete er grimmig lächelnd auf die seidene Schnur.

„Ambraduft des Lebens!“ gurrte er zärtlich weiter und beugte sich über Emma, die Süße ihres Athems zu kosten, der hastend ihrer sich klassisch hebenden und senkenden Alabasterbüste entwich, als sei er vor innerem Fieber erregt. Und Emma war

siebrig nach dem Gifte. Auch in ihrem Innern entwickelte sich Sehnsuchtsgluth.

„**Blumenufer meiner Wünsche!**“ fuhr der Sultan fort und riß mit wild tastender Hand den silberfädigen Seidenmull entzwei, der Emma's keuschen Götterbusen verhüllte.

Dieser verwegene Angriff rief Emma für einen Augenblick ins Bewußtsein zurück.

„Majestät,“ brachte die Unglückliche mühsam hervor, „be-
tragen . . . Sie . . . sich . . . anständig!“ — Dann versank sie wieder in das entsetzliche Wachtraumleben, wie es sonst nur noch Scheintodte haben. Aber diese leben nicht dabei. Das ist der Unterschied.

„Wie ich Dich liebe!“ glückte der Sultan. „Begen meine Liebesgluth ist der Samum kühlender Zephyr.“

Der Sultan löste den kostbaren Rubinentamm aus Emma's Haaren und warf ihn achtlos in eine Ecke. Emma's **wunder-
volle Frisur** zu zerstören . . . das reizte dieses **Ungehener**.

Er wühlte in Emma's Haaren. Dies war Emma'n nicht ganz unangenehm, denn es war auch immer Szmoltopski's Manier gewesen, sich in Emma's Haarduft zu berauschen.*)

Aber, wie der Franzose sagt, daß der Appetit nach der Suppe kommt, so wurde auch der Sultan immer unenthaltamer. Draußen sangen die Phoenixe in den duftenden Jasmin-
gebüschchen ihre verführerischsten Liebeslieder, und der Hauch der Rosen wehte schmeichelnd herein.

Allerdings hatte Emma den Sultan in den verflossenen Tagen als zaubervolles Traumbild umgaukelt und seine Ge-
lüste verschönerten auch im Wachen die nächtlichen Phantas-
magorien der Begehrenswerthen, allein so schön — so wie Emma so da lag — darin übertraf die Wirklichkeit jegliche, selbst krankhaft gereizte Vorstellung.

Der Sultan sprach nicht mehr, er gurgelte nur noch Un-
verständliches, indem er sein Gesicht schnaufend und schnüffelnd

*) Sehr beliebt in allen modernen Romanen und Lebensskizzen und
deshalb auch hier nicht übergangen. — NB. Diese Anmerkung ist nur für
Hochgebildete.

in Emma's himmlischem Haar verbarg, das stets den Neid ihrer Bühnenkolleginnen erweckte, als sie noch am Theater ihre Tugend vertheidigte, und vielfach als angefezt verleumdet wurde, obgleich es durch und durch echt, in aufgemachtem Zustande bis auf die Fersen herabfiel.

Plötzlich hüpfte der Sultan einen Jubel-Luftsprung.

„Die Füße!“ jauchzte er, „die **Füße!**“

Mit einem wahnsinnigen Tigergemaunze stürzte er vor dem Divan nieder, entkleidete Emma der Goldpantöffelchen und der spinnwebdünnen Strümpfchen und koste mit seinen Blicken die in der That vollendet schönen Füße, die zwei zartrosig getönten Knospen einer frisch erblühenden Lotosblume glichen. Emma erröthete. Sie wurde dadurch nur noch bildhübscher.

Jetzt war es mit dem Sultan aus. Zu viel war solche **unsagbare Schönheit** für seinen, theils durch Enthaltfamkeit (woran Emma selbst Schuld war), theils durch in der letzten Minute geschlüpfes Liebestrank-Serum gesteigerten Begehrungstäumel.

Bei solchen Zuständen kommt der Verstand stets ins Hintertreffen.

Wie ein **schnappender Schakal** packte er Emma's kleinen Zeh des linken Fußes mit den Zähnen, biß ihn ab und verschlang ihn. Darauf biß er den des rechten Fußes ab und sog, ein **Vampyr in Menschengestalt**, Emma's rothes, warmes Herzblut mit jenem thierischen Behagen in sich hinein, das von Lombroso als beginnendes Zeichen der Decadence angesehen wird.

In der That war der Sultan ein schreckliches Muster vom Fin du siècle.

Mit den Mantel-Enden seines Hermelins wehte er wie die Vampyr-Fledermaus mit den Flügeln, um ihre Opfer in den ewigen Schlaf zu fächeln.

Emma fühlte, daß sie sterben müsse. Sie fühlte, wie immer weniger Blut in ihren Adern ward, wie das Herz matter und langsamer zu schlagen begann. Und doch war ihr, alskehrte ihr das Bewußtsein zurück, eine vollkommen richtige Beobachtung, da ja der Sultan das vergiftete Blut als so zu

sagen regierender Schröpffkopf aus ihrem Körper entfernte und von den betäubten Nerven ableitete.

Emma besann sich.

Mit einem kräftigen Tritt trat sie ihrem Beiniger ins Gesicht.

„Maschalla!“ *) rief der Sultan verblüfft.

Und doch war Emma verloren. Wieder umfing sie die heimtückische Ohnmacht.

Da aber . . . was war das?

Von ferne klang es; dann näher und **näher**. Bekannte frohe Weise!!

Oder war es nur Traum? Ein Todesstraum? Kurz vor dem Tode erlebt der Ertrinkende ja seine ganze Vergangenheit. Aus alter Zeit klang diese Melodie herüber, einst eine Hauptnummer der Operette, jetzt ihr Grabgesang.

Aber nein . . . nein . . . das war kein Traum. Das war Wirklichkeit.

Mit dem fest gesungenen Marsch:

„Vorwärts mit frischem Muth“

aus Fatiniha drangen **blaue Husaren** in den Pavillon, der ganze von Leutnant Fritze einexercirte und nun zur Revolte angegeistete **Sarem**. Während die Blechmusik im Garten blies, übte Fritze mit dem Amazonen-Chor einige Evolutionen: rechts und links Parade, den Stern, Chaine anglaise und kommandirte alsdann:

„Das Ganze halt!“

Die Husaren standen wie die Mauer.

Sie hätten der strengsten Kritik genügt.

Emma war zu sich gekommen.

Die Macht der Musik bewährte sich auch an ihr.

Die Musik ist mächtig, es kommt jedoch sehr darauf an welche.

*) Für Leser, denen das Arabische nicht geläufig sein sollte, die Bemerkung, daß der im Orient sehr gebräuchliche Ausruf maschalla für den Morgenländer dasselbe bedeutet, was für den gebildeten Europäer der viel-sagende Ausdruck „Nanu!“.

Der Sultan glogte wie ein Blöder auf die Gruppe.

„Ergreift das Scheusal und werft es in die Wolfschlucht!“
befahl Leutnant Frix.

Im Handumdrehen war der Sultan von den Amazonen überwältigt und mit den Schleiern gebunden.

„Wir haben hier keine Wolfschlucht,“ nahm Menub-bel, die Alte, die als Feldwebel unerseßlich war und durch einen gewissen trockenen Humor oft belebend auf die ganze Compagnie einwirkte, das Wort. „Aber der Geierkäfig, worin der Tyrann so manchen zarten Leib von den gefräßigen Vögeln zerfleischen ließ, der möchte wohl für ihn passen.“

„Auch mich hat er mit dem Geierkäfig bedroht!“ rief Emma.

„Denn rin mit ihm!“ kommandirte Leutnant Frix.

„Er allein besitzt den Schlüssel,“ sagte Menub-bel, „aber ich kenne die Taschen von drei Dynastien, und gleich werden wir ihn haben.“ Mit gewandtem Griffe zog sie ein goldenes Schlüsselchen aus der Hosentasche des Sultans hervor.

„Dschifi ichtjara!“ (Altes A. . .) schrie der Sultan sie an.

„Ma bidschal kimit afdalak,“ (Ich weiß Deine Güte wohl zu schätzen) entgegnete Menub-bel, „und deshalb kommst Du in den Käfig, ya sajid! (o Herr!)“

Einige **Amazonen** hatten den Käfig bereits an seiner Maschinerie von der Sagopalme heruntergelassen und die Thür geöffnet, andere schoben den Sultan hinein. Dabei sangen sie: „Udschul el uda et tajib.“ (Tritt ein in das gute Zimmer.)

Menschen sind oft unbarmherziger als die Geier, aber die Geier haben stärkere Schnäbel.

Sie sind unbestechlich. Sie essen Jeden, ob hoch oder niedrig, wenn nur etwas daran ist.

Der goldene Käfig mit dem umschnürten Sultan darin schwebte oben in der schwankenden Palme.

Schon zeigten sich die Geier in den Lüften.

Während dies Alles geschah, hatte Menub-bel des Sultans Schandthat an Emma's geisterhafter Blässe entdeckt. „O ich kenne ihn; sein Vater war gerade so. Das Chansire (ein Thier, aus dem man im Abendlande Wurst macht) hat mir

den rechten großen Zeh abgebissen. Das liegt so in der Familie und muß ihm wohl als Erbfehler verziehen werden.“

Rasch verband sie Emma's liebevollste Füßchen mit köstlichem Heilbalsam. „So,“ sagte sie, „in drei Tagen ist nichts mehr zu sehen.“

Emma dankte ihr mit freundlichen Worten.

Plötzlich richtete Menub-bel sich auf und lauschte. „Da ist irgend etwas nicht in Ordnung,“ flüsterte sie. „Im Palast wird man unruhig . . . dies Geschrei . . .“

In der That hörte man „Allah“ rufen und wüßtes Toben. Auch läuteten die Glocken von den Minarets.

„Das ist **Palastrevolution!**“ rief Menub-bel. „Der Prätendent, der Nefte des Sultans, ergreift die Regierung. Er ist ein fanatischer Antiberliner und in den Händen der Mollahs und Gunuchen. Ihr seid verloren. Er läßt für Euch den **Dualeuraum**, der auf dem Berge der Verzweiflung erbaut ist, heizen. Auf dem heiß und heißer werdenden Boden krümmen sich die Opfer, an deren letzter Angst er seine Blicke weidet, wenn der Feuerkrampf ihre Gebeine in Knoten windet.“

„Ist das auch ein Familien-Erbfehler?“ fragte Leutnant Frik.

„Nein, althergebrachte Sitte, Fremde vom Lande zu halten,“ sagte Menub-bel.

„So sind wir dem Untergang geweiht!“ sagte Emma in hoheitsvoller Ergebung.

Dabei sah sie so schön aus, daß Menub-bel, von ihrem Anblick hingerissen, ausrief: „Nein! — Nein! Ich rette Euch. Dich, Du Silberschwan der paradiesischen Gestade, **Du bist zu schön** — und Dich Frik, der Du — Thränen erstickten ihre Stimme — durch Dein munteres Wesen uns die trüben Stunden des Harems so freundlich gestaltetest. Ach, wir werden **Dich sehr vermissen.**“

Sie umarmte Frik und küßte ihn auf die Wangen.

So brachte auch ihm Gutesthun reichliche Zinsen.

„Wo ist der Prätendent?“ rief Frik. „Ich hau' ihn in die Pfanne!“

„Er ist in der Uebermacht mit seinen Haiducken und Gumnachen, denen er Dich einreißt, wenn er Dich faßt!“

„Flieh, flieh!“ schrie Emma in höchster Besorgniß.

„Kommt,“ sagte Menub-bel, „ich weiß, wo die Automobile des Sultans stehen. Nehmt Herzensdieb und Augenlieb mit Euch . . .“

Durch den Druck auf eine geheime Klinke öffnete Menub-bel einen Privatausgang des Sultans.

„Jede Sekunde Zögerung bedeutet **Tod** und **Verderben!**“ mahnte sie.

„Ich kann unmöglich so in die Welt gehen,“ wehrte Leutnant Frix ab, „ich muß erst eine Bartbinde haben. Was nützt der Schnurrbart, wenn er nicht gedrißt ist?“

„**Gilt Euch, eilt Euch!**“ flehte Menub-bel.

„Flieh!“ rief Emma. „Kennst Du nichts Höheres auf Erden als die Spitzen Deines Schnurrbartes?“

„O ja! Eine ganze Masse!“ rief Frix lustig. „Kommt, Kinder. Gumnach ist nicht mein Geschäft. Also ab nach Kassel.“

„**Nach Südafrika!**“ sagte Menub-bel ernst verweisend. „Ihr fahrt grade hinunter dem Süden zu. Wo Ihr nicht Bescheid wißt, müßt Ihr fragen.“

Die Thür schnickte ein. Emma, Frix, Augenlieb, Herzensdieb und Menub-bel waren verschwunden.

Werden wir sie wiedersehen?

Und wann . . . Wo?

Und wie?

Vierunddreißigstes Kapitel.

Von Abgrund zu Abgrund.

Die mitfühlende Leserin und auch der gegen leidende Unschuld nicht hartherzige Leser wird gewiß schon oft gefragt haben:

Wo ist Elliorina?

Liegt sie noch immer mit Strohseilen gebunden, den Mund voll Stroh gestopft, in dem Genssenstall, in den hinein der verrätherische Fleckbauer und sein böshafteß Weib die

Unglückliche warfen, als sie dem **Räuber Aueißl** Kunde von dem Anschlag geben wollte, der sein Leben bedrohte?

O nein. — Um die Wißbegierde unserer zahllosen Abonnenten nicht auf die **Folter** zu spannen, theilen wir ohne Umschweif mit: **Elliorina ist draußen.**

Wer aber löste ihre Fesseln?

Keines Menschen Hand, sondern die Fügung höheren Waltens.

Nicht immer ist die Unschuld verloren, so dunkel auch der Schatten des Mißgeschicks sie umgiebt, wenn sie sich nur lange genug hält.

Elliorina hörte das Krachen der Schießgewehre, das Stöhnen der Gefallenen, das laute Kriegsgeschrei der Belagerenden. Sie hörte alles Schreckliche, allein sie konnte nicht sehen, was vorging. Furchtbare Angst erfaßte sie.

Wenn der Stall **in Brand geschossen** würde, mußte sie elend mit verbrennen, denn vollkommen hilflos lag sie in der Ecke, wohin der Bauer und sein Weib sie geschleudert hatten.

Und dunkel war es in dem Stall.

Aber ihre Gedanken wanderten von dem Genssenbockmist, auf dem sie schmachete, vertrauensvoll zum Ueberbrettel, dem sie als modernste Künstlerin mit ganzer Seele angehörte. Ja, sie fühlte, sie war zu Großem berufen: zur Umwandlung der veralteten klassischen Kunst in zeitgemäßen Detailkizel in derartiger Verallgemeinerung, daß nicht nur Jünglinge, sondern auch Greise willig erhöhte Preise bezahlen.

Dieser unerschütterliche Glaube hielt ihre Bestimmung aufrecht und erregte das Mitleid allwaltender Naturkräfte wie z. B. Instinkt.

Denn sie fühlte, wie Jemand ihr das Stroh aus dem Munde zog.

Es war eine Gense, deren Appetit nach dem Stroh rege geworden war.

Elliorina konnte wieder frei athmen.

Sie schöpfte frischen Muth.

„O, ihr lieben Thiere,“ sprach sie, „habt Dank. Ihr seid **besser als die Menschen**, und hoch und heilig gelobe ich Euch,

wenn ich wieder frei bin, werde ich Mitglied des Thierschutzvereines gegen jegliche Vivisektion. Es ist auch richtiger, das Volk wird von Nardenkütter behandelt, der die Medizin in der Badewanne seiner lieben Frau ansetzt, als daß man Diphtherie-Serum von lebenden Pferden gewinnt, wie es die **Zunftgelehrten** machen.

„Die Wissenschaft muß umkehren, weil sie sich untersteht, sogar Schoßhunden etwas zu thun. Lieber hundert Kinder todt an Diphtherie, als daß ein Meerschwein oder Kaninchen als Prüfsthier für die Wirkung des Serums ein **frühzeitiges Ende** findet. Wer Menschlichkeit im Busen trägt, kämpft auf der Meerschwein-Seite gegen die Verrohung des Volkes durch wissenschaftliche Medizin.“

Diese Anrede erschütterte die Gemsen, daß ihnen Thränen aus den Augen liefen.*) Sie nagten mit ihren scharfen Zähnen die aus Stroh geflochtenen Seile durch, die Elliorina gefesselt hielten.

Endlich vermochte sie sich ganz zu befreien. Als sie sah, daß Niemand sie hinderte, öffnete sie die Thür und floh mit den Gemsen in das Gebirge. Nur hinweg von der Blutstätte des Greuels. Das war ihr Bestreben.

Sie war hungrig. Beeren des Waldes und Wurzeln bildeten ihre karge Nahrung. Ein Trunk aus dem klaren Gebirgsbach löschte ihren Durst.

Unter den Zweigen einer schattigen Buche fand sie auf weichem Moos eine Lagerstatt. Finken und Meisen zwitscherten ihr ein Schlummerlied und bald umsing sie milder Schlaf.

Keine sanftere Wiege giebt es als in den Mutterarmen der Natur.

Plötzlich schreckte sie aus dem Schlafe auf.

Vor ihr stand ein **junger Mann** in der Tracht der Gebirgsleute, jedoch war sein Anzug aus feinerem Stoffe als üblich und auch seiner ganzen Erscheinung war anzusehen, daß er nicht für immer in den Bergen lebte.

*) Auch Mehe und Hirsche weinen, wenn sie zu Tode getroffen zusammenbrechen. Man kann ihren Braten aber nicht entbehren.

„Guat geschlaf'n, Madel?“ rief er und lachte herzerfrischend, wie stets im bayrischen Dialekt gelacht wird.

Elliorina hatte sich erhoben. Mit einer höflichen Verbeugung sprach sie: „Bitte, mein Herr, verlassen Sie mich.“

„Gi, welche Ueberraschung,“ lächelte weltmännisch der Jäger, „eine Tochter des Gebirges glaubte ich gefunden zu haben und ich sehe, daß eine Dame der Gesellschaft uns die Ehre in den Bergen giebt. Gestatten Sie?“ stellte er sich vor: „Br — wr — prm!“

Elliorina verstand, wie immer beim Vorstellen, den Namen nicht und antwortete mit einer anmuthigen Verbeugung gleicherweise: „Ra . . . Ri . . . ra.“

„Darf ich fragen, wohin Gnädige sich zu wenden gedenken?“

Ja . . . wohin? Davan hatte sie noch selber nicht gedacht. Mit einem Male ward sie sich ihrer Verlassenheit bewußt.

„Ich habe mich verirrt!“ sprach sie. „Ich möchte . . . ich wollte . . .“

Elliorina konnte nicht weiter sprechen; ein heftiger Thränenerguß ersticke ihre Stimme.

„Ich stehe der Gnädigen völlig zur Verfügung,“ sagte der Jäger artig.

„Ich bin augenblicklich ohne alle Mittel,“ nahm Elliorina das Wort. „Sobald ich aber eine größere Stadt erreicht habe, kann es mir nicht fehlen, denn ich bin eine der ersten **Ueberbrettl-Künstlerinnen**.“

Verwundert sah sie der Jäger an.

„Erlauben Sie,“ fragte er, „wie lange sind Sie hier in der Einöde?“

„Seit vorigen Herbst.“

„Da wissen Sie wohl noch nicht, daß das Ueberbrettl längst wieder aus der Mode ist? Kaum ein Jahr erfreute sich diese Kunst der öffentlichen Gunst.“

Mit einem Weheruf sank Elliorina auf das weiche Moos, jedoch ohne sich zu beschädigen.

Alle ihre Hoffnungen waren vernichtet. Sie hatte nichts als Ueberbrettl gelernt . . . was sollte sie in Zukunft beginnen? Aber der Jäger hatte wahr gesprochen: das Publikum schimpft schon, wenn es blos den Namen hört.

Nichts ist trauriger für einen Künstler, als wenn er nur solche Kunst kann, von der das Publikum durchaus keinen Gebrauch macht.

„Führen Sie mich zu einem Gletscher, daß ich mich hinunterstürze!“ bat Elliorina in ihrer Verzweiflung.

„Warum so verzagt, wenn man so jung und so schön*) ist?“ fragte der Jäger galant.

„Mein Herr,“ entgegnete Elliorina, „höher als beides steht die **Unschuld**. Was ich ihretwillen schon erlitten habe, das geht nicht auf die Haut eines ausgewachsenen Elephanten.“

„Und halten sie immer noch hoch?“

„Ja, mein Herr. Nur Höhentkunst allein ist im Stande, die Menschheit wieder zur Blüthe zu führen. **Hochsinn** und **Thierchutz**. Sagen Sie selber, kann eine Frau dem Vaterlande hochwerthige Söhne schenken, die duldet, daß den Hunden und Kanarienvögeln Leides geschieht?“

„Ich verstehe den Zusammenhang nicht ganz“

„O, Ihr Männer seid fühllos!“ rief Elliorina.

„Meinen Sie?“ fragte der Jäger mit verstecktem Spott.

„Es käme auf einen Versuch an.“

„Mein Herr, Sie werden anzüglich,“ wehrte Elliorina ab.

„Und wenn ich das Höhere für eine Redensart hielte?“

Elliorina erhob sich in ihrer ganzen Lieblichkeit. „Ich habe einem Kneißel widerstanden,“ rief sie ungeziert wie eine Walküre, wozu die rothen Schnürstiefel ausgezeichnet paßten, „ich werde auch Anderen widerstehen.“

„Ich sprach nur im Scherz,“ entschuldigte sich der Jäger.

„Die Unerfahrenheit ist zu ernst, als daß man selbst im Scherz mit ihr spielen dürfte,“ entgegnete Elliorina beziehungsvoll.

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei,“ sprach der Jäger.

„Und nun sagen Sie, meine Gnädigste, wohin darf ich Sie geleiten? Ich nehme an, daß Sie sich unter meinen Schutz als Kavalier stellen.“

Elliorina wollte soeben den ihr dargebotenen Arm des Jägers nehmen, als ein Warnungspfeiff aus der Höhe erscholl.

*) Er hatte Emma noch nicht gesehen!!

Was war das? — Wer hatte gepiffen? — Und warum?
Man war doch nicht im Theater?!

Elliorina blickte suchend empor.

Da gewahrte sie auf einem Felsenvorsprung hoch oben den
Gemsbock, der nun zum zweiten Male seinen Pfiff ertönen ließ.

Elliorina, zu angegriffen von dem Untergang der Ueber-
brettel, verstand das warnende Thier nicht.

Weil der Mensch sich zu sehr der Kunst ergiebt, wird ihm
die Stimme der Natur immer unentzifferbarer.

Der Gemsbock hatte den Fremdling wohl erkannt und
durchschaut. — Es war ein **Wädchenjäger**.

„Wohin ich auch gehe,“ sprach Elliorina, „. . . ich
finde kein Engagement und um Collecte zu machen bin ich nicht
alt und häßlich genug. Ach, wie mich die **Berzweiflung quält**;
mir ist, als wenn ich von Sinnen käme.“

Bei diesen Worten nahmen ihre Augen einen beängstigenden
Ausdruck an, wie er bei Idioten beobachtet wird.

„O Friß,“ rief sie, „Geduld, Du Trauter, ich bin Dein;
bald werden wir vermählt sein.“

Sie zog einen scharfgeschliffenen Dolch aus ihrem Gürtel,
den sie erhob und irrsinnig lächelnd anblickte und sprach: „Vieher
durch dies Eisen sterben, als durch Liebesgram verderben.*)
Ha! Des Jammers Maß ist voll. Elliorina stirbt durch Dich,
dieses Eisen tödtete mich.“

„Halten Sie gefälligst ein,“ rief der Jäger und entwandte
ihr den Dolch. „Was kann da sein? Statt der **Kunst** widmen
Sie sich der **Welt**. Die Welt ist das Leben. Holdrio!“

„Dieser Gedanke hat etwas erlösendes und befreiendes,“
entgegnete Elliorina sich erholend, „beinah als wenn ich die
,Werdenden‘ oder die ,Kommenden‘ hörte. O gewiß, Sie
sind ein guter Mensch mit solchen Zukunftserlösungs-
Ansichten. Die ,Werdenden‘ sind alle gut, ach so gut! Nur
auf die ,Kommenden‘ sind sie nicht gut.“

„Concurrenz!“ sagte der Jäger. „Was mich anbelangt,

*) Gehirnleidende sprechen mitunter in Versen. Siehe: Griesinger,
„Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten“. Seite 109.

so ist mein Onkel noch viel besser. Zu diesem werde ich Sie bringen. Er heißt Iskar Schippka und wohnt in Garbasovo. Mit den Hauptstädten der alten und neuen Welt in Geschäftsverbindung stehend, wird er Ihnen die vortheilhaftesten Stellungen verschaffen. Außerdem bereiten sich auf der **Balkanhalbinsel** Ereignisse vor.“

Elliorina schlug vertrauensvoll in die dargebotene Rechte des Jägers.

Wann wäre die Einfalt nicht leichtgläubig, sobald das Verderben sich ihr gleichnerisch naht?

Der Jäger reichte ihr seinen Arm. Teufliches Lächeln blitzte aus seinen Augen, als Elliorina sich hingebend an ihn hing.

Er hatte gute Beute gemacht.

Iskar Schippka zu Garbasovo war der abgefeimteste **Mädchenhändler** der gesammten Balkanstaaten. In seinem Auftrage war der **Jäger** unterwegs.

* * *

Wir haben für Elliorina zu zittern.

* * *

Aber nicht verzagt!

* * *

Schon geht die Morgenröthe der Hoffnung aus der Nacht der Verderbtheit auf.

Wie ein Trompetenton der Unschuld erklingt die Nachricht von dem neu begründeten

„Verein deutscher Fürstinnen zur Hebung der Sittlichkeit“.

Von oben muß die Tugend gehoben werden, nicht von unten, wo das **Laster Schule** macht und die Zügellosigkeit sich nicht genirt. — Leuchtende Beispiele aus höheren Kreisen werden das Volk und namentlich den naschhaften Mittelstand auf die Wege der Enthaltbarkeit, Zucht und wenn es sein muß, der platonischen Liebe führen. Jedoch nicht weiter.

Darum hoffen auch wir für Elliorina, die, obgleich nicht verheirathet, sich klüglisch dennoch in allen zweifelhaften Lagen so benahm, als wäre sie es.

Allerdings triumphirt das Laster häufig und dieses unumstößliche Naturgesetz macht uns wieder heben.

Doch wir bauen auf Elliorinens Bildung.

Und ihre Liebe zum Leutnant Frix.

Kein Schutzengel vermag so viel gegen einen Dritten, als wenn Eine den Anderen mit sittlicher Inbrunst liebt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Einbrecher.

Die Wittve Wimmelmayr in der Kalkscheunenstraße wartete seit vierundzwanzig Stunden auf ihren Chambregarnisten Herrn Iwan Schulz.

Ihm mußte etwas passiert sein.

Jedoch was?

In den gelesenen Morgenzeitungen stand noch nichts über ihn.

Mit um so fieberhafterer Spannung sah sie der Ausgabe der Abendblätter entgegen.

Sie las: Venezuela, großer Sieg der Deutschen über amerikanische Vorurtheile. — Nichts von ihrem Einlogirer. — Weiter las sie: Die Bibel, neu verbessert nach Babel, solle von jetzt an mit schwarz-weiß-rothen Lizen eingebunden werden und Baibel heißen. — Kein Wort von Herrn Iwan Schulz. — Weiter las sie: Großer Einbruch in dem Hause des weil. Bäckermeister G. F. N. Schwudicke.

Obgleich das Haus leer stand, seitdem die derzeitige Besitzerin Fräulein Amelie Schwudicke verschwunden war, mußten die Einbrecher überrascht worden sein, denn sie hatten es in Unordnung verlassen, ohne die zusammengeraffte Beute mitzunehmen.

Der Polizei war hier eins der größten Räthsel vorgelegt, die sie je ungelöst lassen mußte.

Denn wer konnte Einbrecher aus einem unbewohnten Hause vertreiben?

Auch die Wittve Wimmelmayr war, obgleich sie alle

Einbrüche der Tagesliteratur gewissenhaft durchstudirte, außer Stande eine Erklärung zu finden.

Da . . . endlich kam Herr Iwan Schulz.

Sein sonst tadelloser Cylinder zeigte Krampfadern, sein Anzug war bestaubt, sein Antlitz bleich. Vor das linke Auge hielt er ein Taschentuch.

„Allmächtige Güte!“ rief die Wittve Wimmelmayr.

„Wo kommen Sie her?“

Iwan Schulz schwieg.

„Wie sehn Sie aus!?“

„Ich denke wie immer,“ sagte Herr Schulz mit einem Lächeln, daß es der Wittve eilig über den Rücken lief. Dann warf er ihr ein Zwanzigmarkstück zu: „Holen Sie dafür kalten Aufschnitt und eine Flasche Gilka.“

Als die Wimmelmayr in fliegender Angst gegangen war, betrachtete Herr Iwan Schulz sich im Spiegel. Sein linkes Auge war blau geschwollen.

„Nein,“ rief er, „es war keine Einbildung. Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erden, die unmöglich sind.“

Und grausenregend standen die Ereignisse der letzten Nacht vor seiner Erinnerung.

In Gemeinschaft mit Bagels und Hink-Ede war er in das Haus der Klosterstraße eingebrochen, während Schiel-August, der wegen natürlicher Mißbildung um die Ecke zu sehen vermochte, Schmiere stand.

Sie fanden nach dem Polizeibericht vielerlei **Werthjachen** in dem verlassenen Hause. Seidene nie getragene Kleider, fünf Duzend weißbaumwollener Strümpfe, Fräulein Amelie Schwudicke's eigenhändig gestrickter Stolz, eine silberne Erb-Zuckerzange, ein dito Salzfaß, ein Hörrohr, so gut wie neu, einst im Gebrauch von C. F. A. Schwudicke, dem einmal ein Kakerlak ins Ohr gekrochen war, ein nur schwach vermotteter Herz-Muff und dito Boa, eine silberne, inwendig vergoldete Bonbonnière, gefüllt mit Asche's Bronchial-pastillen, bekanntlich das beste Mittel gegen Heiserkeit, einen Operngucker von Treuer, erste Marke und vier Bände Zola, worin Leutnant Friß immer heimlich gelesen hatte.

Dies wußte jedoch das Publikum nicht und so gerieth das hochfromme Fräulein Amelie Schwudicke in den gemeinen Verdacht, trotz äußerlicher Respektabilität sich in nächtlicher Stille an **Schlüpfigkeiten** ergötzt zu haben.

Man lasse daher keine Bücher umherliegen, die zweideutiges Licht auf Unbetheiligte werfen.

Das Publikum ging sogar so weit, Fräulein Amelie Schwudicke zu bezichtigen, sie sei mit einem Galan durchgebrannt.*)

Wir aber kennen die **Wahrheit** und wissen, in welchen geheimnißvoll mächtigen Händen sie sich befindet. Ach, die züchtige alte Dame erröthete schon, wenn in reinsten geistlichen Schriften vor der Sünde der Verführung gewarnt wurde.

Iwan Schulz ging in seinem Zimmer auf und ab.

Wie war es doch nur gewesen?

Sie hatten die Beute zusammengepackt. Pagels war schon auf der Straße, um die Bündel in Empfang zu nehmen, die Hink-Gde ihm, wie verabredet, hinabzuwerfen hatte.

Da bedachte Numero Eins (der Leser weiß, daß dies kein anderer ist als eben Iwan Schulz unter seinem Verbrechernamen), ob es sich nicht lohne, die alte Gehäuse-Uhr mitzunehmen, die großen antiquarischen Werth zu haben schien.

Als er die Uhr betrachtete, gewahrte er, daß sie ging.

Wer konnte die Uhr in dem verlassenen Hause aufgezogen haben?

Sie sich doch nicht selber?

Oder war es Täuschung?

Stand der Minutenzeiger oder bewegte er sich?

Numero Eins blickte scharf hin, um sich zu vergewissern.

Aber da . . . was war das?

Er sah . . . aber er vermochte sich nicht vom Plage zu rühren, so schlotterten seine Kniee . . . er sah, wie aus dem Zifferblatte eine Hand hervorkam, eine menschliche Hand.

*) Das Publikum urtheilt immer nach seinen eigenen Gelüsten. Wäre das Publikum so, wie es sein sollte, könnte die Welt bedeutend vollkommener sein, die Ausnahmen natürlich nicht mitgerechnet.

Die Hand erhob sich. Es war ein Arm daran.

Ein menschlicher Arm!

Er wollte aufschreien, so grauenhaft war dieser bloße Arm mit der Hand daran.

Da ballte sich die Hand zur Faust und schlug Zwan Schulz mit furchtbarer Gewalt auf das linke Auge.

Er stürzte nieder.

Es gab einen dumpfen Krach, der gespenstisch in den Gängen und Corridoren des verödeten Hauses wiederhallte. Das Räderwerk der Uhr schnarrte laut und klirrend.

Hink-Gde entfloß durch das Fenster.

Zwan Schulz erhob sich. Die Uhr stand da wie eine gewöhnliche alte Dielen-Uhr. Der Zeiger wies auf Mitternacht.

Das Werk löste aus.

Als die Uhr ausgeschlagen hatte, spielte sie den Choral „Neb' immer Treu und Redlichkeit“, Amelie Schwudicke's Lieblingsabendlied.

Tief bis ins Innerste bewegt, gedachte Zwan Schulz seiner fleckenlosen Kindheit.

„Ach,“ seufzte er, „könnte ich zurück von der Bahn des **Trevels und der Verbrechen.**“ — Aber er konnte nicht.

Wer die oberste Treppe verfehlt, der kommt auch über die anderen herunter.

Da rief Hink-Gde: „**Die Kalitten!!**“

Er mußte fliehen, um nicht von Schutzleuten ergriffen zu werden.

Von der Klosterstraße ging er in das **Nachtajhl**, zur Zeit die beliebteste Sehenswürdigkeit der Residenz, mit stets ausverkauften Häusern, zehn Mark den Samtseffelsitz in der Vorderreihe.

Solche Naturwahrheit hatte er noch nie genossen.

Alles war echt, nur der Armeleute-Geruch — der so leicht mit lang gebrauchten Schweißsocken und Zwiebelresten zu bewerkstelligen ist — den hatten sie noch nicht recht heraus. Sonst blieb nichts zu wünschen übrig.

Einer spielte Zieh-Harmonika. — Ein Anderer spielte den

Evangelmann. — Einer wurden die Beine mit heißem Wasser verbrüht. — Einer starb am Husten. — Einer wurde todtschlagen. — Einer hing sich auf.

Aber Schnaps sofften sie Alle.

Als ethischen Gewinn nahm er die Ueberzeugung mit, daß der russische Alkohol wirksamer ist als der deutsche.

Dadurch in seinem nationalen Empfinden schmerzlich gekränkt, schlich er nach Hause.

Die Wittve Wimmelmahr, die nicht gewagt hatte auch nur fünfzig Pfennig Schmutz zu machen, brachte für zwanzig Mark Aufschnitt und Silka, die sie ihm durch die kaum geöffnete Thür reichen mußte. Swan Schulz durfte sich nicht sehen lassen, ohne sich zu verrathen und war gezwungen, bis zur Abheilung des Rittauges im Verborgenen zu leben.

Die schreckliche Uhr aber störte ihm Schlaf und Traum.

Er konnte sie nicht begreifen.

Er glaubte an **Unerklärliches**.

Der Leser glaubt aber nicht daran, der weiß, wer in dem Hause der Klosterstraße nach dem **Vermögen** der Familie Schwudicke suchte und ihm ist das Geheimniß der Uhr daher nicht mehr unerforschlich.

Er ist aufgeklärt und wissenschaftlich denkend genug, auch ohne das einjährige Freiwilligen-Examen abgelegt zu haben, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß auch hier Niemand anders dahinter steckte als **die Jesuiten**.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Die Automobil-Hezjagd.

Glücklich waren sie der Residenz des Sultans entronnen, wenn auch mit knapper Noth, Leutnant Frik als Chauffeur, Emma, und Augenlieb und Herzensdieb als Leibsklavinnen.

Es war, wie man populär spricht, alleräußerste Eisenbahn gewesen.

Als sie sich vor dem Thor auf der Landstraße befanden, die nach Südafrika führt, rief Emma: „Halt! Ich habe meinen

Strumpf voll Diamanten, Rubinen und Perlen vergessen. Er enthält mein mühsam Erspartes!"

„Rehren wir um!“ rief Leutnant Frix und steuerte das Automobil wieder zurück.

Aber es war nicht gerathen in die Stadt zu fahren, die in hellem Aufruhr stand.

Man hörte den **Generalmarich** blasen, Trommelwirbel, Hornsignale, Nebelhörner und Alarmschüsse. **Nothflaggen** wurden gehißt, Glocken stürmten und das Volk erhob tausendfältiges Geschrei. Die **Feuerwehr** klingelte mit ungewohnter Heftigkeit in den Lärm hinein.

„Weiter, weiter!“ jammerten die Sklavinnen. „Dort lauert der **Ward!**“

„Vorwärts!“ rief auch Emma. „Was sind todte Steine gegen das warme, pulsirende Leben?“*)

Leutnant Frix steuerte wieder um und mit velocipedhafter Geschwindigkeit töffte das Automobil südwärts nach Afrika hinein.

Mit großer Sachkenntniß suchte Leutnant Frix, der als Kadett in Geographie immer Ia gehabt hatte, solche Stellen aus, die auf der Landkarte noch weiß und daher für Automobilfahrten, als völlig eben, vorzüglich geeignet sind. Wind und Wolken zogen und Palmenbäume flogen.

„Graut, Liebchen, auch vor Sultans?“ fragte Frix scherzend.

„Lassen wir das Gkel,“ sagte Emma hoheitsvoll.

In dem nächsten Kraal machten sie Halt. Der Leutnant bestellte eine Bartbinde, die, weil nicht vorrätzig, erst nach seinen Angaben angefertigt werden mußte.

Damit ging viel Zeit verloren.

Augenlieb und Herzensdieb drängten zur Weiterreise, indem sie sagten, der Sultan habe mehr Automobile, die er gewiß zur Verfolgung anspannen lassen werde.

„Der sitzt prachtwoll aufgehoben im Geierkäfig und ich habe den Schlüssel,“ sagte der Leutnant.

*) Dieser Ausspruch innerer Bildung Emma's verbiente in allen Schulen angeschlagen zu werden. Denn es ist wirklich so.

Er wollte ihn triumphirend aus dem Portemonnaie hervorholen, allein dieses war weg, so sorgfältig er sich auch absuchte.

„Hast Du Geld bei Dir?“ fragte er Emma.

„Mein ganzes Vermögen war in jenem Strumpf,“ sagte Emma bestürzt.

„Habt Ihr Moneten, Ihr kleinen Matten?“ fragte er Augenlieb und Herzensdieb.

„Nur Liebe!“ antworteten diese und blickten ihn begehrlieh schmachmend an.

Emma's durchaus reines Gemüth empörte sich darüber. „Werfen Sie sich nicht hinweg, Herr Leutnant,“ sprach sie kühl-vornehm.

„Aber was fangen wir ohne Geld an? Sie geben die Binde nicht ohne Bezahlung her und außerdem gebracht es bald an Benzin und Schuldscheine nehmen die Wilden nicht,“ sagte Leutnant Frik. „Uns bleibt nichts übrig, als eine der Sklavinnen zu verkaufen.“

„Beide,“ sagte Emma mit der ihr eigenen Würde.*)

Es wurde Frik schwer, sich zu entscheiden, denn er hatte jede gern, aber es half kein Zaudern und so tauschte er gegen Augenlieb eine Bartbinde und zwei große Kannen Benzin ein.

„Leb' wohl, Frik,“ weinte sie. „Für Dich fällt Deinem Augenlieb das Opfer nicht schwer. Ich habe Dich stets geliebt und werde ewig Dein gedenken. Ach, es war zu schön.“

„Vorwärts!“ rief Emma und strafte Augenlieb mit einem Blicke königlicher Mißbilligung.

Diese aber, in eifersüchtige Wuth gerathend, raffte einen großen Wüstenandkloß auf, mit dem sie nach Emma warf.

Sie traf den Leutnant.

Dieser lachte und rief drohend: „Na warte, kleine Kaze, dafür sollst Du . . .“

Er kam nicht weiter. Emma hatte eigenhändig die Kurbel ergriffen und das Automobil raste knirschend über Stod und Stein.

*) Dieser Entschluß scheint einen Schatten auf Emma's engelsgleichen Charakter zu werfen, allein wenn man bedenkt, daß sie den Leutnant — was sie wohl bemerkt hatte — von sittengefährlichen Elementen zu befreien suchte, steht sie wieder in unberhüllter Makellosigkeit vor uns.

„Ja, es mußte Alles so geschehen, wie es geschah,“ sprach sie zu sich selber. „Die Ereignisse ordnen sich wie die Glieder einer langen, aber zuletzt doch durchsichtigen Kette und ich erkenne daraus das Walten einer höheren Vorsehung. Es war **höchste Zeit**, daß Leutnant Frix aus dem Harem kam. **Allerhöchste!** Denn diese Odaliskten können unmöglich von gutem Einfluß auf einen Jüngling sein, dessen Grundsätze noch nicht durch längere Lebenserfahrung gefestigt sind.“

Emma aber hatte während dieses Gedankenganges **falsch gesteuert**; das Automobil gerieth zu weit links und sauste in das Dornenthal hinein.

Schauerlich puffte es durch die schweigende Wildniß.

Plötzlich gewahrten sie vor sich auf dem Wege etwas, das aus der Ferne einem Hunde glich.

Es war aber ein großer, volljähriger **Niesen-Löwe**.

Ausweichen konnten sie nicht, denn Dornen-bewehrte Mimosen engten den Weg auf beiden Seiten mit undurchdringlichem Dickicht ein.

Die scharfen, spizen Stacheln hätten die Pneumatik des Automobils bis zur völligen Unbrauchbarkeit zerrissen. Daher der Name **Dornenthal**.

Der **Löwe** kauerte lauernd.

Was beginnen?

Der **Löwe** brüllte und peitschte die Erde in gewaltigem Reife mit dem Schweife.

Sie waren ohne Geld und ohne Schußwaffe.

Aber der Leutnant war schneidig.

Der **Löwe** streckte sich zum Sprunge.

Der Leutnant entwickelte höchste Kaltblütigkeit.

Er öffnete die eine der Bezinntannen.

Er band ein Wachszündhölzchen daran, das er in Brand setzte.

Dann erhob er sich und schleuderte mit kräftigem Arme, indem er ein schneidiges „Hoppla!“ ausrief, die Tannen auf den Löwen.

In demselben Augenblicke sprang der Löwe.

Er sprang an der lodernden Benzinkanne vorbei direkt auf das Automobil zu.

Herzensdieb freischte laut auf und hielt ihre elfenkleinen Händchen vors Gesicht, um nicht zu sehen, wie der Löwe sie fraße. — Leutnant Fritz sagte: „Si verflucht!“

Ein strafender Blick aus Emma's formenschönen Augen traf ihn. Emma selber stand aufrecht in dem Automobil, wie die Griechen die versteinerte Unabwendbarkeit in Erz zu gießen pflegten und sprach mit der Würde einer Märtyrerin:

„Ich glaube, unser letztes Brot ist gebacken.“

Der Löwe stieß einen quacksenden Laut aus — — — —

Doch es wird höchste Zeit, daß wir uns nach dem Grafen Szmoltopski umsehen, der keine Ahnung davon hat, in welcher schrecklicher Gefahr Emma schwebt. Nein, er weiß es nicht und es ist auch gut so, denn wenn schon der nicht mit ihr verheirathete Leser für Emma bangt, wie viel mehr würde er, der Gatte, um sie beben?

Die Vorsehung ist weise und läßt in den meisten Fällen den Gatten nicht erfahren, was ihm Kummer bereiten könnte.

Siebenunddreißigtes Kapitel.

Das schaudervolle Abenteuer im Thiergarten.

Stephan, Graf von Szmoltopski war, wie wir uns mit Vergnügen erinnern, auf dem Grabe seiner seligen Schwiegermutter, der Wittwe Siebenkletsch,*) zu einem recht hübschen Vermögen gelangt. Nun fragte es sich, was damit beginnen?

Einen Klub auffuchen, das Ganze in Baccarat verdoppeln und dann Sämmtliches bis auf den blanken Boden des Portemonnaies los werden?

O nein. Der Graf war durch Lebensphilosophie dahin

*) Wer der Gatte der Frau Siebenkletsch gewesen, das ließ sich trotz der Arbeit dreier Personal-Reporter leider nicht in Erfahrung bringen, aber gehabt haben muß sie einen, denn sonst: woher Emma?

gelaugt, größeren Genuß beim Verlieren Anderer zu empfinden, als Selbstverlierer zu sein.

Oder sollte er das förmlich vom Himmel geschenkte Geld — denn wo ist der Mensch dem Himmel näher als in oder neben dem Grabe — auf **Neuaplätzen** einbüßen?

Auch dies nicht. Er traute wohl den Pferden, aber nicht den Jockeys. Darum richtete er sich nach dem Ausspruche, den der alte Kirchenvater Blotus Bitterlicus für einen konservativen Abreißkalender verfaßt hatte:

„Das Schönste ist das Geld. Man kann sich freilich Schöneres dafür kaufen, aber das ist hinterher nie so schön.“

Einen Revolver, um sich gegen Räuber und Diebe zu schützen, hatte er angeschafft und trug er stets bei sich.

Deshalb ging er nach Adlon unter den Linden und ließ sich ein feines Diner aufstischen. Dies war sparsamer, als wenn er nach Monte Carlo gereist wäre und dort die Felder der Spieltische mit Goldstücken bepflanzt hatte, als wären es werthlose Bohnen.

„Nein,“ sagte sich der Graf, „zum wegwerfen ist das Geld zu sauer verdient. Wenn ich bedenke, welche Sorge ich habe, daß man die bei Gericht deponirten Scheine falsch erfände und mich der Fundunterschlagung bezichtigte . . . o, welche Hundängste stehe ich aus, in der Furcht, man könnte sie mir unter irgend einem Rechtsvorwande entreißen. Ja, nun habe ich an mir selber die Wahrheit erfahren, die einst ein großer Finanzier und Aufsichtsrath prägte: Entweder man schläft gut von seinem Gelde oder man ißt gut. Ich schlafe miserabel, deshalb will ich gut essen.“

Szmoltopski ließ sich aus diesem Grunde eine Waldschnecke in das Menu einschieben, die er mit einer halben Flasche Burgunder hinunterschwenkte.

In wohlgemuther Stimmung verließ der Graf um halb Acht das vornehme Restaurant; aber war er wirklich so wohlgemuth, wie er den Umständen nach hätte sein können?

Nein, er war es nicht!

Emma fehlte ihm.

Wohin sollte er mit dem Ueberfluß der Liebe, der sich in seinem heißen Herzen angesammelt hatte seit Emma's räthselhaftem Verschwinden? Wohin mit dem starren Sehnen in einsamen Stunden, das wie die Nadel des Kompasses auf den Stern des Nordens hinweist, sich auf den Stern der Schönheit, auf Emma richtete, deren Liebreiz ihn fatamorganatisch umgaukelte, sobald er gut gegessen und noch bessere Weine genippt hatte?

Durch stundenlange Wanderungen im Freien suchte er dann die Qualen verhaltener Liebe zu mindern. So auch heute.

Er schritt durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten hinein und ging die Siegesallee sieben Mal auf und ab. Aber was war die Marmorhärte der kalten Steinbilder gegen die Härte des Geschicks, das ihn von Emma trennte?

Die elektrischen Lichtkugeln glommen auf. Die Siegesallee wurde zur Geisterallee. Die Uhr schlug acht.

Szmoltopski rieselte ein Schauer über den edlen Grafenleib. Er schwenkte seitwärts in das Dickicht und setzte sich auf eine Bank, die den Tag über Kindermädchen und schuldlosen Kleinen gewidmet war.

Des Abends aber, wenn die Fledermäuse durch die Dämmerung huschen, wenn die **Fittiche der Nacht** sich über alles Schreckliche und Grauenhafte senken, das möglicherweise passiren kann, dann nehmen fadenscheinige Gestalten auf jenen Bänken Platz, **unheimliche Menschen**, die das Licht fliehen, weil sie mehr als Ursache dazu haben.

Gründe, sich nicht sehen zu lassen, giebt es in Berlin reichlicher als Brombeeren.

Szmoltopski vertiefte sich in ernste Gedanken über die Anlage seines ohne Börsemanöver erworbenen Kapitals, zu dem er jedoch nichts mehr hinzufand, so emsig er auch Begräbnißplätze absuchte*) und merkte daher nicht, daß ein bis zur Unkenntlichkeit verummtes Liebespaar auf dem anderen Ende

*) Wahrscheinlich, weil entweder Grünenthal seine Kirchhofdepots wieder zurückgezogen oder unehrliche Menschen sie heimlich genommen hatten, so daß Szmoltopski leider zu spät kam. Die Scheine, die Grünenthal der Reichsdruckerei entwandt hatte, waren ja bis auf kleine Fehler ganz gut.

der Bank Platz genommen hatte, das sich, wie alle Liebespaare im Freien, unhörbar tuschelnd, unterhielt und den Grafen daher nicht in seinen Gedankengängen störte.

Plötzlich ertönte ein Schrei. Der Graf fuhr auf aus schwerem Sinnen.

War es ein Nothschrei?

Und wenn es einer war . . . ? Wer hatte nothgeschrien?

Noch bevor Stephan, Graf Szmoltopski sich darüber klar ward, welche von diesen wichtigen Fragen zuerst zu erörtern sei, ertönte ein zweiter nach Erbarmen ringender, unterdrückter Schrei.

Er kam, der höheren Tonlage nach zu urtheilen, von der weiblichen Hälfte des vermunnten Paares.

Jetzt unterschied Szmoltopski auch einzelne Worte.

„Nein . . . nie . . . nie und nimmer . . .“ wehrte die sich sträubende Jungfrau ab. Der bergende Schleier war gefallen. Ein süßes Mädchenangezicht ward von dem Lichte des Vollmondes getroffen, der neugierig durch die Lücken der Baumäste lugte. Lebenslustige, jetzt freilich thränenumflorte Kurikelaugen blickten zu der ebenso glänzenden wie gefühllosen*) Scheibe des nächtlichen Begleiters unseres sich rotirenden Jammerthales empor.

„Es muß . . . es muß!“ sprach halblaut eine rauhe Bassstimme, die der männlichen Hälfte des vermunnten Paares angehörte.

„Nein! Nein!“ schluchzte das liebliche Mädchen und versuchte zu entfliehen.

Szmoltopski erhob sich. Noch bis an den Rand mit den Sehnsuchtsgedanken an seine angebetete Emma erfüllt, sprach er: „Wer Sie auch sein mögen, holde Jungfrau, nehmen Sie den Rath eines lebenskundigen Mannes an. Weisen Sie die Regungen des Herzens nicht von sich. Zu spät bereut man,

*) Nach den neuesten Forschungen der Astronomen hat der Mond nie Gefühl gehabt, da ihm jegliche Feuchtigkeit und somit auch Nerven mangeln, ohne welche kein Gefühl zu Stande kommt wie z. B. kitzeln. Das Lächeln des Mondes ist daher noch nicht genügend erklärt.

wenn man der Liebe nicht Folge leistete, die sich in überströmender Gluth offenbarte.“

„Ach, mein Herr,“ entgegnete das Mädchen mit den umflorten Aurikelaugen, „ich vernehme aus Ihren Worten, daß Sie edel sind und groß denken. Bei Ihrem Edelmuth beschwöre ich Sie, mir eine Frage, die über mein irdisches Glück hier, mein jenseitiges Loos dort, entscheidet, gewissenhaft zu beantworten: würden Sie sich nämlich mit Ihrem Bräutigam zusammenbinden und ins Wasser springen, weil er es einmal so auf einem Bilde gemalt gesehen und kürzlich gelesen hat: wer sich nicht von der Kunst beeinflussen ließe, sei nicht werth ein Mensch zu sein? Ach, ich will ja gerne Mensch sein, aber deswegen mit Stricken gefesselt und Steinen in der Tasche in die Spree . . . das möchte ich nicht. Lieber etwas weniger Kunst, als ein so nasses und schreckliches Ende.“

„Mein Herr,“ sprach Szmoltopski, „mir scheint, Sie gehen in der Durchdringung des Lebens mit der Kunst zu weit.“

„Meinen Sie?“ entgegnete der Vermummte bissig. „Ich nicht. Man beginnt schon mit der Kunst des Kindes . . . sollen wir Erwachsene uns von Unmündigen beschämen lassen? Sie vielleicht . . . ich nicht. Mein Herr, die Triebfeder der heutigen Zeit ist Ehrgeiz, vom prämierten Somatose-Masttäugling an bis zur unprämierten Wohlthätigkeits-Ballmutter. Mein persönlicher Ehrgeiz ist die Grabchrift: starb sammt seiner Geliebten in völligster Harmonie mit der Kunst. Das ist mein Record.“

„Aber ich will leben,“ weinte die Maid mit den Aurikelaugen. „Ich will nicht zu den kalten Fischen. O wie gräßlich, wenn die Male mich anknabbern und meine Mutter kocht sie nachher grün und weiß nicht mal, daß sie so dick von ihrem eigenen Kinde sind.“*)

„Du bist ebenso unkünstlerisch wie Deine ganze Familie,“ schalt der junge Mann. „Wie war es möglich, daß ich mich

*) Den Gurkensalat hat das junge Mädchen in der Todesangst vergessen. In dieser Lage sehr begreiflich, weshalb er hier in der Anmerkung, nach Zola's großem Vorbilde, dazu geliefert wird.

mit Dir abgab? Aber es geschah, bevor ich durch Kunstfeuilletons zur Kunstgesittung gelangte. Und nicht einmal ein Reformkleid hast Du Dir zu dem Todesprung von Künstlerhand entwerfen lassen."

"Kunstentworfene Kunst sitzt nie!" entgegnete sie. "Und für Reform bin ich viel zu hübsch. Schlittre Du hinein, wohin die Kunst Dich treibt . . . ich kleide mich, wie es mich hübsch läßt. Adje, Edmund, grüße die Plögen!"

"Sehr recht, mein gnädiges Fräulein," sagte Szmoltopski. "Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten und Sie sicher zu den lieben Ihrigen geleiten?"

"Glender!" schrie der mit Edmund Angeredete wüthend. "Was verstehen Sie von Kunst?"

"Mehr als Sie!" *) entgegnete Szmoltopski kavaliermäßig kalt.

"Das ist eine Ueberhebung!" rief Edmund und zog einen Revolver aus der Tasche.

"Was wünschen Sie?" sagte Szmoltopski und zog gleichfalls seinen Diebeschutz.

"Stirb, Du oberflächliches Geschöpf," rief Edmund und zielte auf das Mädchen. Piff, Paff! knallte es.

"Sie Hansnarr!" rief Szmoltopski. Und wieder Piff, Paff, Puff, Paff, Piff!

Das Mädchen lag mit gebrochenen Auruikelangen auf dem Kies des Seitenweges.

Edmund war hiemend auf die Bank gesunken und zwängte sich in eine malerische Stellung, um kunstschön aus der Welt zu scheiden.

Szmoltopski stand schreckerstarrt mit dem rauchenden Revolver in der Hand vor dem blutigen Greuel, auf das traurig der bleiche Schein des theilnahmsvollen Mondes fiel, dem, ach,

*) Wie man es nimmt. Edmund war mehr drinnen im Ausstellungsgebäude bei den Bildern und Gipsfiguren, Szmoltopski mehr draußen bei der Musik und den abendlichen Parkfaltern mit den gemalten Wangen. Kunst hat eben verschiedene Richtungen. Auch an Bier gab es helles und dunkles.

so viele Todesseufzer entgegengejammert wurden, seitdem er des Nachts unterwegs ist.

Schon hörte man Stimmen.

Schulgente riefen sich mit schrillum Pfeifen an. Es wurde unruhig im Thiergarten.

Szmoltopski stand noch immer unbeweglich. Da faßte ihn Jemand am Arm. Eine **schwarze Gestalt** war aus dem Gebüsch zu ihm getreten.

„Kommen Sie,“ lächelte sie ihm zu. „Es gilt Ihr Leben, **Ihren Ruf, Ihr Alles.**“

Willig ließ Szmoltopski sich hinwegziehen.

„Reichen Sie mir Ihren Arm.“ — Er that, wie ihm geheißen.

„Ruhig! Gehen Sie unaufgeregt, als wäre nichts vorgefallen.“

„Wer . . . wer sind Sie?“

„Fragen Sie nicht. Ich werde Sie retten!“

„Erklären Sie mir . . .“

„Jetzt nicht. Später Alles.“ — Sie schritten dahin wie harmlos Luftschöpfende, bis sie in der Mauerstraße vor einem ansehnlichen Hause Halt machten.

Auf einem Messingschilder war zu lesen

Geheimrätin Roldemolde
Pensionat.

Die Geheimrätin, denn keine Andere war die Dame in Trauer, drückte auf einen Knopf an der Platte. Ein silberhelles Glöckchen läutete. Dann drückte sie ein zweites Knöpfchen. Ein anderes Glöckchen antwortete. Dann trat sie an die Hausthür, die sich öffnete wie alle andere Hausthüren.

„Wir sind sicher,“ sagte die schwarze Dame mit bedeutungsvollem leisen Lachen. „Bitte, drei Treppen hoch, links.“

Obgleich Szmoltopski bereits **vieles erlebt** hatte, ward ihm doch sehr **sonderbar zu Muth**, als er dies Haus betrat.



Im Nachtschl.

Stimmen aus der Bodenlufe.
In der Aften.

Personen:

Eine Schnapsleiche	Herr Jiffand	Der Klugschmuser	Herr Garrid
Ein Kimmelblättler	Herr Ekhoff	Der Nabaumacher	Herr Fled
Der Säuser	Herr Talma	Ein Natursäuser	Herr Debrient
Die Wirthin	Fenny Lind	Die Dame von Marine	Corona Schröter
	Wolt, Volk,	Halbvolle, Ganzvolle.	

(Text siehe S. 124 und 125).

Achtunddreißigstes Kapitel.

Im Banne der Schönheit.

Wir verließen Emma gerade in dem Augenblicke, als der Löwe auf das Automobil zusprang, um sich auf sie zu stürzen. Wir konnten dies um so eher, als selbst die ungeduldigsten Leser sich sagen müssen, daß Emma gerettet werden wird, ja gerettet werden muß, weil ja mit ihrem Ende dieser ebenso spannende wie fesselnde Roman aus wäre. Es ist daher ein wahres Glück, daß Emma sich so gediegener Gesundheit erfreut, daß sie die sinnberaubendsten Gefahren und untergrabendsten Strapazen in unvergleichlicher Frische durchmachen kann, denn was sie noch zu leiden hat, wie sie noch herumkommt, ehe sie das verheißene Glück voll und ganz das ihrige nennen darf, dazu gehören Nerven.*)

Emma wankte nicht und wich nicht, als der Löwe in der Luft vor ihr schwebte. Wohl aber blickte sie ihn mit der strahlenden Gewalt ihrer bildschönen Augen an und ein **unaussprechliches Lächeln** verklärte ihre engelgleichen Züge.

Ja, so sieht die Schönheit dem Tode ins Antlitz.

Als der Löwe dies gewahrte, stieß er den bereits erwähnten feltfamen Laut aus.

Es war eine löwische Aeußerung der Ueberraschung, der Bewunderung, der Vergötterung.

Dieses königliche Thier der Wildniß empfand zum ersten Male die bändigende Kraft der Schönheit, welche die Krone der Schöpfung — in dem vorliegenden Falle Emma — auszuüben im Stande ist.

Verflogen war seine **Wordbegier**, gelähmt seine **Wildheit**. Emma's blendende Erscheinung — obgleich sie nicht einmal in großer Toilette war — hatte den Löwen überwältigt, daß er die bereits hervorgekrümmten Krallen in seine Pranken zurückzog, den Schweif zwischen die Hinterläufe klemmte, Kehrt machte und

*) Nur hin und wieder nahm sie einige Baldrianstropfen und auch nur sehr wenige.

sich wie ein zahmes Hündchen wedelnd dicht vor dem Automobil niederlegte, als erwarte er die Befehle seiner Herrin.

Huldboll wandte Emma sich ihm zu und sprach: „Bist Du aber ein lieber Kerl; komm, gib Pfötchen.“ Allein bevor der Löwe aus dem Banne zu sich kam, in den ihn Emma's bestrickende Schönheit versetzt hatte, ließ Leutnant Frits das Automobil mit voller Kraft an, so daß es über den Löwen hinwegstob und ihm sowohl die kurzen Rippen, wie auch das Rückgrat knietzte.

Furchtbar echote das Schmerzensgebrüll des Löwen durch das Dornenthal. Emma's Mitleid erwachte, sie wäre ja ein Kieselstein gewesen, wenn sie die Huldigung nicht empfunden hätte, die ihrer Schönheit durch dies einfache Naturthier zu Theil geworden war.

„Herr Leutnant,“ rief sie: „Bringen Sie dem Wüstenkönig Linderung oder enden Sie seine furchtbaren Qualen.“

„Womit, bitte?“ fragte der Leutnant. „Kalte Umschläge kann ich wegen Wassermangel nicht machen und Schießwaffen haben wir nicht. Allons, vorwärts!“

„Nein, nein!“ rief Emma. „Der Löwe muß von seinen Leiden befreit werden. Ach, Leutnant Frits, wenn Sie mich nur eine Spur lieb hätten, würden Sie meinen Wunsch erfüllen.“

„Nur eine Spur?“ entgegnete der Leutnant mit einem vielsagenden, fast seine ganze verborgene Leidenschaft für Emma verrathenden Blick. „Doch Ihr Wunsch ist mir Befehl; die Bestie wollen wir schon kriegen.“

Emma fühlte sich durch diesen Ausdruck gekränkt und entgegnete mit vornehmer Kühle: „Ich muß doch dringend bitten, in Gegenwart untergeordneter Persönlichkeiten solche pöbelige Redensarten zu unterlassen.“ — Dann schwieg sie und sah seitwärts aus dem Gefährt hinaus.

Leutnant Frits stellte das Automobil auf rückwärts und fuhr wieder auf den Löwen zu, dessen Schmerzensgebrüll Felsen erweichen konnte.

Er fuhr wieder über ihn hinweg.

Der Löwe wand sich und fauchte.

Leutnant Fritz fuhr wieder über den Löwen. Und wieder. Immer rück- und vorwärts.

Nicht jedesmal traf er ihn. Zuletzt aber war der Löwe still und rührte sich nicht mehr. Er war todt; ein blutiger Klumpen. Was auch vermöchte wohl der stärkste Löwe gegen ein Automobil? Wenn er darunter ist, ist es ihm über.

Die Maschine bleibt Siegerin. Sie kann mehr ab.

„Sind Sie jetzt zufrieden, Emmachen?“ fragte der Leutnant, der recht gut merkte, daß Emma schmolzte.

Emma antwortete nicht. Sie weinte.

Ja, sie beweinte das herrliche Thier. Und in ihrem Gedächtniß sagte sie aus ihrer ersten Theaterlehrzeit her sich das schöne Gedicht von der Löwenbraut auf: „Mit der Myrthe geschmückt, in dem Brautgeschmeid u. s. w.“, das sie jetzt erst völlig verstand, nachdem sie soeben selber erlebt hatte, wie ein Löwe sich verliebt, wenn ihm etwas wirklich Hervorragendes geboten wird.

„Verflucht!“ rief Leutnant Fritz, „was ist das mit der Karette; ich glaube, das linke Borderrad lahmt.“

Er stieg ab und untersuchte das Rad. „Da haben wir die Geschichte,“ rief er ärgerlich. „Der Löwe hat in seiner Sterbewuth in die Pneumatik gebissen und sie durchlöchert. Und Benzin haben wir auch nur noch einen Rest. Das Löwenvieh kommt uns theuer zu stehen.“

„Wir können doch nicht hier in der Wildniß bleiben?“ fragte Emma besorgt. „Des Nachts werden uns die reizenden Thiere ansallen.“

„Nur Muth!“ tröstete der Leutnant scherzhaft, „die Sache wird schon schief gehen. Hoffentlich langt es, bis wir aus diesem elenden Dornenthal raus sind. Dann finden wir schon, was wir brauchen.“

„Wie vortrefflich!“ sagte Emma, in abgeklärter Selbstverständlichkeit, um Herzensdieb, der simplen Sklavin, höheren Respekt einzulösen. „Wie vortrefflich, Herr Leutnant, daß Sie immer in Geographie so hervorragend Eins a waren, was Ihnen jetzt sehr zu Statten kommt. Allein dazu muß man lesen und schreiben können, und das kann man nicht im Harem.“

„Amma chabb,“ sagte halblaut Herzensdieb, verschmigt lächelnd.

Glücklicherweise blieben Emma'n diese Worte unverständlich und sie erklärte sich daher das sichtliche Erröthen des Leutnants als eine bescheidene Ablehnung des soeben erhaltenen geographischen Lobes, wodurch er wieder mehrere Grade in ihrer Achtung stieg.

Der Leutnant flüsterte Herzensdieb ein leises, verweisendes „Di bess“ zu, was im Harem so viel besagt als „nun genug“, während was Herzensdieb leise gesprochen hatte „aber lieben“ hieß, wie der Leutnant nach seinen dort gemachten Sprachstudien recht gut verstand.

Denn was man mit Lust lernt, das behält man auch. Emma schwieg traumverloren in Gedanken an den Löwen; Herzensdieb schwieg, weil der Leutnant ihr so befohlen hatte und der Leutnant schwieg, weil er seine Gesamtaufmerksamkeit dem Fahrzeug widmen mußte, dessen Mechanismus stärker haperte, als in der mittelafrikanischen Wüstenei, weit ab von leistungsfähigen Reparaturanstalten, wünschenswerth war.

Automobile sind ja etwas sehr schnellig Beförderndes, aber wenn sie liegen, liegen sie um so verweilender.

Sie hatten jedoch Glück. Nach einigen Stunden mittlerer Fahrgeschwindigkeit erweiterte sich das Dornenthal und sie erreichten eine Ebene, an deren Horizont Rauch aufstieg, ein Zeichen, daß dort gekocht wurde.

Aber was?

Im Innern Afrikas kochen die Völker Manches, was sich mit wirklicher Kultur nicht zusammenreimt. In Europa wird ein Schlächter schon verklagt, wenn seine Würste so billig sind, daß Pferdefleisch darin vermuthet werden könnte, aber in Afrika droht der Staatsanwalt vergebens, selbst wenn sie . . . doch nein, der Gedanke ist zu appetitbenehmend . . .

Wie, wenn nun **Kannibalen** dort um ihr scheußliches Mahl saßen, wo der Rauch aufstieg?

Waren unsere Freunde aus der furchtbaren Löwengefahr nur durch die Macht der Schönheit gerettet, um als Menschenwurst zu enden? Emma's wegen war der Leutnant nicht bange,

ihre Schönheit würde, wenn sie es darauf zustellte, den hungrigsten Menschenfresser in einen unentwegten Vegetarianer verwandeln, aber ihm und Herzensdieb war der Hackblock unvermeidlich.

Aber konnte es nicht auch dort gutartige Kochende geben? Dann wäre ihnen geholfen mit Speise und Trank — denn sie waren nur mit wenig Proviant versehen — und mit Benzin zum Weiterfahren, wovon der Hauptvorrath vergebens bei dem Löwen verbraucht worden war.

Leutnant Fritz beschloß daher, in die Nähe der Eingeborenen zu töffen und dann Herzensdieb als Kundschafterin abzuschicken. Kam sie wieder, so konnte dies als Beweis gelten, daß sie nicht gegessen worden war und es sich mit diesen Ureinwohnern des dunklen Welttheils ungeschädigt verkehren ließ.

Denn am zutreffendsten kann man den Charakter eines Menschen nach dem beurtheilen, was er isst.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Geheimnisse des Pensionats.

Als Stephan, Graf Szmoltopski Mauerstraße, links drei Treppen, eintrat, war der Flur nur matt erhellte, der mit seiner einfachen Dekoration einen gut bürgerlichen Eindruck machte.

Ein in weiße Seidenstrümpfe, erbsgrüne Hülshosen und fliederfarbenen, silberbesetzten Frack gekleideter Diener, der ehrerbietig Befehle erwartete, erregte als Gegensatz zu dem fast miethskasernenlichen Mobiliar das Erstaunen des Grafen, das noch wuchs, als die Geheimrätthin Koldemolde einige seltsame Zeichen mit den Fingern der rechten Hand von sich gab, die der Diener mit einigen ähnlichen seinerseits erwiderte.

„Er ist taubstumm und darum verschwiegen,“ sprach sie erklärend, „und redlich wie die Ober-Rechnungskammer. Seine einzige Leidenschaft sind Trinkgelber, obgleich er nicht trinkt. Nur auf diese Weise vermag sich der sonnige Humor des Unglücklichen zu äußern, da ihm die Herstellung von Wizen wegen

mangelnder Sprachbefähigung nicht gelingt. Doch bitte folgen Sie mir in meine Kanzlei.“

Der Taubstumme öffnete eine Thür. Die Koldemolde und Graf Szmostopski traten ein. Einige bequeme Ledersessel, ein Schreibbureau und ein großer Geldschrank bildeten die sachentsprechende Einrichtung dieses Gemaches.

„Ich begreife nicht . . .“ begann der Graf, nachdem er zum Sichniederlassen aufgefordert worden war.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ unterbrach ihn die Koldemolde, „denn gerade auf die kommt es an.“

„Zeit ist Geld,“ pflichtete der Graf kaufmännisch gebildet bei.

„In diesem Falle **Leben** oder **Tod**, **Gefängniß** oder **Freiheit**,“ sagte die Geheimrätin so schwer und ernst, daß dem Grafen der Gaumen trocken wurde und er unwillkürliche Schluckbewegungen machen mußte.

„Aber verzagen Sie nicht. Wir werden ein Alibi konstruiren, an dem der **findigste Kriminalist** sich die Zähne ausbeißt.“

Dem Grafen wurde noch trockener im Munde.

„Zunächst jedoch bitte ich um Ihre genauen Personalien für das Geheimbuch.“

Die Koldemolde zog metallene Stulpen über die Hände und nahm das Geheimbuch aus einem Geheimsache des feuerfesten Kassenschrankes. Es war in gegerbten Gußstahl*) gebunden, mit sieben Brahmenschlössern verschlossen und daher von Unberufenen nicht zu öffnen. Außerdem waren Giftstacheln daran, die jeden lähmten, der es ohne Aluminiumhandschuhe anfaßte.

Die Koldemolde notirte rasch mit unleserlicher chemischer Tinte, was der Graf auf ihr Befragen aus sagte: Namen, Alter, Stand, Impfschein, ob immer gesund gewesen, ob krank und woran, welcher Arzt, welche Lieblingsgetränke, dito Gerichte, dito Farben, dito Blume, dito Komponisten, dito

*) Eine kleine Nebenbei-Erfindung des berühmten Edison, die er zwischen Strumpfausziehen und Zubettegehen machte.

Dichter, so daß sie in kürzester Frist seinen ganzen Charakter genau zu Buch hatte. Auch über sein Vermögen mußte er Auskunft geben.

Die Hauptsache aber ließ er ungenannt.

Emma! Er war ja auch nicht nach ihr gefragt worden.

Ob es richtig war, daß die Koldemolde den Grafen für ledig halten mußte?

Ledige sind den Versuchungen mehr ausgesetzt als Verheirathete, weil sie ein vorwurfsfreieres Leben führen, indem sie keine Gardinenpredigten zu erleiden brauchen.

In diesem Augenblicke kam der taubstumme Diener und maß mit einem Schneidermaß die Länge des Grafen, Umfang, Brust-, Arm- und Beinweite und was dazu gehört mit peinlichster Sorgfalt, wobei er der Geheimrätthin die Zentimeter, die diese aufschrieb, durch Handsprache übermittelte.

„So,“ sprach sie und gab dem Diener einen Zettel.

„Lieber Graf, folgen Sie dem biederen Benedikt, er wird Ihnen einen auf das Tadelloseste sitzenden Gesellschaftsanzug aus der Garderobe des Hauses zusammenstellen und Ihnen bei der Toilette behülflich sein. In zehn Minuten erwarte ich Sie im Salon. Und nun zur Hauptsache . . .“

Der Graf blickte die Geheimrätthin gespannt an.

„Sie müssen **schweigen** über Alles, was Sie heute im Thiergarten erlebt haben, schweigen über Alles, was Sie in diesem Hause erleben werden. Ihren Revolver, der Sie verrathen könnte, nehme ich in Verwahrung. Sie dürfen ihn nicht wieder erkennen, wo und wie er Ihnen auch vorgelegt wird. Schweigen, Herr Graf, Schweigen!! **Wenn Sie reden, reden Sie sich zum Mörder.**“

Die Koldemolde machte mit den Fingern: „Benedikt, allez“ und der Taubstumme zog den ebenso bestürzten wie willenlosen Grafen mit sich in ein vornehm ausgestattetes Toilettenzimmer, wo er ihn mit geradezu unglaublicher Gewandtheit in nicht ganz neun Minuten derart elegant kleidete und frisirte, daß der Graf, hätte er in dieser gesellschaftlichen Aufmachung uneingeladen ein Hoffest besucht, schwerlich hinausgeworfen worden wäre.

Als Stephan, Graf Szmoltopski seine edle Gestalt in den beiden lebensgroßen Spiegeln bewunderte, die einander gegenüber in den Wänden eingelassen waren, mußte er bekennen, daß der Diener seine Sache sehr gut gemacht hatte, aber da Worte des Dankes wegen der mangelnden Hörbefähigung des Unglücklichen nicht angebracht waren, gab er ihm einen Grüenthal'schen Bankschein als Trinkgeld, von denen er einige verächtlich aussehende für wohlthätige Zwecke reservirt hatte.

Benedikt war über die große Gabe überrascht, jedoch seine Züge nahmen nicht den Ausdruck des Dankes an, sondern den großer Sorge und Betrübniß.

„Sollte er gemerkt haben, daß der Schein nichts taugt?“ durchfuhr es Szmoltopski.

Der Taubstumme wies auf die Thür. Es schien Szmoltopski, als deutete er mit seinen Gebärden schleunige Flucht an.

„Wie meinen Sie?“ fragte Szmoltopski. „Ich verstehe Sie mit dem besten Willen nicht.“

Die Angst des Taubstummen steigerte sich wahrnehmbar. Er stieß krächzende Töne aus: vergebliche Versuche, zu sprechen.

„Was geht hier vor? Was ist dies für ein Haus?“ fragte Szmoltopski eindringlich. „Reden Sie doch, Unglücksmensch.“

Des Taubstummen Gesicht schwoll roth an vor Anstrengung.

Plötzlich kam dem Grafen ein günstiger Gedanke. Er nahm seine Brieftasche, entriß ihr ein Blatt . . . er nahm seinen Bleistift . . . hielt beides dem Sprachunfähigen hin, damit er schriebe, was ihm zu sagen von naturwegen verwehrt war.

„Grrr . . . Grrr . . . Grrr“ würgte der Taubstumme.

„Zum Donnerwetter, Kerl, schreiben Sie,“ schrie Szmoltopski ihn an. „Was habe ich hier zu befürchten?“

„Nichts!“ sagte eine spöttische Stimme.

Szmoltopski blickte sich um. Vor dem einen der Spiegel stand, in silbergraue Seide gekleidet, mit Brillanten im Haar und einem fünfreihigen Halsband kostbarer Perlen, die Geheimrätthin Moldemolde.

Auf einen befehlenden Wink reichte ihr der Taubstumme mit dem Ausdrucke tiefster Unterwürfigkeit den soeben vom

Grafen erhaltenen Bankſchein, den ſie mit einer Selbſtverſtändlichkeit, wie ſolche nur durch Uebung in höheren Kreiſen erworben wird, zu ſich ſteckte.

Wo aber war ſie ſo plötzlich hergekommen, ſo unerwartet, ſo geräuſchlos? Von wo aus hatte ſie des Grafen letzte Frage vernommen? Wurde man in dieſem Hauſe ungeſehenerweiſe belauſcht?

Ein kurzer aber ſcharfer Verweiſ in der Fingersprache trieb dem unglücklichen Taubſtummen Thränen in die Augen. Sie rollten ihm über die bleichen Wangen, als er ſich demüthig verbeugend, traurig gurgelnd, das Zimmer verließ und fielen auf den feinen Arminſter-Teppich, der ſie ebenfalls ſtumm auſtrank.

Wenn Teppiche reden könnten, wie viel ſie wohl zu erzählen wüßten? Es iſt jedoch beſſer für Manche, daß ſie es nicht können.

Beim Hinausgehen hatte der Diener — ob zufällig oder abſichtlich, das bleibe vorläufig biß zur Aufklärung der Thatſachen dahingeſtellt — die elektriſche Leitung ausgeſchaltet, ſo daß unvorhergeſehene Dunkelheit eintrat.

Beide ſtießen einen Ausruf der Ueberraſchung aus, der Graf, weil er ſah, was er ſah, die Kokdemolde, weil der Graf ſah, was er nicht ſehen ſollte.

Durch den einen der lebensgroßen Wandſpiegel fiel nebelſchimmernder Lichtſchein in das finſter gewordene Zimmer und in dieſem Scheine erblickte der Graf eine liebreizende weibliche Geſtalt im Begriff, ein hochelegantes Korſett aus Roſa-Atlas anzulegen. Da ſie ſich trotz der Ueberraſchungsausrufe durchaus nicht ſtören ließ, ſondern unbefangen mit der Fertigſtellung ihrer Toilette fortfuhr, folgerte der Graf, daß die reizende Unbekannte wohl geſehen werden konnte, ſelber aber die ſie heimlich Beobachtenden nicht wahrzunehmen vermochte.

Hätte ſie ſonſt ohne Arg ihre ſchön gerundeten Schultern, ihre vollen und doch ſchlanken Arme den Blicken preisgegeben, ihre ideal gebildeten Händchen auf die üppig quellenden Hüften geſtützt und ſich in ſanften Wellenbewegungen ſchalkhaft hin und her gewiegt? Hätte ſie ſonſt ſo in ſchmachtender Selbſtvergötterung gelächelt, die ſchwellenden Rippen wie zum Kuſſe geſpißt und

unter den dunklen Wimpern der halbgeschlossenen Augen verhaltene Gluth wie triumphirendes Gewähren hervorleuchten lassen? Hätte sie sich sonst mit diesen kinderhaften Barfüßchen in den goldgestickten Schwanbesakzöffelchen gezeigt? Nein, sie hätte wie Nonna Banna mindestens einen Pudermantel umgenommen.

Obgleich Graf Stephan seiner über Alles angebeteten Emma unverbrüchliche Treue gelobt hatte, wurde er bei diesem Anblicke dennoch von so heftigen Rückfallsgefühlen überwältigt, daß er auf die sich sowohl, wie auch ihn anziehende Schöne zum Handgenuß ihrer wonnigen Formen losstürzte, um ihr zu zeigen, daß Keime ungestraft in Stephan, Graf Szmoltopski's Gegenwart den Mund in Rußbereitschaft setzt.

Toilette spornte ihn von jeher zu hilfsbereitem Eingreifen an, einerlei, ob sie im positiven oder im negativen Sinne gemacht wurde.*) Oft sagte daher Emma, als sie noch gattenmäßig zusammenlebten, zu ihm in edler Wallung: „Nun aber hinaus, Stepp, Du hältst mich bloß unnöthig auf.“

„Was beginnen Sie?“ rief die Moldemolde und riß den Grafen am Frackschoß zurück. „Sie zerklüften sich den Schädel!“

Bei diesen Worten gewann sie die Schaltung und knipfte. Elektrische Helle durchfluthete das Gemach. Das Bild der Schönen war verschwunden und Szmoltopski gewahrte zu seinem Entsetzen, daß, wenn er nicht gehalten worden wäre, er durch Hineinrennen in den großen Wandspiegel hätte die Stirne zerschellen und die Halsadern an Splintern zerschneiden können.

„Meine Gnädigste,“ rief er, „es geht hier nicht mit rechten Dingen zu, ich muß Sie dringend bitten, mich zu entlassen.“

„Sie bleiben!“ entschied die Moldemolde energisch. „Was hier zugeht, ist Alles natürlich.“

„So wäre, was ich soeben sah, nur eine kinematographische Darstellung gewesen?“

„Keineswegs. Die schöne junge Dame, die Sie heimlich be-

*) Lesern ohne ausgebildetes Gefühl für Stilsfeinheiten sei hier bemerkt, daß durch positiv „an“, durch negativ dagegen „aus“=ziehen, in subtiler Umschreibung, das Deforum auf das Feinlichste gewahrt wird. Der Verf.

lauschten, lebt, jedoch nur ein Zufall, ein Versehen Benedikts in der Umschaltung der Beleuchtung, machte Sie mit einer Einrichtung dieses Hauses bekannt, die Ihnen erst später offenbart werden sollte, nachdem Sie das Wesen und die Ziele des ganzen Betriebes erfaßt und das erforderliche Verständniß erworben.“

„Wo aber befindet sich das exquisite lebende Wesen?“ fragte der Graf.

„Hinter diesem Spiegel,“ antwortete die Koldemolde, „denn alle Spiegel dieses Hauses sind je nach der Beleuchtung durchsichtig. Wer davorstehend hineinblickt, gewahrt sein eigenes Spiegelbild, wird aber von Jemand, der auf der andern Seite steht, wie durch klares Glas in polarisirtem Licht erschaut. Diese Spiegel aus Jeneser Doppelglas sind eine Erfindung des Japaners Teltorubi, der bei Helmholtz gelernt hat. In meinen Salons verkehren die ausgewähltesten Geister. Doch davon später.“

Die Koldemolde ging auf eine Wanduhr zu. „Sehen Sie diesen Chronometer, eine Erfindung des großen Mathematikers Lord Kidlay und ein persönliches Geschenk. Sobald ich sie stelle, richten sich sämtliche im Hause befindlichen Zeitanzeiger nach ihr durch magnetotelepathische Fernwirkung. Jetzt drehe ich die Zeiger zurück, denn es gilt Ihr Alibi. Und nun kommen Sie, Graf.“

Sie drückte auf einen Knopf. Der zweite große Wandspiegel drehte sich um seine Längsaxe und öffnete dadurch den Zugang in das Privatzimmer der Geheimrätthin.

„Nun wissen Sie, wie ich so plötzlich eben bei Ihnen erschien,“ lachte sie.

„Ist dieser Spiegel auch durchsichtig?“ fragte der Graf.

„Selbstverständlich. Ich hörte, was Sie zu dem Diener sprachen, sah Alles.“

Szmoltopski erröthete.

„In diesem Hause ereignet sich **nichts**, was ich nicht sehe, nicht höre, nicht erfahre, nicht weiß,“ sagte die Koldemolde, „und zwar durch die Erfindungen der Neuzeit. Was war das berühmte Ohr des Dionys gegen mein Pensionat, das

vorbildlich für den Zukunftsstaat ist, wo die Oberleitung ins intimste Familienleben visiren muß, um zu erkennen, ob das politische Verhalten recht ist. Uebrigens geben Sie sich keine Mühe, Benedikt zum Schreiben zu verleiten, es wäre umsonst.“

„Hat er niemals schreiben gelernt?“

„Er schrieb fließend eine schöne Hand, aber mein Freund, der zukünftige Professor Moskollow, der Physiologe, hat ihm elektrisch das Schreibzentrum im Gehirn ausgebrannt. Dies Vorgehen ist doppelt gerechtfertigt: einmal erhöht es die Brauchbarkeit meines Dieners für meine Zwecke und zweitens war dies Zerstören der Gehirnstelle ein wissenschaftliches Experiment, das vorzüglich gelungen ist, da Benedikt keinen Buchstaben mehr zu schreiben vermag.“

„Aber was wird aus dem Armen, wenn er von Ihnen geht?“

„Dann heißt Moskollow ihm ein neues Zentrum ein, daß er gleich Englisch und Französisch parliert. Oder auch **Russisch**, das jetzt viel verlangt wird. Doch von Politik später.“

„Ist . . . der . . . Unglückselige etwa . . . gar künstlich taubstumm?“ fragte der Graf mit förmlichem Schauder.

„Nicht künstlich, sondern wissenschaftlich,“ entgegnete die Koldemolde streng belehrend. „Doch kommen Sie. Sie werden Moskollow kennen lernen und manchen hoch bedeutenden Herrn, sowie ferner sehr hoch bedeutendere Damen.“

„Auch jene, die hinter dem Spiegel . . .?“

„Auch sie. Aber damit Sie nicht verrathen, daß Sie bereits vorher ihre bildliche Bekanntschaft gemacht haben, wird Professor Moskollow eine kleine Operation an Ihrem Gehirn vornehmen und die letzten Eindrücke galvanokaustisch auslöschen.“

„Ich bitte Sie dringend, meine Gnädige, mich zu entlassen.“

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete die Koldemolde spöttisch lächelnd. „Doch hören Sie das Rufen draußen auf der Straße?“

„Nicht das leiseste Geräusch.“

„Nehmen Sie dieses drahtlose Telephon, Erfindung von dem berühmten Maccaroni. Hören Sie. Man ruft Extrablätter aus: Der grausige Doppelmord im Thiergarten.“

„Ja, ja,“ stotterte Szmoltopski, „ich höre es deutlich.“

„Nun,“ fragte die Koldemolde betonend, „wie wäre es,

wenn Sie hingingen, um nähere Auskunft zu geben; ich denke, Sie haben eine Aktie in dem Geschäft.“

Szmoltopski preßte die Lippen aufeinander. „Ich bleibe,“ sprach er, „und werde schweigen, ohne daß der Professor mit dem russischen Namen mir mit seinen Brennstiften an's Gehirn kommt.“

„Gut so!“ sagte die Moldemolde mit leicht girrendem Lachen der Befriedigung und öffnete die Flügelthüren. Ein Meer von Licht strahlte ihnen entgegen. Sie waren in den Vorsälen des Pensionats, wo Alles zum Empfang der Gäste bereit stand.

In den Straßen aber gellte es: **Mord! Mord!**
Finster und düster lag der Weg im Thiergarten.

Vierzigstes Kapitel.

Der Doppelselbstmord.

In der That wurden Extrablätter theils ausgerufen, theils ohne jeglichen Reklamelärm an Wissensdurstige gratis abgegeben.

Wissensdurst ist das Verlangen des Volkes nach höherer Bildung.

Wer Durst stillt, thut ein gutes Werk. Darum ist das kostenlose Extrablatt etwas segensreiches.

Denn es spart den Nickel, um den man geprellt wird, wenn der Inhalt des Blattes nicht den Thatfachen entspricht.

Diesmal aber war Alles richtig beschrieben: Der Thiergarten, die Leichen, das Milieu.

Es lag entschieden ein Doppelselbstmord vor.

Der Mörder hatte einen Streifschuß am rechten Schulterblatt.

Wie hatte er sich den beigebracht?

In dem schußdurchbohrten Handtäschchen des jungen Mädchens mit den Murikelaugen fand man eine Kugel, die für den Lauf des Revolvers, der neben dem Mörder lag, viel zu groß war.

Wie hatte er diese Kugel abschießen können?

In allen Kreisen der Stadt herrschte größte Aufregung über das Unerklärliche.

Nur die Börse blieb ruhig.

Die Polizei aber entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit.

Puls 128; Temperatur 38,6.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Wittve Bekenntnisse.

Der intelligente Leser wird sich noch des unheimlichen Erlebnisses um Mitternacht in dem unbewohnten Hause der Klosterstraße erinnern und, vom humanen Standpunkt aus, sich nach Herrn Swan Schulz's Kittaube erkundigen wollen, ob es geheilt ist oder noch der Pflege bedarf?

Die Besserung ging nur langsam vorwärts, denn während der unfreiwilligen Zimmergefangenschaft führte Herr Swan Schulz seinen langgehegten Lieblingswunsch aus, auch seinerseits an dem Fortschritt der Menschheit zu arbeiten, und schrieb ein längstgefühltes Bedürfnis in der Belehrungslitteratur befriedigendes Buch unter dem Titel:

„Was muß man vom Einbrechen wissen?“

und da er bis spät in die Nacht bei der Lampe saß, wurde das von der Uhr mißhandelte Auge immer wieder aufs Neue gereizt.

Die Wittve Wimmelmahr rieth ihm, weißen Galltzenstein in Franzbranntwein aufzulegen. Allein, da das Auge hierdurch schlimmer ward, drohte er, sie wegen körperlicher Sachbeschädigung gerichtlich anzuzeigen.

Die Wimmelmahr, welche in Bezug auf Alles, was Gericht hieß, von ängstlichen Vorurtheilen befangen war, bat ihn vom Himmel zur Erde, sie nicht unglücklich zu machen.

Hieraus schloß Numero Eins, daß das Gewissen der Wimmelmahr unterkietig sei. Aber wodurch?

Durch Verbrechen oder durch Dummheiten? Unwissenheit

ist die Mutter der Dummheiten. Und die Wimmelmayr war recht unwissend; sie konnte die neue Rechtschreibung immer noch nicht begreifen.

„Gestehen Sie, was haben Sie ausgefressen?“ fragte Numero Eins cynisch. „Aber ein bißchen eilig oder ich melde Sie sofort dem Kriminal-Leutnant.“

Da berichtete sie denn unter vielem Weinen, daß auch sie einmal jung gewesen, daß ihre Wiege weit hinten in Ungarn gestanden, wo der Csikos seine Heerden treibt, der Zigeuner betäubende Csardas aufspielt, der Tokayer durch die Schläfen jagt und es bei einem Begräbniß koselustiger hergeht als in dem strengen Deutschland bei einer Hochzeit.

„Ich begreife,“ sagte Numero Eins. „Und was ward aus dem Kinde?“

„Es waren zwei,“ schluchzte die unglückliche Frau, die damals von ihrem Verführer verlassen, mitten auf der Pusta in Noth und Verzweiflung sitzend, nicht wußte wo ein und wo aus.

„Sie brachten die unschuldvollen Wesen um?“

„O, wie hätte ich das gekonnt? Aber ich dachte mit Nietzsche's göttlichem Wort, das damals grade aufkam, ich hätte die Kinder von einem anderen Manne haben mögen. Auch sagt er: Nicht sollst Du Dich fortpflanzen, sondern höher hinauf. Ein Baron oder ein Graf wäre mir grade hoch genug gewesen.“

„Wimmelmayr'n, Sie waren unverschämt!“

„Ich war hübsch! Und die feschen Magyaren . . .“

„Renommiren Sie nicht, Sie olle ungarische Ruine, sondern sagen Sie, was ward aus den Kleinen?“

„Den Einen nahm mir eine polnische Wartefrau ab, wahrscheinlich zum Unterschieben; den Anderen übergab ich einer kinderlosen internationalen Gesellschaft von D=Zug=Dieben.“

„Es waren also Knaben?“

„Zwillinge.“

„Und Sie Rabennutter stießen die zarten Wesen ohne Erkennungszeichen von sich?“

„O nein; jedem brannte ich mit einer glühenden Haarnadel ein deutliches W auf die linke Wade, denn der Eine hieß Willi und der Andere Walter.“

Als Herr Zwan Schulz dies hörte, erbleichte er.

„Ha!“ rief er mit erschrecklicher Stimme und entfernte hastig Stiefel und Strumpf. „Ist dies das Brandmal meiner Herkunft?“

„Es ist es!“ rief die Wimmelmayr überwältigt aus. „Mein Sohn, mein Sohn! Mein Jahre lang vermißtes und nun endlich wiedergefundenes Kind.“ Sie stürzte nieder und bedeckte das Muttermal mit Küssen.

Er litt es nicht, sondern zog sie empor.

Sie umarmte ihn und überhäufte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit.

„O Mutter,“ sprach Zwan Schulz, „sage mir, bin ich das untergeschobene Kind oder das andere?“

„Wie kann ich das wissen?“ jammerte die Mutter.

„Ich glaube, ich bin nicht der Richtige,“ sprach er dumpf.

„Ja, ja, mein ganzes Leben wird mir nun erklärlich. Nicht durch Vererbung gerieth ich auf den Pfad des Einbrechens, sondern durch das Milieu. So habe ich noch Aussicht, mich zu bessern, was bei Erbfehlern unmöglich ist. Oder,“ fragte er weich, „hast Du, liebe Mutter, Verbrechen begangen, die mich zu den erblich Unheilbaren stempeln?“

„Nur einmal versuchte ich eine Brandstiftung,“ bekannte die Mutter, „weißt Du, Kindchen, nach Zigeunerart, indem man eine brennende Kerze in einem Kistchen mit Speck und Zunder am Boden in einer Scheune auf das Heu stellt. Sobald das Licht herabgebrannt ist, zündet es den Speck und das Heu und das Gebäude geht in Flammen auf, wenn man schon wieder weit sich davon gemacht hat und nicht mehr entdeckt werden kann.“

„Genial!“ rief Zwan*) bewundernd.

„Diesmal brach jedoch das Feuer nicht aus, weil wohl eine Katze dem Speck nachgegangen war und, wie so Katzen spielen, das Licht gelöscht hatte.“

*) Wir müssen ihn wie bisher Zwan nennen, da wir ja nicht wissen, ob er Willi oder Walter ist.

„Ich werde dies Verfahren in einem Anhange meines Buches schildern. Aber, o Mutter, wovon wollen wir leben, wenn ich mich bessere?“

„Dachstuhl- und Kellerbrände bringen nichts ein!“ klagte die Mutter.

„Armuth schändet nicht, aber kein Geld haben ist eine Schande,“ sagte Swan bitter.

„Du hast doch Geld?“ fragte die Mutter beklommen.

„Ha! Ha! Ha!“ hohnlachte Swan Schulz wild. „Ja, ich habe Geld, aber immer nur das Anderer, und ich muß es mir jedesmal erst unter Gefahren holen.“ Er wies dabei auf sein geschwollenes Auge.

„O, was beginnen wir?“ seufzte die Mutter. „Wie kann ich mich von Chambregarnisten nähren, wenn mein einziger Einlogirer mein eigener Sohn ist, der nichts hat? Könnten wir nicht bankerott machen? Das soll ja sehr einträglich sein?“

Swan Schulz verschwieg die in ihm aufsteigenden hämischen Zurechtweisungen, die er der Wimmelmahr'n nicht vorenthalten hätte, bevor sie seine Mutter war. Wie ein gefangener Panther knirschte er mit den Zähnen. Ein verzweifelter Qualenkampf ging in ihm vor.

Das nie sich irrende Mutterauge sah es.

„Engel und himmlische Heerschaaren,“ flehte sie, „nehmt euch meines Kindes an.“

Numero Eins ballte die Hände, daß ihm die Nägel in das Fleisch drangen und das Blut herausspritzte.

Dann athmete er tief auf.

Das mark- und beinergreifende Nachterlebniß in dem verlassenen Hause der Klosterstraße mit der darauf folgenden Eingeweideaufwühlung durch das Nachtschl und nun die Nachtbekenntnisse der Mutter wirkten gemeinschaftlich so überzeugend auf Swan Schulz ein, daß er die alte Jacke des Milieus abwarf und nicht nur einen neuen, sondern sogar den **neuesten Menschen** anzog. Deshalb schloß er den bisherigen finsternen Abschnitt seines Lebens mit dem jetzt in allen Roman-
schlüssen so ungemein beliebten Auf:

„Arbeit! Arbeit! Nur in der Arbeit ist Heil. Nur sie erlöst die Menschheit zum Guten . . . Laboremus!“

Und mit arbeitsvoller Arbeit arbeitete er an seiner Arbeit:

„Was muß man vom Einbrechen wissen?“

mit lobenswerther Hingebung weiter.

Dreihundvierzigstes Kapitel.

In der Heimath der Butsche.

Elliorina war wohlbehalten in Garbasovo bei Iskar Schippka angelangt, der, nicht nur einer der berühmtesten Mädchenhändler des Balkans, sondern auch der gesammten civilisirten Welt ist.

Aber jetzt war das Geschäft matt, es sah auf der Balkanhalbinsel zu unsicher aus.

Erst vor kurzem hatten **Ver schwörer** in Serbien Thaten gethan, über die wir den Vorhang des Abscheues ziehen. Mag Draga gewesen sein wie sie will . . . waren ihre **Mörder** so ohne Fehl, daß sie ein Recht hatten, sie zu richten? Und Oberst Maschin war der Bruder ihres ersten Gatten, so daß man nur sagen kann: als Schwager hat er sich nicht besonders benommen. Wenigstens hätte er aufpassen müssen, daß man der Ermordeten nicht die reich heringten Finger abfäbelte und die Leichen zum Fenster hinaus warf.

Dem Könige hatten sie als Offiziere den Eid der Treue geleistet. Waren sie mit seiner Regierung nicht zufrieden, konnten sie es ihm ja schriftlich geben und brauchten nicht gleich todtzuschlagen. Das ist das allgemeine Urtheil, das wir deshalb nicht unterdrücken können.

Doch daß es dort so hergehen konnte, das scheint an der dasigen Unbildung zu liegen, denn wenn man in eine Ver schwörung Leute hinein nimmt wie — die Feder sträubt sich — Damian Popowitsch und ähnlichen Auswurf der Gesellschaft,

erlischt jedes Gefühl für Anstand und Takt, wie ja die Vorgänge in der Meuchel-Blutnacht im Konak zu Belgrad für alle Zeiten beweisen.

Iskar Schippka war deshalb nicht gut auf die Belgrader zu sprechen und schalt sie Banditen, was da unten jedoch nicht so schwer wiegt, wie in unseren Breitegraden, wo schon ein mißgedeuteter Blick als Ehrensündigung aufgefaßt wird, namentlich in Verbindung mit Alkohol.

Doch was nützte das Schimpfen? Es war wohl Nachfrage, aber kein Zuzug, denn wenn sie auch sonst muthiger sind als mancher Mann: vor dem Knallen der Schießgewehre fürchten sich die Mädchen eben so emancipationshinderlich wie vor Mäusen. Und es knallte furchtbar auf dem Balkan.

Die Komitatschi waren am Werk. **Potschew** mit dem Kosakenschädel und der platten Nase, **Marco Stojan** der pockennarbige Anarchist und der kleine verkümmerte vierzehn Jahr alte **Milan Arsov** hatten die Ottoman-Bank in Saloniki durch unterirdische Minen gesprengt.

Dies Verbrechen erfüllte die gesammte Finanz-Welt mit heftigem Zorn, mehr als der Königsmord in Belgrad.

Denn wenn die Banken nicht mehr sicher stehen, geht die Welt zu Grunde.

Das höchste Bestreben des Menschen ist ein Bankkonto; mit den Banken verliert daher die Menschheit ihren sittlichen Halt.

Solchem Treiben konnte der benachbarte Türke nicht theilnahmlos zusehen. Die hohe Pforte sandte Truppen über die Grenze. Wie immer, betrogen die Türken sich höchst vortrefflich, die bulgarischen Korrespondenten aber meldeten nach auswärts, daß die türkische Soldateska ganze Dörfer mit allen Einwohnern darin verbrannte, Männer hundertweis aneinanderkettete und vor den Augen ihrer Frauen nieder machte; der Schrecken sei so groß, daß Flüchtlinge ihre Kinder abwürgten, damit sie durch ihr Weinen nicht verrathen würden.

Auf diese Nachricht hin reisten mehrere englische Schriftstellerinnen nach Mazedonien, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu verleihen und Stoff zum Ginschlachten in Romane zu sammeln.

Das Schlimmste aber war nach den Berichten, daß in Klein-Tirnowa an die Soldaten in den Kasernen, genau gezählt, zweihundert und fünfzehn Frauen und Mädchen verschenkt wurden.

Wie konnte Iskar Schippka bei solcher Konkurrenz auf einen grünen Zweig kommen?

Seine Magazine standen leer. In der Abtheilung für Blonde von 16—32 Jahren war nur eine einzige Cirkassierin, die er als Gelbf Stern-Muster ungern vergab.

Im ersten Stock, wo sich das Depot der Brünnetten befand, machten zwei, bei der letzten Inventur zurückgestellte ältere Rumäninnen den ganzen Bestand aus; in dem Elite-Kontor für Schönheiten mit Erziehung lagerte eine einsame französische Gouvernante, die er hatte wieder annehmen müssen, weil sie der Faktura nicht entsprach. In dem Atelier für Verschönerung moderten die Puderquasten unbenutzt auf den Toilettentischen und verdunstete das Feenwasser seine Kraft, verrosteten die Bremscheeren.

Elliorina fand das große Kaufhaus, das eine Sehenswürdigkeit der Hauptstraße bildete, daher recht fade und nahm um so lieber den Vorschlag an, sich den Aufständigen einzureihen, als sie beim Aneißl an dem Banditenleben Gefallen gefunden hatte. Willig unterschrieb sie die ihr vorgelegten Papiere;*) kein Verdacht rieth ihr, erst die Verträge zu prüfen.

Wenn Frauen für etwas begeistert sind, lesen sie nichts durch.

In rauhen Filz wurden ihre Beine geschnürt, eine Litewka diente als Obergewand. Eine schwarze Lammsfellmütze mit Krakehlfedern und einem Todtenkopfe, sowie ein Ballasch vollendeten die, wenn auch nicht ideale, so doch originelle Uniform, zumal mit aufgelösten Haaren, die bis in die Nachbarschaft flatterten.

Als sie eingekleidet war, beorderte man sie rasch zum

*) Natürlich auch einen Schuldschein, der sie völlig in die Macht Iskar Schippka's gab. Hier hat der Kampf gegen den Mädchenhandel einzusetzen, dem wir voll und ganz zustimmen.



Photographen, wo sie mitten im Pulverdampf und in dem dichtesten Kugel- und Granatenregen stehend, (siehe das Bild) für illustrierte Blätter aufgenommen wurde. Alsdann geleitete ein sicherer Führer sie durch unwegbare Felsenwildniß zu den Komitatschi's in der **Bombenhöhle**.

Hier wurde sie von der Komitatschimutter empfangen, einer alten Mazedonierin, die beinahe so häßlich war, daß sie für malerisch gelten konnte. Dann mußte sie unter Androhung, kalt aufgesetzt in Theer zu Tode gesotten zu werden, schwören, auch

nicht das Geringste auszulaudern. Dann setzten sich die Männer und Frauen zum Füllen von Dynamitbomben, wobei sie Melodien sangen, die sie selbst nicht behalten konnten.

Dann kam der Photograph, um ein Gesamtbild für illustrierte Blätter von der Gesellschaft aufzunehmen, die allerdings nicht ganz sauber war, obgleich sie sich in dem Besitz einer Liebesgabenkiste mit Seife befand, die sie jedoch nicht zu verwenden wußten.

Viarda hieß die Alte. Sie trug bei der Arbeit die hochmalerisch zerlumpte Tracht des Volkes, für den Besuch der Städte als Wahrsagerin aber hatte sie einen Scharlachmantel mit Goldbesatz. Plötzlich erschien sie dann mitten in der feinsten Gesellschaft, stellte eine zu diesem Zweck mitgebrachte alte eiserne Kasserolle, aus der eine Schwefelgestank verbreitende

Nothflamme hervorschlug, auf den Teppich und verkündete die Zukunft.*)

Auch bei Draga war sie so im Konak erschienen, aber als sie ihr prophezeigte, daß sie Unangenehmes erleben würde, beförderte Sascha, der sein Weib abgöttisch liebte, die alte Bettel mit eigenfüßigem königlichen Tritt an das Freie und schmiß ihr den bengalischen Eisentopf hinten nach.

Darum — so sagte Biarda — konnte es in Serbien nicht anders kommen, als wie sie vorausgesehen.

Mit ihren scharfen Blicken sah sie jedoch auch, daß Pludrowitsch, ihr Gatte, Elliorina anders betrachtete als mit den die Arbeit überwachenden Augen des Vaterlandsfreundes.

Elliorina schwebte in Gefahr.

Biarda war zu Allem fähig. Sie hatte schon einmal eine Rivalin heimtückisch dadurch zum Plagen gebracht, daß sie ihr Dynamit in die Bouletten buk.

Auch scheute sie sich nicht vor dem Gurgelabschneiden.

Ebenfalls verstand sie das Erdroffeln. Im Vergiften hatte sie reiche Erfahrung; sie nahm dazu mit Vorliebe das Pulver getrockneter Kröten.

Von diesen Damoklesschwertern ahnte Elliorina nichts; sie stopfte unverdrossen Bomben zur Zerschmetterung und Verstümmelung friedfertiger Unbetheiligter, fröhlicher Frauen und unschuldiger Kinder zur Stillung politischen Ehrgeizes etlicher Weniger, was sie um so geschickter vermochte, als sie zu Hause die Gänse so vollendet stopfte wie keine Zweite im Dorfe.

Aber Pludrowitsch kannte Biarda.

Sie um ihr Opfer zu betrügen, das jecte ihn.

Als daher die Schmuggler kamen, um frisches englisches Dynamit zu bringen, beauftragte er Elliorina, die Kisten mit den fertigen Bomben nach Saloniki zu begleiten, da ihre neue Uniform den besten Eindruck auf die Außenwelt machen werde.

*) Daß wir nicht an solche Hegen-Fagen glauben, wird der Leser wohl schon bemerkt haben.

So zog Elliorina mit den Schmugglern auf steilen Bergpfaden über unwegsame Hänge, durch wilden Wald über gestürzte Baumstämme und Klippen, vor jeglicher Entdeckung sicher, dahin. An den gefährlichsten Stellen sowohl, wie an den romantischsten hielten sie, damit der Photograph Sympathien erweckende Aufnahmen für illustrierte Blätter machen konnte.

Dann schworen Alle: die Komitatschi's, die Schmuggler, Elliorina, die Patrioten, der Photograph strengste Verschwiegenheit bei Strafe des Gefährtwerdens.

Dann wurde dieser heimliche Schwur photographirt und an Zeitungen geschickt.

Auf solche Weise kam Elliorina nach Saloniki, wo Bomben mit recht gutem Erfolg in Theater und Kaffeehäuser geworfen wurden. *) Von da kehrte sie nach Garbasovo zurück.

Hier fand sie Iskar Schippka in seltsamer Verzweiflung. Soeben hatte er einen Auftrag vom Bezier des Sultans von Damombay erhalten, wegen Auflösung des alten Harems zur Zusammenstellung eines neuen, das Beste zu senden, worüber sein Haus verfügte. Und nun war sein Lager nicht complet.

Er riß sich die Haare aus wie Unkraut. Als einer der höchsten Steuerzahler, war er eine der geachtetsten Persönlichkeiten Garbasovo's; jetzt winkte ein Geschäft, das ihn mit einem Schlage sehr reich und noch geachteter hätte machen können und er war nicht im Stande zu effectuiren.

Größeres Unglück hatte ihn noch nie betroffen.

Um jedoch die Verbindung mit einem so feinen Kunden aufrecht zu erhalten, verfrachtete er die blonde Cirkassierin, die beiden auf Neu hergerichteten brünetten Rumänierinnen und — es half kein Widerstreben — **Elliorina!**

Die nicht ganz fehlerfreie, französische Gouvernante legte er für den halben Preis bei.

*) Leider ist die Aufnahme der Kaffeehausexplosion, wo elf Frauen, fünf Kinder und zweiundzwanzig Männer in Stücke gerissen wurden, nicht gelungen, da ein Bombensplitter in den Photographenkasten schlug.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Brennende Liebe.

„Inschallah baschûfak an karîb, ya ehadidi!“ (Hoffentlich sehe ich Dich in kurzem wieder, o Geliebter) sagte Herzensdieb zum Leutnant Friß, als sie mit selbstopfernder Bereitwilligkeit seinen Befehl ausführend, sich auf den Weg zu der Kochstätte machte, der das Automobil sich so weit wie möglich genähert hatte. Da die Gegend in den ausgewählten Betten sommertrockener Flüsse Schlupfwinkel in Fülle bot, wählte der Leutnant einen schluchtartigen Erdeinschnitt, worin das Automobil genügenden Versteck fand.

„Di elli barido,“ (Das wünsche ich Dir) antwortete der Leutnant und half Herzensdieb zum Automobil hinaus, die hurtig davoneilend, bald um die Ecke verschwunden war. Bierlich wand sie sich durch die stacheligen Kaktuspflanzen, Aloë und Kasuarinen, die dem Sande entsproßten.

„Herr Leutnant,“ sagte Emma stolz,*) „finden Sie es passend, in Gegenwart einer Dame, mit einer Niedrigerstehenden sich in fremden Sprachen zu unterhalten, von denen ich jedoch so viel weiß, daß der Gebildete sie nicht in den Mund nimmt?“

„Ob das arme Ding wohl wiederkommt?“ sprach der Leutnant nachdenklich. „Aber sie ist schlau und gewandt wie eine Schlange. Augenlieb war ebenso.“

„Herr Leutnant, eine Frage: Wie standen Sie mit diesen Kreaturen?“

„Hm!“ erwiderte der Leutnant, „so allgemein orientalisches.“

„Sie weichen aus!“ warf Emma mit Entschiedenheit hin. „Wie war es im Harem?“

„Nun, gethan wurde nichts und davon auch noch so wenig wie möglich.“

„Haben Sie sich keine Vorwürfe zu machen?“

„Ich mir? — Nie!“

Emma richtete sich in ihrer ganzen Größe auf. Wie eine

*) Natürlich im edelsten Sinne.

Pythia hob sie sich gegen den dunklen Grund der Erdschlucht ab, schön und ergreifend zugleich, ganz geschaffen dazu, um **Sünder** zu erschüttern und Verstockten an das Innere zu pochen.

„Leutnant Fritz!“ begann sie mit maria Stuart gleichem Organe, langsam und leise (später anschwellend, feierlich), „so weit sind wir nun gekommen. Fern von den heimathlichen Benaten an dem grünen Strand der Spree muß ich erkennen, daß derjenige, dem ich nächst meinem Gatten (Emma wurde bei diesem Worte hochdramatisch) in meinem Herzen **die meiste Sympathie** bewahre, diesen Platz nicht verdient. Ja, Leutnant Fritz, haben wir nicht die größten Gefahren zusammen überstanden? Haben wir nicht bange Wochen in der Wuhlhaide verbracht, um den **Verfolgungen** zu entgehen; sind wir nicht zusammen geflohen, vom Schicksal in allen Tonarten auf das Grausamste bedrängt? (Hier machte Emma eine Pause und fing sehr sanft an, um nachher bei den verhaltenen Thränen nicht zu laut werden zu müssen.) Doch wozu diese Erinnerungen? Sie sind dahin wie die Gelübde. O, wie selig war ich, als ein, wenn auch nicht ganz, so doch ziemlich unverdorbenes Leutnantsherz sich mir in ewiger Schwesterliebe weihte!! Ja, liebe Fritz (Emma weinte jetzt wirklich), da glaubte ich, die goldene Urzeit sei wiedergekommen, wo **Unschuld** herrschte und daß **Zugend** kein leerer Wahn mehr sei, sondern sich — unerschütterlich über Laster triumphirend — **auf die Dauer halten werde**. Doch das wäre zu schön gewesen, das hat nicht sollen sein. Nein, es sollte nicht sein. Anstatt seinen Stolz darin zu suchen, dem Gelübde treuester Schwesterliebe auf das Pünktlichste nachzukommen, indem man jegliche, **selbst die höchste Achtung** vor ihr hegt und sich nicht das Geringste zu schulden kommen läßt, setzt man sich herab durch Einlassen mit weit unter ihm Stehenden. Darum sage ich, **Sie** zu Ihnen, Herr Leutnant Fritz die Du mir einst in lauterster Anständigkeit die theure Friederike warst“

Emma konnte nicht weiter. **Ueberwältigt** von der Bewegung ihres Seelenlebens, sank sie auf den Sitz des Automobils. Blässe bedeckte ihre Wangen, der Glanz ihrer Augen erlosch . . . sie glich einer Sterbenden.

„Emma, Emma!“ rief der Leutnant und eilte, ihr Hilfe zu bringen. Aber womit konnte er die erschlaffenden Lebensgeister auffrischen? Da war kein Nieschälz, nicht einmal ein Trunk einfachen Wassers, von Selters mit Himbeereffig ganz abgesehen. Ihm blieb nichts übrig, als ihre erkaltenden Hände in seine lebenswarmen zu nehmen, ihre marmorkühlen Wangen zu streicheln und sie mit schmeichelnden Rosenamen zu rufen, damit die Seele auf dem Wege nach dem finstern Thor der ewigen Nacht Halt mache und zu den sonnigen Gefilden des Daseins umkehre. Er nahm sein Taschenmesser und schnitt das sie beengende Korsett auf.

„Erwache!“ rief er und begann die Leblose zu massiren, da ihm einfiel, daß Massage für Alles gut sei und jetzt auch an der Berliner Universität gelehrt werde, seitdem Virchow nichts mehr gegen sie einwenden kann.

Sein Bemühen blieb nicht ohne Erfolg. Obgleich er sie nicht vom medizinischen Standpunkt aus gelernt hatte, fand er doch gewissermaßen aus Naturheilinstinkt die richtigen Griffe und gewahrte zu seiner Freude, wie aus der kalten Emma allmählig eine warme wurde.

Aber auch ihm wurde warm, waren es doch die göttimengleichen Formen der von ihm heiß begehrten Emma, deren Blutumlauf er durch drücken, klopfen, walken, kneten, streichen und knautschen wieder ins Strömen brachte.

Noch öffnete sie ihre Augen nicht, so sehr der Leutnant auch massirte. Wohl hob sich ihr Busen, wenn der Leutnant ihn sanft drückend niedergesenkt hatte, allein die Athmung funktionirte noch immer nicht regelmäßig.

Endlich umspielte ein leichtes Lächeln ihre Lippen.

„Süß erbebt mir ihr blühender Mund,“ sprach der Leutnant. „Erwache! Erwache!“

Da Emma noch bewusstlos blieb, rief er: „Sie hört mich nicht. Ein Klüßchen in Ehren, kann Niemand verwehren und sollt' ich auch sterbend vergeh'n.“ Und ohne weiter um Erlaubniß zu fragen, neigte er sich über Emma und drückte ihr einen eben so langen wie festen Kuß auf die schwellenden Rosenlippen.

Jetzt aber kam Emma zu sich.

Sie richtete sich auf. „O Himmel!“ rief sie. „Was ist geschehen? Unseliger Leutnant, hatten Sie keine Achtung vor meiner Ohnmacht, daß Sie es wagten, den Zustand meiner Hilflosigkeit zu benutzen, mir einen Kuß zu rauben? Hatten Sie keine Furcht?“

„Nein,“ entgegnete der Leutnant, „das Fürchten habe ich nicht gelernt, aber, o Emma, laß mich Dir gestehen, hier im innersten Afrika, angesichts des Todes — denn waffenlos fielen wir in Feindes Land — daß ich Dich liebe . . . liebe . . . liebe!“

Händeringend wandte Emma sich ab. „Wehe!“ rief sie, „wehe! Weißt Du, Verblendeter, nicht, daß ich verheirathet bin?“

„Ich weiß es,“ erwiderte der Leutnant, „aber was geht das uns an, hier im wilden Welttheil, wo das bürgerliche Gesetzbuch keine Gültigkeit hat?“*) Emma, Deine Schönheit erfüllt mein Inneres mit sprühender Gluth; jetzt lösche den Brand, den Du in mir entzündet hast. Es braust mein Blut. Sei mein!“

Bei diesen leidenschaftlichen Worten breitete er die Arme aus, Emma zu umfassen. Emma zog in diesem Augenblicke einen Gegenstand aus den Falten ihres Gewandes, den sie dem Leutnant entgegenhielt, der mit einem Schreckruf des Grauens zurückwich.

War es ein Dolch, womit Emma drohte?

Oder ein **Revolver**?

Oder eine Flasche mit **Bitriolöl**, das wieder recht in Aufnahme ist?

Nein, nichts von allen solchen Tödtlichkeiten, sondern was sie ihm zur Abwehr entgegenstreckte, das war der wachsbleiche Unterkiefer Szmoltopski's, den sie stets bei sich trug und der sie immerwährend an den Gatten mahnte und an ihre Pflicht, ihm dies unentbehrliche Organ wieder zuzustellen, sobald es ohne Gefährdung geschehen konnte. Aber jetzt, auf der Flucht vor den Jesuiten, war sie von der Lösung dieser Aufgabe weiter entfernt als je.

*) Dies ist zwar juristisch, aber keineswegs gut zu heißen.

Doch der Leutnant schüttelte das Grauen vor dem zähnefleischenden Kiefer schleimig ab. „Und wenn ich zu Grunde gehe, Du mußt mir angehören!“ rief er. „Ich habe Unfägliches in Deiner Nähe gelitten von Deiner Eiseskälte gegen mich; nun will ich Deine lebensheiße Schönheit genießen, wie ein Polarreisender, dem nach zwei Jahren Nordpol zum ersten Male wieder warme Pfannkuchen vorgesetzt werden.“

„Welch ein Vergleich!“ bemerkte Emma verlezt.

„Du siehst, wie meine Gefühle durcheinander wirbeln,“ entgegnete der Leutnant. „Mir ist jetzt Alles einerlei, Du mußt und sollst die Meine werden.“ Und mit donnernder Stimme rief er: „Hab' ich den ganzen Harem bezwungen, werde ich auch Dich bezwingen!“

Emma stieß einen Schrei aus. Ihre Augen verglasten sich wie gebrochen. Er, der Freund, der ihr Schutz sein sollte, sie vor Gefahren zu bewahren, stand vor ihr als ihr größter Feind, wie ein Wilder, der nicht nur nach ihrem Leben trachtete, sondern der auch ihr höchstes Kleinod, ihre Tugend, bedrohte.

Aber zugleich flammte in ihrem tiefsten Herzen das Bewußtsein ihrer so sorgsam unterdrückten Liebe zum Leutnant auf. Ja, sie liebte ihn, das empfand sie, als der Leutnant im Rausche ungebändigster Sinnenlust ihr die brutale Thatsache entgegenschleuderte, daß er den ganzen Harem bezwungen. Schon während seiner verdächtigen Leutseligkeit gegen Herzensdieb und Augenlieb spürte sie, wie die Kohlen der Eifersucht bei ihr ins Glimmen geriethen, deren gepreßte Stacheln sich nun in jenem Schrei Luft machten, der durch die Dede Mittelafrika's gellte.

Doch nicht Angst und Bangen allein sprachen aus ihren Blicken, sondern auch Liebe leuchtete aus ihnen hervor.

Der Leutnant erkannte das Morgenroth der Liebe mit jener Kennerschaft, die er sich durch fleißige anthropologische Studien im Harem erworben hatte.

„O Du, Du!“ rief er. „Angebetetes Weib, die Stunde der Seligkeit hat geschlagen. Heil dem Tag, der Dich gebar . . . die Wonne winkt . . . versinken . . . ertrinken . . . unbewußt . . . höchste Lust!“

„Ach!“ seufzte Emma, ihrer selbst kaum mehr mächtig und ließ den Unterkiefer fallen, den sie bisher wie einen Talisman vor sich hin gehalten, und ihr Körper erbehte in prickelnden Bitterungen wonnigster Liebesvorahnung.

„O Emma, Emma!“ rief der Leutnant, „wie bist Du schön.“ Er umkrampfte die Webende mit muskulösen Männerarmen und bedeckte ihr sanft erglühendes Antlitz mit wahnwitzigen Küssen.

„Herr Leutnant,“ brachte Emma mühsam hervor, „Herr Leutnant, sind Sie bei Trost?“

„Aber sehr!“ keuchte er in liebesathmendem Ringen. „O Emma, sei süß; sei süß, Emma, sei süß!“

Da sprach Emma in gewaltiger Selbstbeherrschung mit unnachahmlicher Bornehmheit: „Herr Leutnant, scheiniren Sie sich doch; es kommt wer.“

Und so war es auch.

„Halloh . . . Halloh!“ ertönte es von Weitem.

„Halloh!“ rief Emma mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte. Schon fühlte sie sich den stürmischen Angriffen des Sieges-sicheren unterliegen, denn, ach, sie war ein Weib . . . ein Weib zum Lieben geschaffen, dessen Herz durch lange Entbehrung durstig nach Beweisen aufrichtiger Zärtlichkeit geworden war. Wohl besaß sie den vorzüglich erhaltenen Kiefer, aber war der todte Knochen ein irgendwie genügender Ersatz für den lebensfrischen Gatten, der nicht wußte, mit welcher Heftigkeit sie ihm momentan treu war, der womöglich in diesem nämlichen Augenblicke wieder einmal im Begriffe stand, rückfällig zu werden? Und wenn er sie hinterging, wer in der ganzen civilisirten Welt konnte Emma hindern, an ihm Vergeltung zu üben, indem sie mit dem bildhübschen Leutnant Fritz, der übrigens in seiner tadellos sitzenden neuen Uniform und in der Aufregung kühnsten Liebestaumels geradezu hinriß, einen mißerlegten Kopfsprung in das Meer des wildesten Ringsumlichvergeßens wagte?

Doch Eins hielt sie mit überirdischer Kraft vor solchem Fehltritt ab, nämlich der Eid, den sie einst ihrem Mütterlein

auf dem Sterbebette geschworen hatte, stets ihre Tugend zu schonen.

Und näher tönte es: **Halloh!**

Nun hörten sie Naheende und siehe da: Herzensdieb kam angetänzelt wie eine muntere Gazelle und neben ihr schritt Jemand leichtfüßig und behende wie ein Heuspringer mit eben so dünnen Beinen und Armen.

„Ya sadi, binbasch schirak!“ (O Herr, ich bringe Dir gute Nachricht) rief Herzensdieb fröhlich und ließ den trillernden Zauchzer erschallen, der bei den Frauen des Orients als Zeichen höchster Freude gilt, das bekannte Hallelujah. Ihr Begleiter aber blieb wie im Traume verloren stehen und rief nur das eine Wort: **„Emma!“**

Emma erkannte ihn nicht gleich. Dann aber ersah sie in ihm, trotz der Abmagerung und der entstellenden Leiden, den Gespielen ihrer Jugend vom Koppenplatz — und schamhaft ihren Busen mit dem vom Leutnant zerschnittenen Korsett bedeckend, jubelte sie: **„Nordhäuser! Nordhäuser!“**

Und er war es in der That.

Fünfundvierzigtes Kapitel.

Das künstliche Mibi.

„Sie haben es brillant getroffen,“ sagte die Moldemolde zum Grafen, „denn heute begehen wir das glänzende Jubiläum der funfzehnten Deklamation eines Gedichtes, gesprochen von der Verfasserin.“

„Sonst wartet man doch bis funfzig oder hundert mit derartigen Feiern,“ warf der Graf ein.

„Früher! Jetzt muß man sich eilen, sonst wechselt die Mode, ehe die Künstler zu ihrem Jubiläum kommen. Bei Sachen, die gar nicht gehen und bei Geistern, die mit aller Anstrengung nicht hoch zu bringen sind, halten wir eine fünfte Wiederholung schon für jubiläumskreif. Aber es müssen Leute von unserem Anhang sein. Die Andern schweigen wir todt.“

„Das beste Mittel zur Hebung der Künste,“ sagte der Graf. „Vorher werden praktische Uebungen in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung abgehalten, woran Herren von höchster Distinktion theilnehmen. Dann Vorstellung im Antimusenfaal, dann ein feines Souper im Saale der Fünf Welttheile und zum Schluß ein neuroelektrisches Divertissement von unserem exzellenten zukünftigen Professor Moskollow erfunden.“

„A la Isidora Duncan,“ fragte Szmoltopski, leicht mit den Lippen schnalzend, „mit ohne Gaze?“

„Ueberwundener Standpunkt,“ entgegnete die Koldemolde geringschätzend. „Bei den Damen unseres Moskollow tanzt nur die Seele, deren Kostüm der Körper ist. Moskollow reizt die im Gehirn domicilierende Seele durch in den Schädel hineingetriebene elektrische Polnadeln zu rythmischen Bewegungen, und wenn die Seele hüpfet, muß der Körper mithüpfen . . . nun, Sie werden ja sehen, welch' ein Zauber in diesen Tänzen liegt, dem selbst älteste Greise sich nicht zu entziehen vermögen, wie weit auch das Ballet bereits hinter ihnen liegen mag.“

„Und dann?“ fragte Szmoltopski.

„Wird der Abschiedspunsch gereicht und heimwärts gegangen. Sie aber verweilen hier, bis **Gras über den Mord gewachsen** ist. Außerdem habe ich mit Ihnen zu sprechen. Doch nun zur Schaffung Ihres Alibis.“

Die Koldemolde öffnete die Thür zu einem Kabinet, dessen Tapete mit geometrischen Figuren und mathematischen Formeln bemalt worden war. Dort saßen an einem grün überzogenen Tische mehrere Herren in tadellosem Abendanzuge so eifrig beschäftigt, daß sie die Eintretenden kaum beachteten.

„Aha!“ sagte Szmoltopski, „hier wird ein kleines Bänkchen aufgelegt.“

„Sie irren sich,“ sprach die Koldemolde scharf, „Hazardspiele würde ich als verboten (**wie alles Verbotene**) in meinem Hause unter keinen Umständen dulden. Das, was Sie hier sehen, sind wissenschaftliche Versuche, die Theorie der Wahrscheinlichkeits-Rechnung auf ihren praktischen Werth zu prüfen, Studien von exorbitanter Wissenschaftlichkeit, die nicht nur nicht zu ver-

bieten, sondern von Regierungen zu unterstützen sind, damit fleißige Salonerexperimente unanfechtbare wissenschaftliche Grundlagen für die großen staatlichen Lotterien liefern, so daß diese als auf Wissenschaft basierend nicht mehr von altmodisch denkenden Abgeordneten angefochten werden können.“

„Bewunderungswürdig!“ rief Szmoltopski. „Ich bin stets der Meinung gewesen: ohne Feu und ohne Liebe ist das Leben unvollkommen wie ein Diner ohne Sekt.“

Die Moldemolde stellte vor: „Graf Szmoltopski!“

Die Herren erhoben sich: es waren Grafen, Barone, Geheime und ungeheime Kommerzienräthe, Bankiers, Professoren in gesetztem Alter. Sie luden Szmoltopski ein, an den Wahrscheinlichkeitsexperimenten theilzunehmen, worauf dieser hoch erfreut einging, da er hierbei entweder verdächtige Scheine loswerden oder unverdächtiges Gold erwerben konnte.

„Bitte nach der Uhr zu sehen,“ sagte die Moldemolde.

„Acht ein Viertel!“ antworteten die Herren einstimmig.

Szmoltopski wollte rufen: „es muß später sein, denn acht schlug die Uhr, als ich von der Siegesallee in jenen Seitenweg einbog . . .“ aber ein verbotender Blick der Geheimrätthin hieß ihn schweigen. Er verstand sie. Durch die magnetopathische Hauptuhr waren sämtliche Nebenuhren in dem Pensionat, also auch die Taschenuhren zurückgestellt. Wenn es verlangt wurde, konnten alle die hochangesehenen Herren beeidigen, daß Graf Szmoltopski schon um acht Uhr in der Mauerstraße und unmöglich um die gleiche Zeit im Thiergarten gewesen war.

„Lieber Direktor,“ sagte hierauf die Moldemolde zu einem der Herren, „der Graf wünscht in Ihr Etablissement als Volontär einzutreten . . .“

„Wenn Sie es wünschen . . .“ antwortete er sehr zögernd.

„Ich wünsche es,“ sagte die Geheimrätthin mit starkem Tone.

„Wird uns und dem Etablissement eine Ehre sein,“ erwiderte der Direktor und setzte sich wieder zu den Experimenten.

Szmoltopski hatte Lust, es ebenso zu machen, aber die Moldemolde legte ihren Arm in den seinen, und als Kavaliere mußte er sie führen, wohin sie wollte.

Nachdem sie die Herren verlassen, betraten sie ein kostiges, kleines Gemach, dessen mit Rosaseide bezogene Wände ebenso liebeslauschig waren, wie die mattblau angehauchten schwellenden Polstermöbel.

„Das Buon retiro Gefühlvoller,“ sagte die Koldemolde erklärend. „Auch der ‚Verlobungswinkel‘ genannt.“

„Sehr schön und sehr verlockend,“ entgegnete der Graf. „Aber, meine Gnädigste, wer ist der Herr Direktor, in dessen Etablissement mir garnicht einfällt einzutreten.“

„Sie werden Bolontär,“ lächelte die Geheimrätthin. „Es wird dort unter Anderem auch ein rauchloses Pulver für Unterseeengeschosse hergestellt, dessen Fabrikation Sie ablauschen und mir mittheilen werden.“

„Ich ein Staatsverfahren verrathen?“

„Sie **werden!**“ sagte die Koldemolde schonungslos.

„Nein!“

„Ja! . . . Weigern Sie sich, kostet es mich nur ein Wort und man weiß, wer der Mörder im Thiergarten ist.“

„Ha!“ rief Szmoltopski, sich verfärbend. „Ich sehe, ich bin in Ihrer Hand. Aber eine Frage: aus welcher Kraft üben Sie auch über jene Herren solche Gewalt aus; es sind doch große und berühmte Männer darunter.“

Die Koldemolde lächelte spitz: „Große Männer haben kleine Schwächen und berühmte Leute haben unberühmte Neigungen. Ich bin im Besitze ihrer persönlichen Geheimnisse, ich halte sie am Zügel alle, alle . . . wie auch Sie, mein Herr Graf.“

„Ich bin gefangen und gefesselt!“ gestand Szmoltopski tonlos.

Die Koldemolde lachte spöttisch. „Sie sind der erste nicht. Doch seien Sie heiter. Sie haben Ihr Alibi. Das ist vorläufig genug, und bald beginnen die Vorträge. Die Räume füllen sich; kommen Sie, ich werde Sie bekannt machen.“

Aus den Sählngen des Bösen.

Es ward Iwan Schulz nicht leicht, mit ehrlicher Arbeit soweit zu gelangen, daß er seinen Unterhalt verdiente, und wenn er auch statt des echten Bieres sich nur an Festtagen eine Weiße gömte, so mußten er und seine Mutter doch oft gemug darben. Aber sie sahen Beide vertrauensvoll in die Zukunft, die Wimmelmayr aus angeborener Gedankenlosigkeit, Iwan, weil er sich sagte: wenn die neue Richtung nichts nuzt, kehre ich reumüthig zu der alten zurück. So machten es alle Sezessionisten wie er sah, selbst die unentwegtesten.

Bestärkt im Ausharren wurde er durch ein sehr trübes Ereigniß. Mühsam hatte er sich alle Nachschlüssel verschafft, die zu den Gelassen der Leipziger Bank paßten, ja er hatte sogar Nordhäuser als Skelettmenschen zum Einschlängeln in die Kellerfenster engagirt, er war vorbereitet wie selten: da macht das angesehene Institut in überraschendster Weise bankrott.

Als gelernter Fachmann überlegte Numero Eins: In verfrachte Banken einbrechen, das hieße armen Leuten das Brot stehlen.

Der wahre Weise überlegt dreimal, was er thun soll und dann läßt er es.

Als einen Hemmschuh empfand er die enge Verbrüderung mit Pagels, Schiel-August und Hink-Ede. Wie konnte er sich von diesen gemeinen Subjekten befreien, die ihm wie die Kettenfugeln eines Galeerensträflings anhängen und ihn immer wieder in den Sumpf der Missethat hinabzogen?

Denn Iwan Schulz war im Grunde seines Charakters ein edler Mensch, der wie ein Barometer, wohl fallen, sich aber nie erniedrigen kann.

Hatte Hink-Ede nicht einmal einem Gensdarm, der ihn fassen wollte, mit einer Beißzange den Daumen zerquetscht?

Hatte Pagels nicht einmal einem Nachtwächter, der ihn ertappte, Schnupftabak in die Augen gesireut, daß dieser nächstelang ziffernblind war und stets falsche Stunden ausrief?

Hatte Schiel-August, indem er einmal vor Gericht den wilden Mann markirte, nicht öffentlich erklärt, der Staatsanwalt ginge noch über die allmächtige Allwissenheit?*)

Nein, mit solchen Verderblichen und im **Verbrecheralbum** angeschriebenen Böfewichtern durfte er nicht weiter verkehren, wenn er nicht jede Hoffnung selbst auf die kleinste Anwärterstelle oder sonstige staatliche Karriere aufgeben wollte. Und lag ihm nicht die Pflicht ob, seine Mutter zu ernähren, die durch ihn als ihren nichtzahlenden Chambregarnisten um ihr Brot kam?

Freilich half sie redlich mit, die äußerste Noth abzuwehren, da sie durch ihre lange Praxis als Vermietherin auf den Gerichtsvollzieher dressirt war. Allein wie lange?

Darum faßte er den Entschluß: los von den Schuften!

Zum Glück war ihm das viel angezeigte amerikanische Buch über Hypnotismus in die Hände gerathen, daß er, ohne immer wieder zwanzig Mark für Neubelehrung an die „wissenschaftliche Gesellschaft in New-York“ einzusenden, schon nach vierzehn Tagen die drei Gesellen in magnetischen Schlaf (siehe die nebenstehende Abbildung) mit nachwirkender Suggestion zu versehen vermochte.

Als er sie so weit hatte, suggerirte er ihnen, in der Nacht vom Zwölften auf den Dreizehnten, genau um 2,30 Uhr in ein Fenster zu steigen und zu rauben. Dann kaufte er ihnen von dem Verfaßgeld einer seiner goldenen Pathenbecher aus früherer Geschäftszeit, drei Fahrkarten Dritter mit dem 11,45 Nachtzuge nach Magdeburg.

Als die drei Kanailleu nun in hypnotischem Dämmerzustand um 2,30 in ein Haus einzusteigen vermeinten, stiegen sie aus dem Coupéfenster hinaus und zwar gerade, als der Zug langsam auf der großen Brücke über die Elbe fuhr.

Sie taumelten aus der Höhe in den angeschwollenen Fluß, erst Hink-Ede, dann Bagels, dann Schiel-August, der

*) Wurde freigesprochen, weil er sich vermaß, den Beweis der Wahrheit anzutreten, was selbstverständlich als unzweifelhafter Irrsinn, ein für beide Theile günstiges Resultat ergeben mußte.

Schiel-August, Sink-Ede und Vagels
in hypnotischem Zustande.



Liebhaver-Photographie aus der Lauben-Kolonie.

während des Fallens erwachte und gräulich verquer blickend einen Schrei der Verzweiflung ausstieß. Dieser Schrei war das Letzte, was von ihnen vernommen wurde.

Frei athmend, wie aus den Schlingen des Höllenfürsten gelöst, vollendete Iwan Schulz sein Buch, für das er einen behende druckenden Verleger ausbaldowerte.

Es erschien elegant ausgestattet auf holzfreiem Papier als ein volkstümliches Werk, das, allgemein verständlich, unentbehrlich für Jedermann, in keinem Haushalte, in keiner Familie fehlen dürfe. Eindringlicher konnte es nicht angepriesen werden.

Aber Käufer wollten sich nicht einstellen. Es gingen kaum sechzig Exemplare ab und diese nur an Gelehrte, die sich wissenschaftlich mit der Theorie des Gegenstandes beschäftigen und an einige Fachliebhaber. Die Masse versagte vollständig, und der Verleger schloß das Verlustkonto bereits ab.

Iwan Schulz, die ewige Gerechtigkeit anklagend, jegliche

ehrlische Arbeit verfluchend, wollte schon sein altes Einbrechergewerbe wieder aufnehmen — selbst die Mutter war über den Mißerfolg derart ergrimmt, daß sie, um sich an der Lauheit des Publikums zu rächen, förmlich auf **Dachstuhl- und Kellerbrände** brannte — da trat eine Wendung zum Besseren und **Besten** ein.

Doch um dem Leser die Vorfreude auf dies frohe Ereigniß nicht zu schmälern müssen wir dies Kapitel hier schließen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Prediger in der Wüste.

Welch ein Wiedersehen zwischen Emma und Nordhäuser! Kein Pinsel kann es malen, seine Farben sind zu matt, kein Sänger kann es singen, seine Harfe hat nicht genug Saiten.

Schon wollte Nordhäuser Emma in seine verlangenden Arme schließen und sie ihn in die ihrigen, denn, ach, auch in dem Herzen dieses sittlichen Sohnes einer durchaus sittenreinen Destille vom Koppenplatz knospete die Liebe zu Emma, die sorgsam verhehlte, als der Leutnant Nordhäuser mit größter Exercierplatzstimme anschrte: „Herr, was fällt Ihnen ein?“ und ihn am Kragen fassend, einige Meter von Emma abrückte. „Sie werden ja unverschämt, Sie Affe!“

Mit der Treuherzigkeit unbescholtenen Gemüthes blickte Nordhäuser ihn an und sprach: „Sie verkennen mich, Herr Leutnant; es ist mehr Freundschaft, als daß ich durch Berührung die engelgleiche Tugendhaftigkeit dieses, ach, nur allzu schönen Wesens trüben möchte. Wie wohl wäre ich im Stande, eine solche Perle der Schöpfung auch nur in Gedanken zu verunehren? Wer solche Schuld auf sich lüde, dem wäre besser, er läge unter einem Mühlstein als auf ihm.“

„Aber wenn man liebt?“ wandte der Leutnant ein, der sich durch die Worte getroffen fühlte.

„Man muß prüfen, ob es Liebe ist oder Lust. Die erstere entsagt, der letzteren muß man entsagen.“

„Entsagen?“ rief der Leutnant. „Entsagen, wenn man mit allen Sinnen liebt? Wie kann man das?“

„Es geht,“ erwiderte Nordhäuser. „Da einsiedelte hier in Afrika der heilige Antonius, den versuchte der Teufel in den schönsten Frauengestalten,*) aber er wälzte sich im Schnee, seine Blüthen zu fühlen . . .“

„Blödsinn! Hier giebt es nie Schnee!“ unterbrach ihn der Leutnant.

„Er warf sich auch in Dornengesträuch, um seine Leidenschaft zu bemeistern. Und, o Herr Leutnant, sehen Sie hier diesen Igel-Kaktus, wenn Sie sich darauf setzen wollten, würden Sie gewiß Ihr sündiges Verlangen dämpfen, indem Sie Ihr irdisches Theil kasteien.“

Emma's schönen Augen entströmten Thränen der Rührung, als sie ihren einstigen Gespielen so erbaulich reden hörte. Aber durch den sanften Schmerz verklärt, ward sie so unerhört thaufriech, so wunderschön, daß der Leutnant von zehnfach gesteigertem Verlangen durchfeuert wurde.

„Denken Sie an Ihr besseres Theil,“ mahnte Nordhäuser und deutete auf einen besonders großen Igel-Kaktus hin.

„Und Sie an das Ihrige!“ schrie ihn der Leutnant aufgebracht an. Dabei packte er Nordhäuser und drückte ihn mit Macht auf den Kaktus nieder, dessen nadelscharfe Stacheln dem Armen in das bischen Muskulatur drangen, das ihm die niederträchtige Behandlung in Kimberley noch gelassen hatte.

„Herr Leutnant!“ rief Emma hochnobel, „wenn Sie so etwas thun, mag ich Sie garnicht mehr leiden.“

„Du verwendest Dich noch für den Kerl?“ entgegnete der Leutnant, wüthend durch Eifersucht, Liebe, Tropenkoller, Entbehrung, Aufregung . . . „Das Spinngebein schlage ich todt.“ Schon irrten seine Blicke suchend nach einem geeigneten mordfähigen Gegenstand, da stellte Emma sich schützend vor Nordhäuser.

„Tödt' erst seine Gespielin!“ rief sie mit höchstem Ausdruck. Es entstand eine ängstliche Pause. Herzensdieb bohrte

*) Die selbstverständlich nichts gegen Emma waren.

wie der Strauß ihren Kopf in den Sand, um das Gräßliche nicht zu sehen . . . da . . . da pustete es deutlich . . . und deutlicher . . . und immer deutlicher: Töff — töff — töff . . .

„Gerettet!“ rief Emma. „O namenlose Freude! Gerettet!“

„Nein, nein!“ schrie Herzensdieb, „wir sind verloren. Es ist das Automobil des Sultans; der Wind steht auf uns zu . . . es ist kein reiner Benzingeruch . . . es ist . . . Rosenöl dabei. Nur der Sultan selber fährt mit einem Schuß Rosenöl zum Benzin, nur er allein. Er wird uns in Stücke zerfleischen, uns Alle!“

Da flog etwas großes Rundes über sie hinweg.

„Was ist das?“ fragte der Leutnant.

„Der lenkbare Luftballon,“ erklärte Nordhäuser verächtlich von seinem Schmerzenssitz. „Drei der Diamanten-Könige bauten ihn in Kimberley. Mich nahmen sie wegen meiner Leichtigkeit als Diener mit und zur Unterhaltung zwei Kunstmacher (siehe das nebenstehende Bild). Ach, nur für vielfache Millionäre ist Luftsport und Schnellverkehr. Mich setzten sie mit etwas aufzuwärmender Speise ab, um ohne Zeugen Diamantfelder zu hiffen. Nun lassen sie mich im Stich, damit ich nicht verathe, wo ihre neuen Quellen unermeßlichen Reichthums liegen.“

„Hoffentlich auf deutschem Gebiet!“ sagte der Leutnant.

„Das ändert nichts. Die Engländer tauschen sie uns doch ab, die wissen sie schon in ihre Hände zu bringen,“ entgegnete Nordhäuser mit stiller, durch Erfahrung gekräftigter Ergebung.

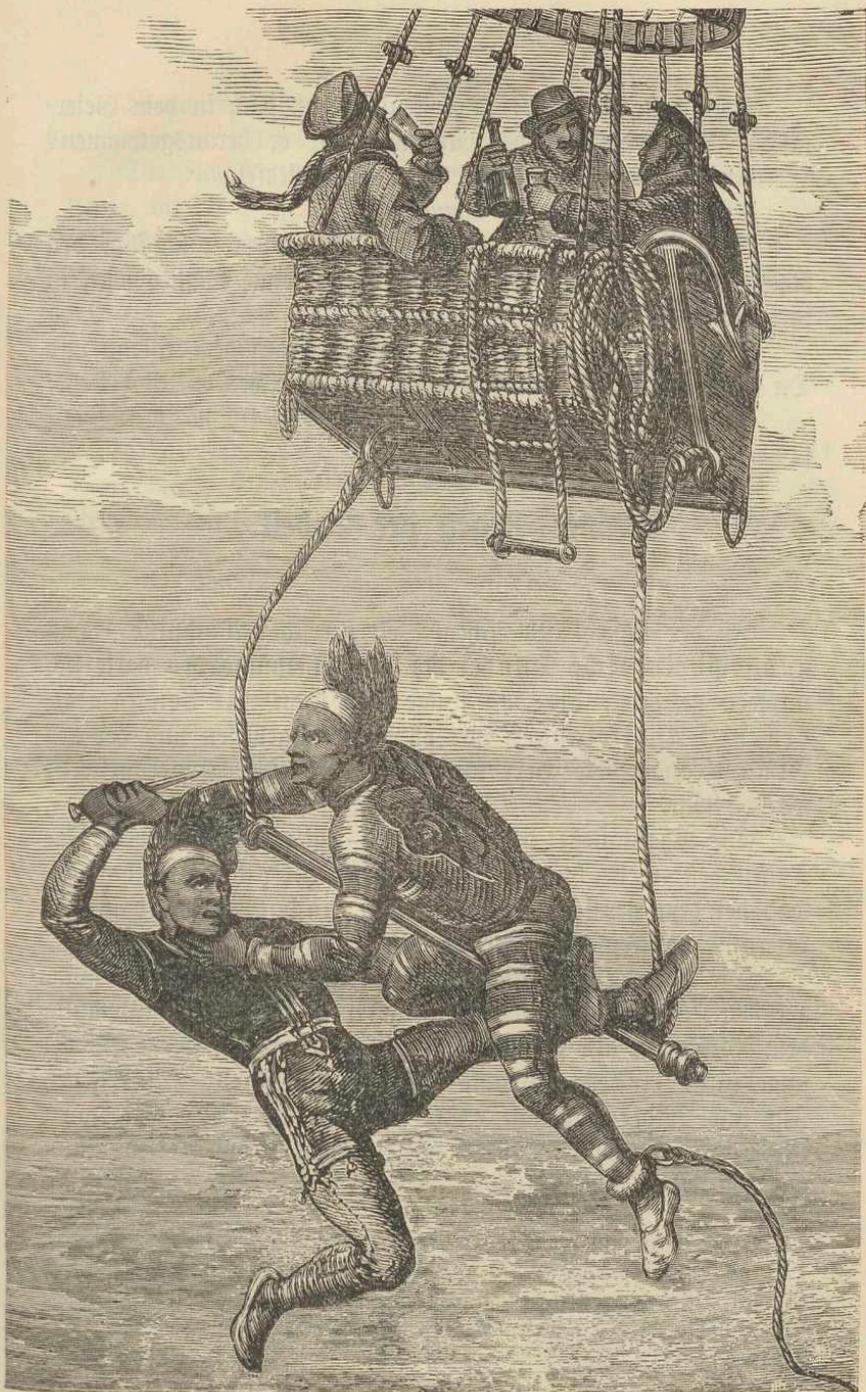
„Und was haben wir davon als Gegenleistung?“ fragte der Leutnant.

„Das Nachsehen!“ seufzte der Dulder auf dem Kaktus.

„Jawohl!“ sagte Emma, dem in den Wolken verschwindenden Ballon nachschauend und sprach in trüber Vorahnung nahenden Mißgeschickes:

„Eilendes Luftschiff, Segler der Lüfte,
Wer in dir säße, wer mit dir schiffte!
Grüße mir freundlich mein Spree-Athen!“

Denn auf dem Automobil raste die Rache mit Mordbegier in der Person des von ihnen so schmähsch hintergangenen Sultans heran.



Oder raste sie nicht? Der Sultan saß doch in dem Geierkäfig? Und wenn er los war, wie war er herausgekommen?

Nichts thürmt sich leichter auf als Räthsel.

Ach, und jede Flucht unmöglich.

Aber Nordhäuser! Wird die Blutwuth auch ihn, den Rechtlichen, der, wie man ihn auch besah, ohne Schuld war, in ihre Kreise ziehen?

Nein! Harre aus als guter Deutscher auf dem Saktus und Du wirst ein hohes und herrliches Ziel erreichen.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Der Segen der Arbeit.

In der ethisch=ästhetischen Welt herrschte Windstille. Das undurchdringliche Dunkel des **Doppelselbstmordes** hatte sich insofern gelichtet, als das junge Mädchen mit den sammtbraunen Aurenkelaugen nur ohnmächtig gewesen und der mit Eduard angeredete Herr nur leicht von einer Kugel gestreift worden war.

Die Phantasie*) des Reporters hatte möglicherweise die Thatsachen vielleicht ein wenig zu thatsächlich behandelt, was bei dem heutigen Preisringen nach Wahrheit in der Litteratur passiren kann und verständ- und verzeihlich ist.

Die fieberhafte Thätigkeit der Polizei hatte bedeutend nachgelassen (Puls 96; Temperatur 36,7) und näherte sich allmählig dem Normalen, als plötzlich ein Schlag wie aus heiterm Himmel ungeheures Aufsehen machte und in der Presse ein heftiges Für und Wider entfachte. Der Vertrieb nämlich von Swan Schulzen's Buch „Was muß man vom Einbrechen wissen“ war inhibiert!

*) Die Phantasie erscheint als etwas durchaus Verworrenes. Mancher z. B. hat gar keine, wogegen ein Anderer z. B. von Gelagen träumt und am Morgen mit einem voll ausgebildeten Kagenjammer aufwacht. Die Phantasie wäre deshalb unter die vielen neueren Lehrgegenstände für die Schule einzureihen.

Warum? wollte alle Welt erfahren.

Alle Welt wollte sich **selbst überzeugen**, warum?

Die Nachfrage nach dem Buch ward eine sich steigende. Leute, die es gelesen, fragten: weshalb ist es verboten? War vielleicht das Rezept zur Anfertigung von **Diebslichtern** aus der Hand eines Gehängten und dem Fett neugeborener Kinder anstößig? Das war undenkbar, denn es durfte in der geschichtlichen Einleitung nicht fehlen, glaubte man doch früher, daß kein Schläfer in einem Hause aufwache, so lange die Diebe solches Licht brennen ließen.

Historische Daten können unmöglich verboten werden? Dann wäre es besser, gleich alle Geschichte zu verbieten, was vielen Kindern mit unlustigem Gedächtniß gewiß sehr willkommen sein möchte.

Oder war es die Anleitung, Fensterscheiben mit Schmierseifenpapier zu beplastern, um beim Eindringen das Klirren zu verhüten?

Es war eben Alles in dem Buche enthalten, von den Anfangsgründen mit Dietrich und Stemmeisen bis zur **Schmelzung feuerfesterer Geldspinden** mit Sauerstoffgebläse oder Thermit, also bis zu den neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften.

Wagte man wissenschaftlich=technischen Fortschritt zu beschränken?

Das wäre unerhörtester Zwang gewesen.

Dem die Wissenschaft ist frei, man kann sie dem Einbrecher nicht vorenthalten. Er ist doch auch ein Staatsangehöriger und vor allen Dingen ein Mensch, der verdienen will. Nur keine Ausnahmegesetze!

Oder war es die Beschreibung der Schulz'schen neuen verstellbaren Brechstange, geistreich combinirt mit Schädelspalter, Augenschlißer, Schubkastenzieher und Uhrkettenknipser, daß diese möglicherweise einen bereits erteilten Patentschutz verletzten?

Man fragte vergebens.

Aber um so eifriger wurde das Buch gekauft. Zu Tausenden wurde es auswärts verlegt und unter dem Deck-

Titel: „Gingeständnisse, Bilder aus einer kleinen Garnison“, über die Grenze geschafft; kaum konnten genügend Exemplare hergestellt werden, obgleich die Schnellpressen sich heiß liefen. Das Publikum fiel darüber her wie die Lemminge.

Ein glänzendes Geschäft dies verbotene Buch.

Das Geschäft ist stets glänzend mit Schriften und Bühnenerzeugnissen, auf die eine unvorsichtige Regierung die Aufmerksamkeit des Publikums hinlenkt, um den Verfassern, Verlegern und Direktoren die kolossalen Summen zu ersparen, die dennoch nie eine so wirksame Reklame zu Stande brächten, wie ein rechtzeitiges, lästern machendes Verbot oder dito Sperre.

„Siehst Du, Mutter,“ sagte Iwan Schulz, „nun wird uns Staatshilfe! Auf ehrlicher Arbeit ruht Segen; gesegnet sei deshalb auch eine hohe Behörde, die so väterlich für uns sorgt. Ich schreibe mehr zum Verbieten. Du sollst sehen, wie das einbringt.“

Die Wittve Wimmelmayr kniete nieder und betete für fernere Erleuchtung der zensurlichen Bevormunder, denn nun hatte sie nicht mehr nöthig, sich mit dem Gerichtsvollzieher zu zanken, sondern lebte herrlich und in Freuden mit ihrem Sohne in einem reizenden Hause im Grunewald, das er sich von den Ueberschüssen an seinem Buche gekauft und

Billa „Veto“

getauft hatte.

Das Sonntagspublikum las wohl im Vorbeispazieren die goldene Inschrift am Giebel, hielt sie jedoch für den Hinweis auf ein hygienisches Patent-Volksstärkungsmittel, weil ihm die klassische Gymnasialbildung, um das Reden durch die Blume zu verstehen, durchschnittlich mangelte.

Wir aber wissen, daß hinter den werthvollen Stores wirklich **Glückliche** wohnen und verlassen hier in ihnen zwei der Staatsmaßregelung **ewig Dankbare**.

Solche sind selten.

Neunundvierzigtes Kapitel.

Liebe und Ehre.

Die Erwartung ist tausendmal martervoller als der tödtliche Streich selbst, haben Hingerichtete oft genug ver-sichert; man kann sich daher die Mengste vorstellen, mit denen unsere wehrlosen Freunde das allmälige Näherkommen des **feindlichen Automobils** beobachteten.

Herzensdieb wühlte ihr reizendes Köpfschen tiefer und tiefer in den Sand, der Leutnant fluchte, Nordhäuser litt ergebungsvoll auf seinem Peinsitz, Emma aber stand, wie schon so oft, ungebengt vom Schicksal in plastischer Bollendung, als wäre sie für eine Marmor-Allee bestellt und mit idealem Schwung sprach sie: „Meinethalben kann er kommen!“

Ob sie so fest auf ihre Schönheit vertraute?

Emma, Emma! können wir hier nur mahnend ausrufen, bedenke: wird die Wiege der Sicherheit übertrieben geschaukelt, dann kippt sie um!

Oder war sie der Welt überdrüssig, in der es so vieles giebt, was es überhaupt nicht geben sollte, daß sie zu sterben bereit war?

O Emma! rufen wir: Alles, nur das nicht. Verweile doch, Du bist so schön!

Wer aber ergündet die grundlosen Tiefen eines Damengemüths?

Das Automobil fuhr, von geübter Hand geleitet, in elegantem Bogen vor. Wer jedoch ausstieg, das war nicht der Sultan, sondern Menub-bel war es, sie selbst, leibhaftig, Menub-bel.

„Hurrah, Nubbelschel! Wie kommen Sie hier lang?“ fragte der Leutnant mit einer Intimität, die Emma in höchstem Grade mißfiel.

„Das möchtest Du wohl wissen, mein Junge?“ entgegnete sie lachend.

O, wie Emma dieses Lachen haßte. Es sagte ihr mehr,

als sie hätte erfahren mögen; es verrieth eine Vertraulichkeit zwischen dem Leutnant und dem Weibe aus der jüngst vergangenen Haremszeit, die sie mit Bitterkeit erfüllte. Emma konnte eben Alles vertragen, nur keine Abweichung von der Tugend.

„Ich wußte ja den Weg, den Ihr eingeschlagen,“ sprach Menub-bel, „und da sagte ich zu den Herren, ich wollte sie schon führen, wenn ich begnadigt würde . . .“

„Begnadigt? Von wem?“ fragte Emma.

„Von wem, mein Lämmchen? Von wem wohl anders als vom Sultan?“

„Haben den nicht die Leichengeier gefressen?“

„Wieso denn?“ entgegnete Menub-bel. „Denkt Euch: kaum waret Ihr auf und davon, als sich vor dem Kiosk der unerhörten Lebenswonnen der **Erdboden öffnete**, dem eine Anzahl Maskirter entstieg. Sie durchsuchten den Kiosk, den Garten und riefen: Sie ist weg. Sie ist verschwunden!“

„Man suchte mich?“ fragte Emma beunruhigt.

„Scheint so, Herzecken,“ entgegnete Menub-bel. „Hierauf ließen sie den goldenen Käfig aus der Sagopalme herab und den Sultan aus, der wuthschraubend in den Palast tockelte, dem ahnungslosen Ursurpator, der gerade Besitz vom Harem nahm, seinen Privattrahedolch in den Rücken stieß und sich wieder auf den Thron setzte. Dann begann das Blutbad. Wer nur irgend wie ein bißchen gepezt in der Palastrevolution, war des Todes; die Residenz watete drei Tage lang in Blut und die Geier litten so an Appetitlosigkeit, daß sie dem Hofthierarzt in Behandlung gegeben werden mußten.“

„Was verschrieb er ihnen?“ fragte der Leutnant, den die herrlichen Vögel stets interessirt hatten.

„So'ne Art Del,“ antwortete Menub-bel.

„Gewiß Ricinus!“ rief Nordhäuser von seinem Sitz aus, von dem er sich nur erst theilweise gelöst hatte.

„Unterbrechen Sie hier nicht fortwährend!“ schnauzte der Leutnant ihn an, der eine Pike wegen Emma auf ihn hatte.

„Wer aber waren die Verlarvten, die aus dem Untergrund hervorbrachen?“ fragte Emma mit bangem Vorgefühl.

„Sie sagen ja: Derwische,“ erwiderte Menub-bel. „Es hatten sich nämlich Pilger in der Balaststraße niedergelassen, Hadjis, die die Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten — gepriesen sei der Hochheilige — gemacht und geweihte Erde von Mekka mitgebracht hatten, die sie theuer verkauften. Reißenden Absatz fand die Erde, denn sie half gegen alle Gebrechen und war so wunderbar, daß sie nie abnahm. Je mehr sie davon verkauften, um so mehr war vorhanden. Ist das nicht wirklich ein Wunder vom Propheten? Sein Name sei gebenedeit.“

„Ha! Ha!“ lachte der Leutnant. „Es war die Erde aus dem Tunnel, den sie scharren. Netze Derwische.“

Emma erbleichte; sie schwankte.

„Emma, was ist?“ fragte der Leutnant besorgt.

„Nichts,“ seufzte sie ungekünstelt wie immer. „Nichts. Ach, ich wollte, ich läge in einem schönen Grabe mit einem Rosenbusch zu Häupten nebst einer Trauerweide, oben drin mit einer klagenden Turteltaube.“

„Aber, Emma, woher so herzbrechend melancholisch?“ fragte der Leutnant.

„Sie ist flau,“ meinte Menub-bel. „Ich habe in dem Wagen Geschirr und Alles; ich werde einen viersträhnigen Kaffee kochen, mit Barches vom Hofkonditor, da wird sie sich schon wieder aufrappeln.“

Herzensdich ward aus dem Sand gezogen und mußte helfen und bald dampfte ein delikater Kaffee in den Täßchen, wie ihn nur Orientalen zu brauen verstehen. Emma erholte sich deutlich wahrnehmbar und auch das Gebäck that ihr gut, denn sie war wirklich hungrig und durstig vom langen Fasten und Entbehren.

„Friği, Friği,“ nahm Menub-bel das Wort, „Dich wird (Eblis*) noch einmal holen wegen Deines Unglaubens. Es war dennoch Erde aus Mekka, wie hätte sie sonst helfen können,

*) Das türkische Wort für den Teufel. Es ist sehr merkwürdig: alle Völker haben verschiedene Götter, der Teufel ist aber immer der nämliche, was doch sehr für ihn spricht.

selbst manchmal bei Zahnschmerz? Und noch ein größeres Wunder hatte sie bewirkt. Bei den Derwischen saß nämlich im Hinterzimmer eine lebendig gewordene Mumie, die trank den ganzen Tag Kaffee und aß Napfuchen dazu.“

„Beinahe wie meine Tante Schwudicke,“ bemerkte der Leutnant scherzend.

„Sie war es auch und keine Andere!“ rief Emma überzeugt, deren durchdringende Verstandeskräfte den wahren Zusammenhang wie im Hellsehen erfaßt hatten. „Denn die Derwische — o, ich kenne sie nur zu gut — die Derwische waren — — — — die Jesuiten!! Sie gruben den verborgenen Stollen, um mich in ihre Gewalt zu bringen; sie retteten den Sultan aus den Fängen der Geier, um ihn zu verpflichten; sie baten um Menub-bel's Begnadigung, damit diese ihnen den Weg zu mir zeigen sollte. Ah, man muß ihre Schlaueit kennen, ihre Pläne und ihre seit Jahrhunderten ausgebildete Geschicklichkeit im Graben unterirdischer Gänge. Warum nehmen die beiden Herren, die noch im Automobil verblieben, nicht Theil an unserem Kaffeekränzchen? Weil es die Jesuiten sind.“

„Ich bewahre,“ entgegnete Menub-bel, „der Eine ist der Major Ibn Sikkin, der Andere der Hauptmann Abdul Scharaf, die etwas an Dich zu bestellen haben, liebe Fritz.“

„An mich? Ich siehe zu Befehl.“

Menub-bel ging an das Gefährt und sprach mit den Herren, die abstiegen und sich dem Leutnant sehr förmlich vorstellten.

Der Leutnant stellte sich ebenso gemessen vor und lud sie zum Kaffee ein. Die Herren dankten. Dann bot er ihnen die letzten in seinem Besitz befindlichen Cigarretten an. Die Herren dankten.

„In wessen Auftrag kommen Sie?“ fragte der Leutnant, der nun schon wußte, warum es sich handelte.

„Unser hoher Herr, der Sultan Madschun Kebir el Chumar, schickt uns, der Sie, Herr Leutnant Fritz, wegen Beleidigung fordert. Die Wahl der Waffen steht Ihnen zu.“

„Bitte, in diesem Falle überlasse ich dem Höherstehenden den Entscheid.“

„Pistolen!“ sagte der Major Ibn Sikkin.

„Recht!“ nahm der Leutnant an. „Und wievielmaliger Kugelwechsel?“

„Hundertvierzig.“

„Etwas ungewohnt,“ erwiderte der Leutnant, „allein, ich siehe zu Diensten. — Darf ich jedoch fragen, warum gerade hundertvierzigmaliger Kugelwechsel beliebt wird?“

Abdul Scharaf nahm jetzt feierlich das Wort:

„Hundertvierzig Blumen des Paradieses erquickten unsern Herrn mit ihrem Duft; eine fremde Hand hat sie gebrochen; sie sind verworfen, verwerft, vergessen. Wegen hundertvierzig Eheirrungen, Herr Leutnant, fordert Sie der Sultan Madschun Kebir el Chumar.“

„Ach was, Unsinn,“ entfuhr dem Leutnant, aber er fügte gleich hinzu: „Ah pardon!“ und da war es wieder gut.

Abdul Scharaf entgegnete: „Der Ehren-Diwan hatte nach sorgfältiger Abwägung zweiundzwanzigmal gezogene Pistolen bestimmt, vierzigmal krumme Säbel bis zur Abfuhr, dreißigmal geschliffene Schläger ohne, achtunddreißigmal mit Binden und Bandagen, aber dem Sultan — großdenkend wie immer — gilt die jüngste Thürhüterin so viel wie die älteste Favoritin, und so hat er Alles in Bausch und Bogen gerechnet. Denn nachdem Herr Leutnant den **Harem als Amazonen** einexerciert hatten, war er zu nichts mehr zu gebrauchen. Die Traditionen waren hin und der Stolz, ein Weib zu sein; die Ehre der Familie und der Angehörigen war besleckt — verzeihen Sie, Herr Leutnant, nach unseren Anschauungen — die Bächtigkeit war mit den Uniformstiefeln zertreten; ihre Schande schrieken sie selbst hinaus mit den Reiterliedern, die ihren Mund verpesteten. Da schied der Sultan sie von sich.“

„Darf ich jetzt nur noch um Zeit und Ort bitten?“ fragte der Leutnant.

„In der Residenz zu Damombay. Sie fahren mit uns.“

„Recht; ich darf doch wohl noch erst rasch Adieu sagen?“

Als Emma nun erfuhr, daß der Leutnant abreiste, wollte sie ihn begleiten. „Es geht nicht,“ weigerte er sich, und als sie wissen wollte warum, und er es nicht sagte und doch so lange bedrängt wurde, bis sie Jegliches heraus hatte, da rief sie: „Du gehst nicht hin, Du bleibst.“

„Die Befehle meiner Ehre gebieten,“ sagte Leutnant Fritz.

„In solchem Falle auch noch Ehre?“ rief hohnlächelnd Emma.

„Ich muß!“

„Und wenn der Sultan nun verrückt ist? Ich halte ihn dafür. Denn wie der sich mir gegenüber benommen hat, das war schon mehr als verrückt.“

„Nach solchen Dingen wird bei Ehrensachen nicht gefragt. Ich habe ihn geschädigt — er fordert mich — ich schieß' ihn todt.“

„Und wenn er Dich todt schießt?“

„Sein Recht und mein Pech.“

„O Fritz, Du bist nicht unverwundbar. Sag', sind es wirklich hundertvierzig . . . o bleibe . . . bleibe, es sind so viel, daß ich es nicht fassen kann . . . nein, nein, sie treffen Dich . . . nicht die hundertvierzigste, nein, schon die erste Kugel trifft Dein liebes, liebes Herz. Ach, Fritz . . . nun es zu spät ist, gestehe ich Dir . . . **ja, ich liebe Dich.** Aber bleibe!“

„Wenn ich Satisfaction verweigere, wenn ich kneife, ist meine Ehre hin, dann kann ich mich selber todt schießen. Ich muß gehen.“

„Meine **Liebe!**“ rief Emma.

„Meine **Ehre!**“ rief der Leutnant.

„Ist sie Dir mehr als meine Liebe?“ fragte Emma.

„Der Comment über **Alles!**“ rief Leutnant Fritz, drückte einen Kuß auf ihre erblassenden Lippen und eilte fort. Dann umfing sie eine, sich öfter schon bewährt habende, heilsame Ohnmacht.

So sah sie nicht, wie der Leutnant mit den beiden Kartellträgern in die Motorfutsche stieg. Es war das allerdings höchst ungehörig, aber es stand eben keine zweite Chaise

zur Verfügung, nicht einmal ein Kameel, das Automobil der Wüste.

Kurz vor der Abfahrt hat Nordhäuser, ob er nicht mit dürfe, er müsse nördlich hinauf, nach Berlin zu, wohin er einen Kontrakt als Skelettmensch habe. Der Leutnant, der sah, wie ihn die noch in der Haut steckenden Stacheln pisakten, hatte Mitleid mit dem Häufchen Unglück und sagte: „Na, nur hinauf; einen kleinen Nordhäuser kann man immer noch mitnehmen.“*)

Das Benzin zog an.

Emma kam zu sich. Sie wollte nachstürzen, aber die Entfernung war schon zu groß.

Laut heulend warf Herzensdieb sich auf die Erde.

„Verlassen,“ wehklagte Emma in schmelzenden Mollafforden, „verlassen bin ich.“

„Nein!“ rief Menub-bel. „Ihr kommt mit mir. Wir gehen nach Lorenzo Marques, da gründe ich ein sozialpolitisches Seemannsheim zur Hebung verwilderter Schiffer. Dem Sultan traue ich nicht; darum weg aus dem Schuß ans Wasser. Von da kommt man überall hin weiter.“

„Ja, ja,“ begeisterte sich Emma für den Vorschlag. „Fort von diesem Welttheil, der nur Unheil birgt. Ja, an das Meer . . . dort liegt unsere Zukunft. Aber wie gelangen wir dahin?“

„Mit Eurem alten Automobil; unser vorzüglicher Chauffeur reparirt es. Bald sind wir an Ort und Stelle. Ihr tretet bei mir ins Geschäft ein . . . es wird zu goldig.“

In der That, der Motor war ausgezeichnet in Stand. Sie stiegen ein und rollten nach Osten zu davon.

*) Wir wollten diese Bemerkung unterdrücken, weil Humor durchaus nicht in den ernsten Ton des ganzen Buches und besonders nicht in den tief ernsten und nebenbei rührenden Schluß dieses Kapitels paßt. Aber da viele Leser ihn gern selbst da haben, wo sie es nicht müßten, so lassen wir sie stehn, zumal sie im Dienste der Wohlthätigkeit geäußert wurde, der ja vieles gutheißt.

Ein Chauffeur allerersten Ranges, aber Emma hatte ihn nicht erkannt. (Es war der Jesuit.)

Sie dachte an den Leutnant, der dem sicheren Untergange geweiht schien und ihre bildschönen Augen füllten sich mit Thränen

Aber weine nicht, Emma, noch im Diesseits sollen Deine seraphischen Zähren trocknen. Nicht seinem Unglück, nein, seinem Glück fährt er zu, so will es die Vorsehung zur Belohnung seiner tadellosen Korrektheit. Ist nicht die Residenz auch Elliorina's Ziel? Und ist nicht die so sehr reiche Tante Schwudicke auch dort? Und sollte es ihm, dem Inhaber mehrerer Schießprämien, schwer fallen, den alten mottenslöcherigen Sultan gleich im ersten Gange zur Strecke zu bringen? Dann — er ist muthig genug — wird er entweder selbst Sultan oder doch höherer Beamter mit dem Titel Pascha und so viel Orden als ihm auf den Leib gehen. Und dann kann er mit seiner inniggeliebten Elliorina, seinem Venchen aus der ehemaligen Bohnenlaube, **Hochzeit** machen, wozu ihr alter Herr telegraphisch seinen geistlichen Segen schickt, wenn es ihm bis Damombay persönlich zu weit sein sollte.

Außerdem ist der Leutnant zu lange raus; er findet nicht mehr durch die neuen Litewken, Mäntelfalten, Feldbinden, Achselklappen, Schärpen, Schnüre, Knöpfe, Handschuhe hindurch, macht Verwechslungen und kann — kaufmännische Veranlagung vorausgesetzt — das Champagner- oder Wagenschmiere-Reisen lernen.

Darum blüht ihm sein Glück gerade da, wohin ihn der fremde Wagen fährt und zu viel Nordhäuser zum Aufhalten hat er ja nicht bei sich.

• Liebend vereint, nach so langer, schmerzlicher Trennung, nach so großen Gefahren, mit Aussicht auf Avancement . . .

Viel Ungenüßes giebt es wohl kaum.

Ein Blick

durch den



Roldemolde'schen Zauberspiegel.

Fünzigstes Kapitel.

Herensabbath.

„Darf ich bitten,“ sagte die Koldemolde, „die Vorträge beginnen.“

Die Gesellschaft begab sich in den Antimusensaal, der in Gelbgrau mit violetten Linienmotiven gehalten war. Da bogen sich durcheinander die wollüstige Blutegellinie, die Regenbandwurm- und die Bandregenwurmlinie, da verknüpften sich die gefüllte Wurmlinie mit der entleerten Choleradarmlinie, da erhob sich die warmempfundene pyramidale Schneckenlinie über der gewellten kaltgedachten Wasserlinie, so daß das Ganze den Eindruck eines unnöthigerweise verschlungenen Gefröses machte. Diese Dekoration galt Kennern als Gipfel symbolischer Linien Sprache.

„Es riecht hier mal sonderbar,“ sagte der Graf. „Wie Lazareth und Jokeklub zusammen.“

„Wir sprengen mit Eau de Charogne triple, deren Hauptbestandtheil Nieselfeldereffenz ist. Haben Sie je stimmungs-volleres gerochen?“

„Nein; ich gehe solchem stets aus dem Wege,“ sagte der Graf und hielt sich die Nase zu.

Man nahm Platz auf unbequemen, aber modernen Sesseln und der Vorhang der Privatbühne theilte sich. Man hörte qualvolles Nschzen und Stöhnen hinter den Kulissen in feinsten künstlerischer Abtönung.

Doch jetzt — — — — Man sah etwas.

Eine junge Dame schmiegte sich durch die Falten des grau-blauen Sammethintergrundes; sie war sehr schmal und in schlappiges Weiß gekleidet. Die Wangen waren schmal und auch die grauen Lippen; ebenso die Schultern. Am schmalsten waren die Stelle der Brust und der Platz der Hüften. Ihre schmalen, bloßen, bläulichen Füße staken in Silberсандalen. Das in feinen Längsfalten fallende Gewand war auf der Vorderseite mit silbergrünen Gidechsen gestickt. Auf dem Rücken war ein purpurfarbened Herz aus schimmerndem Blüsch als Nieder-

ausschnitt und rothe Tropfen schienen von dem Herzen auf das Kleid und die Schleppe zu rinnen. Die aschblonden Haare lagen schlicht an den Schläfen; als Diadem trug sie einen Kranz von dickstängligen Fliegenpilzen.

Langsam trat sie vor und erhob langsam die schmalen Arme mit den pappschmalen Händen, deren von furchigfarbigen Linien zerfurchte Innenflächen sie unter geistesabwesendem Stieren dem Publikum zuwandte.

Ihre Froschaugen hatten etwas Schreckliches.

Die dunkelschwarzen Pupillen waren viereckig.

„Dies ist die Mallerosa,“ erklärte die Koldemolde dem Grafen, „eine unserer zielbewußtesten Ueberperverfen; schon seit Jahren leidet sie an unheilbarer Seelenbleichsucht. Doch stille; sie ist so weit.“

Die Mallerosa rollte die Augen, wodurch die Pupillen den Eindruck von verschobenen Sechsecken machten.

Alles schauderte erwartungsvoll und athmete kaum.

Mit einer Stimme, als wenn Sägen gefeilt werden, begann sie:

Voderudes Gis.

Ein Mysterium.

Mein weißer Leib ist der Altar — — —

Ich selber will das erste Opfer sein

Mich bringst Du Dir und Dir mich dar — — —

Drum wolle Dir mich, mir Dich weihn.

O! laß in grauenvollen Sünden

Das heil'ge Feuer uns entzünden!!!

Du kennst ja nicht die gluthenlose Gluth,

Die meinen Busen busenlos durchwühlt,

Und nicht die wuthlos süße Wuth,

Die küssend küffelose Küsse fühlt — — —

Dort, wo verbrecherische Lüste branden,

Laß lieblos uns in Liebe landen!!

Bist schrecklos Du, schreckhafter Mann,

So schleiche schleichend hinterwärts;

Den scharflos scharfen Stahl alsdann

Bohr' zaglos in mein herzlos Herz.

Das Opfer sinkt — mit hehren Wollustkrämpfen

Berröckle ich in grauen Todeskämpfen.

Bei der letzten Strophe drehte die Mallerosa sich, daß man das blutige Herz sah und die rieselnden Sammetblutstropfen. Langsam glitt sie zur Erde, wo sie mit schlotternden Zuckungen den Schluß der Ballade mimisch-plastisch auspendelte, bis sie, wie verendet, die Glieder von sich streckte. Vier junge griechische Sklavinnen, in hochgeschürzten Kleidern, traten ein, die Cypressen und Lilien als Symbole der trauernden Jungfräulichkeit auf die Mallerosa streuten, deren Privatleben, wie die Koldemolde versicherte, über jeden Makel hochstand. „Sie erträumt alle ihre Sachen in völliger Unschuld und macht sie ohne jegliche Beihilfe in verschlossener Einsamkeit fertig, gewissermaßen als wirkliche geheime Kammerdichterin.“

Um so mehr wurde ihr Genius bewundert.*)

Die nervenreißende Darstellung begleiteten zwei Uebersymphoniker mit der Wasserstothmusik, die dadurch erzeugt wurde, daß sie den auf den Kopf gestellten Klavierauszug von Feuerstoth vierhändig herunterspielten.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte die Koldemolde.

„Wenn ich um etwas bitten dürfte,“ erwiderte der Graf, „so wäre dies ein Cognac.“

„Noch nicht!“

„Aber mir ist höchst ekelig. Mageres Laster war mir von je her zuwider.“

„Ich bitte Sie,“ lächelte die Koldemolde, „wie könnte hier von Laster die Rede sein? Die Mallerosa ist die Unnahbarkeit selber.“

„Aber ihre Dichtungen . . .“

„Nur Ausfluß ihrer kindlichen Phantasie. Sie ist ja kaum achtzehn Jahr . . .“

*) Ganz wie bei Schiller, der ja ebenfalls im „Tell“ die Schweiz mit photographischer Treue dichtete, ohne sie anders als durch Bäderer gekannt zu haben. — Gelesen hat die Mallerosa sicherlich auch viel, was nur für reife Jugend, sonst könnte sie es doch wohl nicht so eingehend. — Außerordentlich ist ferner ihre Zurechtweisung Goethe's, die als Abumver sehr beliebt ist: „Willst Du erfahren, was sich nicht geziemt,

So frage bei uns jungen Mädchen an“

womit sie durchaus nicht Unrecht hat.

„Und schon so . . .“

„Bedeutend!“ schnitt ihm die Roldemolde das Wort ab. „Lieber Graf, die Mallerosa marschirt in ihrer unreinen Reinheit an der Spitze der animalischen Wahrheitskunst. Was war die Sappho gegen dieses Talent, das noch wird?“

„Die wird noch erst?“ fragte der Graf, als ob er sich verhört hätte.

„Sie durchlebt momentan die Vorstudien zu einem Epos, betitelt: ‚Göttin Brunst‘. Es wird zehn Bände stark und Alles übertreffen, was sich nicht für die Familie eignet. Und dabei ist sie so wundervoll hysterisch — ihre Krämpfe von vorhin waren echt — wir fürchten, daß bei solchen selbstgestellten Aufgaben sie sich selber aufreibt.“

„Lassen Sie sie reiben,“ entgegnete der Graf spöttisch. „Mein Fall sind feiche Operetten und nicht solche Gänsehautsachen.“

„Aber Graf! Wie dürfen Sie Anspruch auf Bonton erheben, wenn Sie jenes leichtfertige Genre den ernstesten Idealbestrebungen unserer Neupoeten vorziehen? Sehen Sie denn nicht, wie die Mallerosa sibyllengleich warnend den Finger in die ewig offene Wunde der Menschheit legt?“

„Mir ist ein Fingernagel von der ‚Schönen Helena‘ lieber als sämtliche Malleropoeten. O heiliger Offenbach, als Deine Weisen herrschten, da ließ es sich noch leben! — Da war die Welt noch kein allgemeines Krankenhaus.“ Und in wilder Sehnsucht nach Aufheiterung rief er: „Musik!“ und ohne weiter Rücksicht zu nehmen, stimmte er laut und lustig an:

„Stürz' mich in den Strudel, Strudel 'nein!“

„Schweigen Sie!“ raunte die Roldemolde ihm zu. „Wie können Sie solche Trivialitäten singen, Sie Mörder? Denken Sie an das im Thiergarten vergossene Blut!“

„Ha!“ rief der Graf und verfärbte sich. „Ja — ja! . . . Aber ist meine Schuld so groß, daß ich sie durch das Erdulden Malleroser Verse büßen muß?“

„Beruhigen Sie sich. Man reicht jetzt den Cognac, der vor der nächsten Nummer genommen werden muß, damit man sie richtig würdigt: der Tanz der vierhundertsechzig Pfund wiegenden

Riesenballett-dame an elektrischen Gehirndrähnen, Experiment von Professor Moskolow, betitelt: die Ueberwindung der Schwerkraft.“

„Man gebe mir den Cognac,“ bat der Graf, „aber ohne das fette Weib. Lasterhafter Speck war mir von jeher zuwider.“

Die Moldemolde winkte Benedikt, der mit dem Tablett herbei eilte, worauf Gläschen und ein Fläschchen standen, das der Graf leerte, ehe die Geheimrätthin Einhalt thun konnte.

Benedikts treubiederer's Antlitz verzerrte sich im Ausdrucke furchtbarer Besorgniß.

Die Moldemolde nahm den Grafen am Arm. „Kommen Sie,“ sprach sie. „Sie müssen sofort zu Bett.“

Der Graf fühlte sich sonderbar. Es durchschlich ihn wie Blei und schleppend folgte er, von Benedikt unterstützt, der Geheimrätthin.

Auch das Denken fiel ihm schwer. Wohl tauchte die Besorgniß auf, daß Professor Moskolow, ihm, dem Wehrlosen, irgend ein Centrum aus dem Gehirn schnitte oder was er sonst auszuüben gewissenlos genug wäre, aber die Furcht wich dem Vergnügen, mit dem er vor seinen geschlossenen Augen wie aus Wolken Bilder entstehen sah: Klarstrahlenden südlichen Himmel, prangende Gärten mit schillernden Blumen, mit Grotten und rieselnden Bächlein und in den Grotten in anmuthiger Bewegung und an den Ufern der Gewässer in sanfter Beugung die schönsten weiblichen Gestalten lebendig, die je Maler auf der Leinwand verkörperten und Bildhauer in Marmor und Elfenbein schufen. Da waren die Venus von Praxiteles, van Dyk's Danaë, die Leda, die Semele, die Susanna, Bertha Nothor, die Chimay und welche sonst je für das Stereoscop gefessen hatten. Alle, Alle waren sie da in endlosen Schaaren und künstlerischen Stellungen.

„Wo bin ich?“ fragte Szmoltopski.

„Im Paradiese Mohamed's,“ hörte er wie aus weiter Ferne eine spöttische Stimme antworten.

Dann vernahm er nichts mehr.

Er sah nur noch.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der spukhafte Gast.

In einem zum Hafen von Lorenzo Marques hinabführenden Gäßchen lag das Seemannsheim „Zur Friedenspfeife“, dessen rothe Laterne wie ein Leuchtturm nächtlich Verirrten den rechten Kurs wies, daß sie nicht ins Wasser rannten, sondern bei Menub-bel einkehrten, wo, dem sozialen Geist der Zeit entsprechend, rauhe Seelente durch feinsinnige Unterhaltung und abschleifenden Verkehr in höhere Sphären gehoben und von wüsten Anschauungen geläutert wurden.

Auf See kann der Schiffer weder freie Bühnen besuchen, noch Vorlesungen, noch Wahlversammlungen, er hat keine Volksbibliotheken, keine tägliche Zeitung, keine geistige Anregung, außer Grog, und läuft Gefahr, zu verkommen.

Darum richtete Menub-bel gewissermaßen ein Leihinstitut ein, wo dem Seemann herz- und gemüthbildendes Familienleben miethweise zu Gebote steht und unendlich viel Gutes gestiftet wird.

Um so mehr fand daher die „Friedenspfeife“ Zuspruch, als nicht nur Emma's Schönheit ruchbar wurde, sondern auch ihre enorme Bildung.

Doch Emma war nicht glücklich. Sie machte sich nagende Vorwürfe, den Leutnant verkannt und geringschätzig abgewiesen zu haben, zumal möglich war, daß sie ihrem Gatten fälschlich angetraut sein könnte. Den größten Verdruß aber bereitete ihr Menub-bel, die als Inhaberin der „Friedenspfeife“ sowohl Emma wie Herzensdieb unter aller Kritik behandelte. Allein sie mußten sich beugen, denn sie hatten nicht nur kein Geld, sondern für Kleidung, Schmutz, Wohnung und Nahrung oben drein Schulden bei Menub-bel, die das Anwesen baar bezahlt hatte und zwar — es lagen hinreichend Verdachtgründe vor — höchst wahrscheinlich mit dem Erlös von Diamanten und Rubinen aus Emma's Sparstrumpf, den sie sich angeeignet hatte. Aber gerichtlich war ihr nicht beizukommen.

Emma wäre daher zu Recht Herrin gewesen anstatt ethischer Kellnerin unter Menub-bel's launischem Regiment, die nicht

litt, daß Emma ihr Haar lieblich in der Mitte scheitelte, sondern es zu kräuseln befahl und mit bunten Blumen zu pußen, wie dem Geschmack der Seebefahrenden zusagt. O, wie weinte Emma, wenn sie solchem sozial-programmatischen Zwange gehorchen mußte!*)

Traurig saß Emma im Parterresalon der „Friedensspfeife“, ihr Geschick beklagend. „Na, mein Haseken,“ fragte Menub-bel, „was soll das Pommeranzengesicht? Junge Mädchen müssen lustig sein.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte Emma schmerz erfüllt.

„Ach was, man kann Alles, was man will, ausgenommen zugleich gähnen und rauchen,“ höhnte Menub-bel und wollte mit weiterer Kränkung fortfahren, als ein heftiges Zuwerfen der Thür ihren Mund schloß.

Ein Gast war eingetreten, ganz in Schwarz, mit schwarzem Bart und bleichem Antlitz.

Er nahm an einem der Tische Platz.

„Mich rühren seine Leiden,“ sagte Emma, sich zu ihm setzend.

„Würde mir Erlösung durch solchen Engel zu Theil,“ murmelte der bleiche Gast.

„Wie meinen Sie?“ fragte Menub-bel. „Emma, ich glaube, der Herr hat die Weinkarte verlangt.“

„Eine Lasitte,“ bestellte der bleiche Mann nach flüchtigem Ausschuchen.

„Bier Gläser,“ rief Menub-bel, da sie und Herzens-dieb stets mittranken, um die Gäste vor den schädlichen Folgen alkoholisiirter Getränke zu bewahren, denn es herrschte Hygiene in ihrem Institut.

„Zwei!“ rief der Fremde hohl. Er wollte sich allein mit

*) Auch wir haben unbegrenztes Mitleid mit Emma, aber da die Sozialpolitik einmal Mode ist, können wir nichts dabei machen, als achsel-zuckend dem Unheil zusehen, das dadurch angestiftet wird. Würden die Kathedersozialisten so vom Leben mitgenommen wie hier vorliegend Emma, sollten sie bald anderer Meinung werden. Jedoch Theoretikern hilft keine Medizin, sagt das Sprichwort.

Emma unterhalten, deren Schönheit es ihm sofort angethan hatte.

„Sie kommen mir so bekannt vor,“ begann Emma mit geistreicher Gewandtheit die Plauderei. „Habe ich Sie nicht schon irgendwo gesehen?“

„Das ist gern möglich,“ erwiderte der bleiche Mann, „ich komme dort öfter hin.“

„Nein, aber wirklich,“ rief sie erfreut, „ich erkenne Sie wieder, ja . . . ja, im Opernhause. Sie sind doch unmöglich . . .“

„Schweigen Sie,“ sprach er gedämpft, „werde ich von Unbekommenden erkannt, muß ich hinaus aufs wilde Meer.“

„Aber Sie sind doch nur eine Sage,“ wagte Emma zu zweifeln.

„Blick her, Mädchen,“ sagte der Bleiche, kramte den Ärmel seines altmodischen Sammtspencers auf und wies ihr den leichenbleichen Arm, worauf in vergilbter Tättowirung zu lesen war „van Straaten, anno 1404.“

Emma zweifelte immer noch. *)

Da griff er in die Tasche und gab ihr eine Handvoll verschimmelter holländischer Dukaten aus dem Jahre 1404 und so herum. Nun glaubte sie und fühlte sich derart zu ihm hingezogen, daß sie ihm freiwillig ihre Lebensgeschichte erzählte und wie sie in die „Friedensspeise“ gerathen war, aus der sie sich, ach so sehr, hinaussehnte.

„Entflieh' mit mir und sei mein Weib,“ hauchte der Fliegende Holländer, denn er war es wirklich.

„Entfliehen ja,“ sagte Emma mit bezaubernder Schalkheit, „aber Weib . . . nein.“

Diese neckische Antwort gefiel dem Holländer derart, daß er nach 245 Jahren zum ersten Male wieder lächelte. Das letzte Mal war gewesen, als die Niederlande beim Westphälischen Frieden unabhängig von spanischer Herrschaft wurden.

*) Unbegreiflich, da er doch Oper ist, und nur das Wirkliche komponirt werden kann, wie z. B. die „Hugenotten“ 1572, „Zar und Zimmermann“ 1697 und der „Trompeter von Säckingen“, den die ältesten Leute noch persönlich gekannt haben.

„Willst Du Freiheit, folge mir,“ sprach er.

„Ich kann nicht,“ weinte Emma, „ich habe Schulden.“
Wieder lächelte der Holländer. Er klopfte an sein Glas.
Herzensdieb hüpfte herbei: „Sie wünschen?“

„Ein Wort mit Madame.“

Menub-bel kam.

„Diese junge Dame ist, wie sich im Verlaufe des Gespräches herausstellte, eine entfernte Verwandte von mir,“ sagte der bleiche Gast höflich. „Sie haben Forderungen an sie, die ich begleichen möchte.“

„Emma ist mir verpflichtet,“ sagte Menub-bel boshaft, weil sie nicht zum Mittrinken gebeten worden war.

Der Gast warf mehrere Hände voll Dublonen und Rosenobeln und allerlei alterthümliches Goldgeld auf den Tisch.

„Ich nehme nichts,“ weigerte sich Menub-bel. „Sie ist mir nicht feil.“

„Ich komme wieder!“ sagte der Fremde, das Geld einstreichend, heiser wie ein erkältetes Echo. „Harret mein!“

„Erst den Wein zahlen,“ rief Menub-bel. Der Fremde legte drei Dollar hin.

„Bitte zehn!“ forderte Menub-bel.

„Auf der Karte ist der Lafitte mit drei Dollar ausgezeichnet und mehr gebe ich nicht.“

„Lafitte ja,“ entgegnete Menub-bel, „aber Sie haben **Château** Lafitte gehabt und der kostet, wenn Sie gefälligst auf der Innenseite der Karte nachsehen wollen, zehn Dollar die Flasche. Sie zahlen oder ich rufe die Polizei!“

Sie war im Recht, Menub-bel, aber der Holländer in blanker Wuth über solche Gaunerei.

„Joho hoe!“ schrie er zur Thür in die Nacht hinaus, und „Joho hoe!“ antworteten Stimmen vom Hafen her.

Und dann polterten Seeleute herein, schwarz gekleidet mit Todtenköpfen und Knochenhänden.

„Hui! hui!“ riefen sie und „Joho hoe!“ mit graufigem Pfeifen und Heulen.

Auch die Hafenspolizei kam. Es entwickelte sich eine

Schlägerei, bei der die ‚Friedensspeiße‘ fast demolirt wurde. Kein Spiegel blieb heil.

Die gespenstigen Matrosen siegten. Menub-bel lag quiekend und zappelnd unter der Toonbank.

Der Holländer warf ihr Gold über Gold hin, um sie schadlos zu halten, dann reichte er Emma galant den Arm, um sie auf sein Schiff zu führen, dessen blutrothe Segel sich bereits an den schwarzen Masten blähten. „Joho hoe!“ johlte seine Mannschaft und von tausendem Sturm getrieben stach das hochinteressante Geisterschiff in See, mit dem zu fahren Emma'n sehr gefiel, bis auf den Deckhund, ein Hundegerippe an der Kette, das statt zu bellen, wie ein Storch klapperte.

Die Leute schliefen todtenstill und tagsüber war das Schiff unsichtbar, solange die Sonne schien; sobald aber der Abendstern aufblitzte, erwachten die Matrosen zu ihrer Arbeit. Sie hoben den Anker, kletterten in den Mastkorb, kokelten mit grünen und blauen Lichtern, reiften Segel, alles geräuschlos wie Schattenspiel an der Wand.

Der Holländer war zwei Schattirungen bleicher als gewöhnlich.

Emma zeigte Theilnahme.

„Seltsam,“ sagte er, „seit Jahrhunderten bin ich nicht seekrank gewesen . . .“

„Das macht der Lafitte,“ erklärte Emma. „Es ist eine Sorte unter zwei Etiketten, aber er taugt beide Male nicht. Es ist nämlich selbst angefehter.“

Der Holländer lehnte sich über das Backbord.

Aus dem Silbergewoge des Ozeans, worauf türkisblauer Mondschein zitterte, ertönte sphärenhaftes Singen, wie Emma so seelenvoll noch nie vernommen.

„Es ist die **Nachtigall des Meeres**, sie singt das Lied von meiner Liebespein. Ach, Emma, wenn Du wüßtest, wie Deine strahlende Schönheit die Finsterniß meiner Verdammniß erhellt, wie ich Dich bis zur Tobsucht anbede.“

„Erklären Sie mir doch,“ fragte Emma gedankenscharf,

„wie Sie als mehrhundertjähriges, übersinnliches Wesen so sinnlos sinnlich sein können?“

„Das hat man so an sich,“ wich der Holländer aus.

„Mir können Sie es doch sagen,“ bat Emma mit unwiderstehlichem Forschungstrieb.

„Ein schlagend Herz ließ mir Satans Tücke; daran liegt es,“ gestand er. „Ach, Emma, ich möchte mich vom Geschäft zurückziehen, meine Mannschaft will die Achtstunden-Nacht; es lohnt nicht mehr. — **Ein Weib** möcht' ich das meine nennen“

„Nicht weiter, Herr van Straaten,“ unterbrach ihn Emma mit unvergleichlicher Bornehmheit. „Bei mir werden Sie doch nichts.“

Der Holländer erbleichte so stark, daß Emma sich sagte: „Bleicher kann er nicht.“ —

Sie segelten wochenlang.

Emma gewöhnte sich allmählig an die **nächtlichen Schreckensszenen**. Da öffneten die Matrosen das Fallreep, schoben eine schwanke Planke halb über Bord hinaus und zwangen einen Meuterer aus ihrer Rotte mit Piken und Enterhaken, verbundenen Auges darauf vorwärts zu schreiten. Er tappte Zoll um Zoll mit zitternden Füßen bis an das Ende des Brettes . . . dann glitt er ab und stürzte unter wieherndem Gelächter seiner Peiniger in die Wellen.

Jede Nacht wiederholten sich dieselben Grausamkeiten. Der Knochenhund klapperte. Dann rafften sie sich auf. Streit entstand, Mord und Todtschlag war, Blut floß, die Sterbenden ächzten, die Lebenden lachten altvlämisch dazu. Am Morgen lagen sie Alle als Todte da und das Schiff verschwand im Lichtnebel.

Endlich schimmerte in der Ferne eine Küste.

„Morgen sind wir am Ziel,“ sagte der Holländer und befahl das Boot klar zu machen, da er selber Emma ans Land rudern wolle.

In der nächsten Nacht waren der Holländer und Emma allein in dem Boot. Schon war das Ufer nahe.

Der Holländer zog die Riemen ein.

„Jetzt entscheide Dich!“ drängte er grollend. „Entweder Du wirst die Meine oder die Beute der Haiische, die uns umkreisen. Wähle!“

Seine Augen phosphorescirten gelbgrün.

„Ich habe gewählt!“ rief Emma und sprang mit Entschlossenheit auf den Rand des Bootes. „Wohl habe ich Mitleid mit Dir, Du bleicher Mann, aber meinem Gatten bin ich ewig treu.“

Bei diesen Worten schwang sie die Unterkiefer-Reliquie hoch in der morgengrauenen Luft.

„Ha!“ brach der Holländer frohlockend aus. „Erlöst! Erlöst! Nur die Treue eines Weibes konnte mich erlösen! Keine bestand bisher die Probe in dem Boot wie Du. Solche Treue, wie die Deine, fand ich noch nie! Habe Dank!“

Ein ohrenzerberstender **furchtbarer Knall** erschütterte das Firmament; der Himmel hatte das Geisterschiff durch Pulverkammerentzündung zu sich genommen.

Eine mächtige Welle schob das Boot auf den Strand.

Als Emma am hellen Tage zu sich kam, gewahrte sie einige Aschenstäubchen auf der Ruderbank, die letzten Reste des durch ihre Treue nun endlich erlösten van Straaten, genannt der fliegende Holländer.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Im Irrgarten der Politik.

Als Graf Szmoltopski aus einem Dauerschlaf von drei Wochen erwachte, worin ihn der gekräuterte Kognak versetzt hatte, wußte er nicht, daß der Doppelselbstmord, den er sich auf lud, nur ein unter den Unfugsparagraphen fallendes Ereigniß war und fühlte sich um so schuldbeladener, als die Molde-molde ihn mit den Worten begrüßte: „Nun, Herr Mörder, gut geruht?“

„Ich möchte weiter schlafen,“ sagte der Graf, „und träumen“

„Dazu haben wir keine Zeit. Große Dinge bereiten sich im Osten vor. In spätestens acht Tagen muß ich im Besitze des Rezeptes vom rauchlosen Unterseepulver sein.“

„Was kann Ihnen das nützen, meine Gnädige?“

„Sind Sie denn von allem Verstande verlassen?“ fuhr die Kolddemolde ihn an. „Haben Sie nicht längst gemerkt, daß ich im Dienste einer gewaltigen Macht stehe?“

„Fängt sie mit einem N. an?“

„Allerdings. Zwei N. kämpfen um den schließlichen Besitz der Welt: Das N. vom Süden, das N. vom Norden. Wem wird Deutschland zufallen? Den Deutschen ward als Welsterbe der stolze Baum des Denkens gegeben, doch damit er nicht in den Himmel wachse, sind das Bier und der Skat erfunden, und damit er verseuchende Früchte trage, wird er vom Norden her mit perverter Litteratur und perversem Theater gepropft. Je rascher er verdirbt, um so eher ernten wir. Verstehen Sie nun mein Pensionat? Es arbeitet an dem Niedergange. Die Pflege des Volksthümlichen ausrotten, heißt die Volksseele verkommen lassen, und mit der Seele vergeht der Körper, das sehen Sie an Professor Moskolow's Experimenten. Man mache die Völker stumm und stumpf, wie Benedikt, dann werden sie gehorsam und küssen die Hand, die sie zu dem Glück geleitet, Unterthanen eines Weltreiches zu sein.“

„Ist das Glück?“

„Wenigstens das Ende vom Liede. Es ist mit den Völkern wie mit den Waarenhäusern: Kleine haben nicht das Recht der Existenz.“

„Ich vermag Ihrer Politik nicht zu folgen.“

„Ist auch nicht nöthig, wenn Sie nur zu denen gehören, die höhere Befehle blindlings ausführen.“

„Ich nicht!“ rief Szmoltopski.

„Sie erst recht, Sie **Mörder!** Noch heute gehen Sie als Volontär in das bewußte Etablissement. Vergessen Sie nicht, daß Sie in meiner Gewalt sind, und mehr als hundert Spione Sie überwachen!“

„Ich habe noch nie einen gesehen?“

„Ja, glauben Sie, daß unsere Leute wie Kosaken und Basch-

fixen umherlaufen? Ein geheimer Agent, der sich verräth, endigt in den Bleigruben Sibiriens!"

„Woran aber erkennt man ihn?"

„Darán, daß er sich nicht zu erkennen giebt!" — — —

* * *

Der Graf trat als Volontär ein. Es waren mehrere hochgestellte Persönlichkeiten, die dort lernten und sich für einbringliche Karriere vervollkommneten. Sehr merkwürdig kam es ihm zwar vor, wenn der Chef rief: „Herr Bürgermeister, ich muß Sie doch bitten, die Tinte nicht immer überzugießen! Sie wirthschaften hier nicht aus dem Stadtfäckel."

Oder: „Erzellenz, die Pakete müssen ordentlicher verschmürt werden. Können Sie das nicht, sehen Sie sich lieber nach einem anderen Platz um!" Oder: „Herr Major, man schneidet den Bindfaden nicht, man knüpft ihn sorgfältig auf; Genauigkeit war wohl nicht, wo Sie zu Hause sind?" Oder: „Herr Geheimrath verwechseln die Kopirmaschine mit einem Schwimmbad, es ist wieder Alles ineinander gelaufen; kein Schwein kann daraus flug werden."

So ging es den ganzen Tag, aber gerade durch diese Strenge wurden die alten Herren tüchtig und harrten aus, bis hochdotirte glänzende Stellungen für sie frei wurden.

Szmoltopski ward die Portokasse übertragen, die jedoch am Abend des dritten Tages nicht mehr stimmte. Der Herr Direktor rief ihn in sein Privatkabinet. „Herr Graf," sagte er, „so kann es nicht weitergehen. Wenn ich auch nicht daran zweifle, daß Ihre Angehörigen das Manco von zwei Mark und dreiundfünfzig Pfennigen ersetzen werden, so ist doch Ihre Handlungsweise eine tief betäubende. Wie kamen Sie dazu? Haben Sie das Geld vernascht? Die Automaten verleiten ja sehr zu Unrechtfertigkeiten, aber man muß ihnen gegenüber stark sein und die Chokolade sitzen lassen. Haben Sie geraucht? Ich will es nicht hoffen. Gestehen Sie ehrlich . . . wo blieben Sie mit dem Gelde?"

„Bei der Koldemolde," entgegnete der Graf aufgebracht, „bei Ihrer Freundin, wo Sie ganz andere Summen sitzen

lassen, mohamedanischen Cognac trinken und vierhundert Pfund schwere Seelen hopsen sehen.“

Der Chef erhob sich. „Sie sind entlassen,“ sagte er eifrig. „Nur noch das Eine: aus Ihnen wird nie etwas.“

Der Graf warf zwei Mark fünf und fünfzig auf den Tisch mit den Worten: „Der Rest ist für den Hausknecht“ und ging.

Drei Stunden später saß er im Eisenbahnwagen, auf der Reise zu seinem Freunde Paktopski, der ihn längst zu einer Bärenjagd in den polnischen Gebirgen Schlesiens eingeladen hatte. Eine jüngst eingetroffene Postkarte lautete: „Lieber Freund! Bären sind ausgezeichnet in Mast und sehr fett. Im Keller guter Tropfen. P.“

„Endlich wieder einmal Kavalierr!“ sagte sich Szmoltopski: „Kavalierr und Bär gehören zusammen, ob anbinden oder jagen, Bär ist Bär!“

Er lachte fröhlich; er fühlte sich frei.

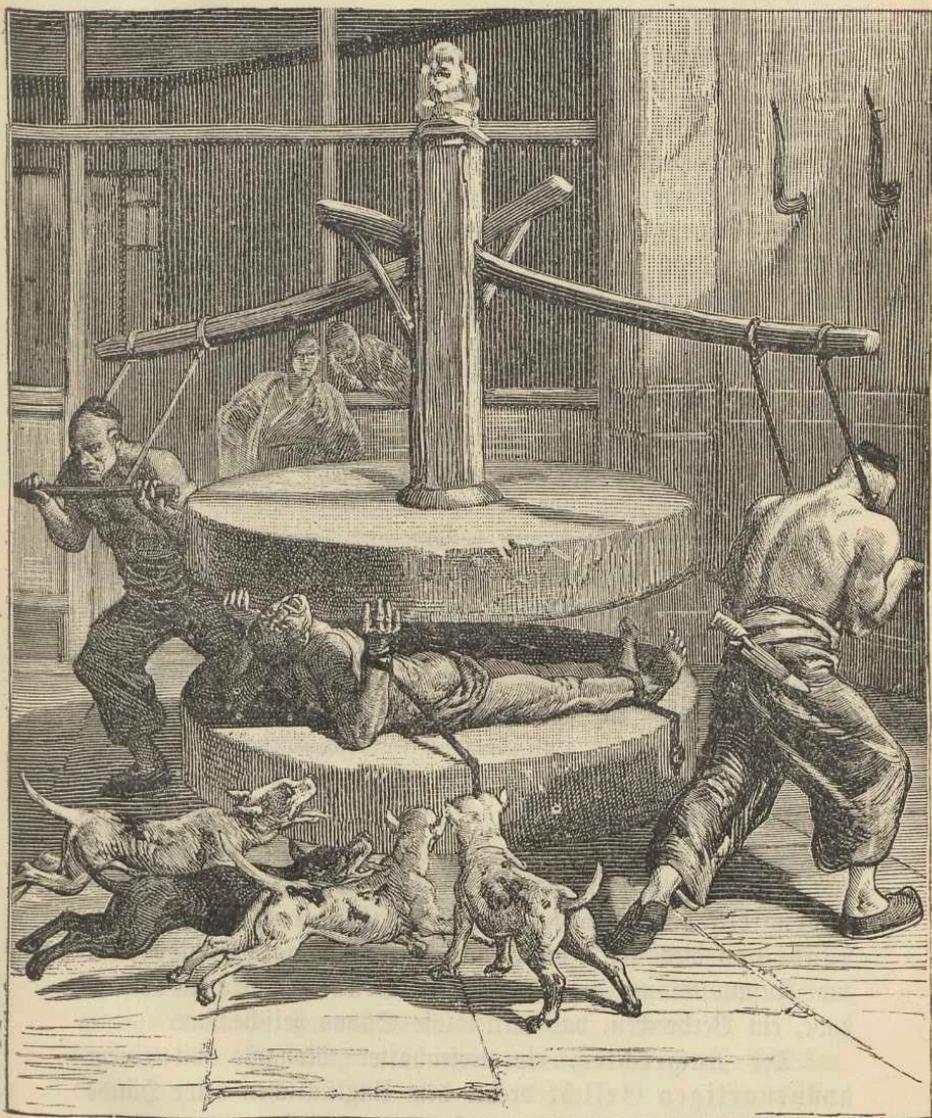
Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Im Reiche der Mitte.

Emma hatte nicht viel Zeit über das Ende des bleichen Mannes nachzudenken — sie dachte gern und inhaltreich, wenn sie gerade etwas zu denken hatte — denn Stimmengewirr kam näher und gar bald war ihr Boot von gelben Menschen mit Schlitzaugen und langen schwarzen Böpfen umringt.

Nun kannte sie sich aus, sie war in dem Reiche Altoums, des ältesten Königs von China.

Emma erwartete, daß die Leute sofort mit aufgerichteten Zeigefingern einen komischen Wackeltanz aufführten, wie man überall sieht, wo Chinesen dargestellt werden, aber das geschah nicht; sie benahmen sich ehrerbietig, holten einen echten chinesischen Balankin und trugen sie in den nahen Ort in das Haus des Obermandarinen, der dort den Landrath vertritt.



Der Opiumwirth in der Quetsche.

Chinesenfrauen nahmen sich Emma's an, gaben ihr Thee, Kuchen aus schneeweißem Reismehl, kleine Butterbröde mit kaltem Pudelbraten belegt, und kandirten Ingwer und führten sie nach dieser Erquickung in den SitzungsSaal, wo gerade Gericht gehalten wurde.

Ein Opiumwirth, der die Polizeistunde übertreten hatte — es darf nur von 2 bis 4 und von 6 bis 8 Uhr geraucht werden — wurde zur Quetschmühle verurtheilt, (siehe umstehende Abbildung) denn wenn das öffentliche Berauschen nicht in den von der Regierung vorgeschriebenen Stunden geschieht, ist es ungesund. —

Ein Flugblatthändler verlängerte gegen hundert Taels seine Konzession zum Vertrieb eines Heßblattes, das die herrschenden Sitten, die Religion und die Ehre wehrloser Bürger in hämischer Weise angriff, denn Wer immer in China eine Zeitung gründet und sei er ein Schubjak, der hat auch das Recht zur Kritik und besteht auf seinem Rechte unter dem Schutze des sogenannten berechtigten Interesses.

Sehr schlimm weg kam ein Händler, der mit Zimmt gewürzten Kirschlikör feil gehalten hatte. Ein in uralten tibetanischen Rechtsschriften studirt habender Mandarinenschüler bewies in zweistündiger Rede, daß Zimmt Zimmt wäre und nicht Kirschke und als schamlose Fälschung anzusprechen sei. Wohl versicherte der Händler, daß seit Erbauung der großen Mauer Zimmt zum Kirschlikör genommen würde, da er den Geschmack verfeinere und den Magen erwärme, doch das Gericht verurtheilte ihn wegen Fahrlässigkeit gegen das Leben seiner Mitmenschen zur Entziehung der Fälscherhände und dies um so mehr, als er schon einmal Himbeersaft zur Aufmunterung der Farbe mit Blaubeerensaft versetzt habe, ein Verbrechen, das mitleidlose Sühne heische.

Der Nachrichten, ein riesenhafter Mongole mit einem hyänenartigen Gesicht drehte dem Unglücklichen beide Hände ab, nähte sie ihm mit brauner Seide an die Ohren und stellte ihn an den Pranger. Dann wurde er so lange mit einem Bambus auf den Nabel geschlagen, bis er unter hörbarem Pfeifen seinen Geist aufgab.

Emma schauderte, aber sie sah ein, daß Verbrechen gegen die leibliche Gesundheit des Volkes nicht hart genug geahndet werden können und bedauerte nur, daß nicht gleiche Strenge auch Verderber der Seelen träfe.*)

Der Obermandarine wandte sich jetzt an Emma: „Hiu-iu-eul-ian.“ (Ich habe mit Dir zu reden.)

Mit dem Neubegründeten Stolze einer deutschen Reichsangehörigen entgegnete Emma abweisend: „I-wo-ol-le-schao-te.“ (Ich nicht mit Dir, alter Herr.)

„Kiao-ngo-ho! (Sage mir, wer Du bist.) Ho-tei pe-pi? Ni-tao.“ (Wohin gehst Du, Weißhäutige? Sag' an.)

„Ein-gal-shnu-pe!“ (Das kann Dir einerlei sein) erwiderte Emma unnahbar.

Dem Obermandarinen ward klar, daß eine Dame, die einem Beamten schnüde kam, eine Auswärtige von hohem Range sein müsse. Darum machte er ohne Weiteres Kotau, indem er sich platt auf die Erde streckte und sprach: „Tien-niu (Tochter des Himmels, shan-te (Berg der Tugend), mian-gi (Antlitz der Sonne), mein elendes Dach ist zu niedrig für Deine erhabene Schönheit. Nur im Palast zu Peking ist Dein Platz. Es ist soeben ein Erlass gegeben, daß fünfhundert der schönsten Goldlilien dem tien-tse, dem Sohne des Himmels, vorgeführt werden sollen, damit er sich eine Gattin wähle. Ich werde Dich hinführen. Du, o Kleinod des Verlangens, wirst Kaiserin und ich erhalte die **gelbe Ehrenjacke** und den langgeschwänzten Drachenorden dreimal um den Hals. Der Erfolg ist sicher. Hao sse gin tei-so hiu. (Der Genuß eines schönen Weibes ist das, was die Menschen wünschen.) Eul ho gou?“ (Was meinst Du?)

„Pie-pe ka-lei-ka!“ (Dein Geschwätz ist mir gleichgültig) erwiderte Emma von oben herab.

In der Hoffnung auf hundertfachen Ersatz, ließ der

*) Wer nachgerade Emma's innerstes Wesen begreift, stimmt ihr bei, zumal ja Bambus genug wächst. Aber wer versteht das Seelengift rechtzeitig an das Licht zu ziehen? Das ist nicht so chemisch nachzuweisen, wie z. B. Grünspan und der übrige Zimmt.

Obermandarin Kiuan-schi die kostbarsten seidengestickten Gewänder bringen, Schmuck und Zierrath, um Emma in die bildschönste Chinesin zu verwandeln, die je das Reich der Mitte betrat. Bin-yang, des Mandarinens Gattin, half Emma.

„Ach,“ sagte sie, „Du bist schön, aber leider unvollkommen im chinesischen Stil, denn, ach, Dir passen nicht die Schuhe, für die unsere Füße von Kindheit an mit Wickeln zusammengepreßt werden.“

Emma lächelte. Sie nahm die Schuhe, die nicht größer waren als Cigarretendosen und zog sie mit grazioser Leichtigkeit an.

Bin-yang fiel vor Erstaunen auf den Rücken.

Emma aber pries im Stillen die Vorkehrung, die den Sultan getrieben hatte, ihr beide Zehen abzubeißen, denn ohne diese Verkleinerung ihres an sich schon kleinen Füßchens, wäre der jetzt einzuschlagende Weg des Lebens für sie ungangbar gewesen.

Goldlilien nennen die Chinesen ihre Frauen mit den stengelartigen Unterenden, wie aber hätten sie jetzt Emma heißen müssen? Mindestens doppelte oder gefüllte Goldlilie.

Als Kiuan-schi sie in dem echt chinesischen Elite-Brachtkostüm erblickte, fiel er um und kroch zu dem Haustempelschrein, dessen Thüren er öffnete, daß der darin hockende ungeheuerliche Bronze-Göze sichtbar ward.

„Hul*)-jeh!“ rief Emma mit der ihr angeborenen feinen Empfindung gegen Alles Mißschaffene. „Daran kann man sich ja versehen.“

„Pal-don, Richtigtrand der Morgenwolke,“ jagte der Mandarin, „dies Bild ist von unermeßlichem Kunstwerthe.“ Dabei verbrannte er Goldpapierstreifen vor dem Gözen als Bittopfer.

„Dann braucht es ja nicht schön zu sein, wenn es Kunst ist,“ entgegnete Emma mit dem ihr angeborenen Gefühl für Verständniß und befahl hieran schließend hocharistokratisch:

*) Durchaus richtig, da die Chinesen kein r in ihrer Sprache haben. Sie sagen statt Europa — Eu-lo-pa; statt Amerika — Ai-me-li-kia; statt bregentkietrig — bia-le-jen-kia-liete-lia-lieh. Bedenkt man, daß 400 Millionen Menschen so zurück sind, kriibelt es einen ordentlich, sie zu zivilisiren.

„Machen Sie die Klappe zu; so mit Papier zu fengen, ist doch keine Beschäftigung für Erwachsene! Rüsten Sie den Balankin, ich will jetzt an den Hof. Dal-li, dal-li!“

„Sin! Sin!“ (Sofort) rief Kiuan-shi und eine Viertelstunde darauf war Emma mit großer Begleitung unterwegs nach Peking.

Hat sie wirklich die Absicht, Kaiserin von China zu werden?

Wo bleibt da die Treue, Emma?

Und wo die Tugend?

Wir müssen gestehen, daß wir an einem bedenklichen Wendepunkt angelangt sind.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Unter dem Feudalregiment.

Graf Szmoltopski und Graf Patzkopski führten ein durchaus entsprechendes Leben. Alte Freunde haben beim Wiedersehn einander viel zu erzählen und namentlich hatte Szmol Erlebnisse zu berichten, von denen, obgleich der geneigte Leser sie kennt, Pat kaum die Hälfte glauben wollte. Dies verdroß Szmol, der nun seinerseits die Hälfte von Pat's Bärenjagdgeschichten ablehnte. Daraus entstand allabendlich ein kleiner Streit, den sie jedoch in abgelagertem klaren Kujawiak zu ertränken verstanden.

So zeigte er sich hier von seiner wahrhaft guten Seite, der Alkohol, den ja auch nur Säufer in Verruf gebracht haben.

Am nächsten Morgen gingen sie auf die Bärenjagd. Auf dem Wege dahin, so oft sie Bedürftige trafen, griffen sie ihnen gern unter die Arme, wenn sie jung und mollig waren. Darum wurde Pat auf seinem Besitze auch wie ein Patriarch verehrt und Szmol half ihm dabei.

„Waidmanns Heil!“ rief Pat, als er eine frische Bärenfährte fand. „Heil!“ rief Szmol.

Es wahrte nicht lange, da hatten sie den Bären aufgespürt.

„Nicht schießen!“ rief Pat, aber Szmol schoß und fehlte. Nun ward der Bär böse und warf sich auf die Jäger. Es war ein furchtbarer Kampf.

Schon erlahmten ihre Kräfte, da hörten sie rufen: „Liegen Sie ruhig, dann meint der Bär, Sie wären todt und Leichen ißt er nicht.“*) So geschah es und der Neu-angekommene erlegte das Unthier mit gewaltigen Streichen.

Als Kavaliere und Waidmänner dankten sie ihrem Erretter, den sie zu ihrem Wald-Zimbiß einluden.

„Zum Donnerwetter,“ sagte Szmol, „sind Sie nicht der Nordhäuser?“

„So heiße ich,“ sagte Nordhäuser bescheiden. „Ich kam, um Herrn Grafen einen Gruß von der Frau Gräfin zu bringen, mit der ich zuletzt in Mittelafrika die Ehre hatte zusammen zu sein. Es ging ihr den Umständen nach ganz gut.“

„Der kann es noch besser als Du, Szmol,“ lachte Pat.

„D,“ sagte Nordhäuser, „mein Stolz ist rein, klar und wahr zu sein,“ und nun erzählte er von Allem, was ihm passirt war und wenn sie es bezweifelten, könnte er ihnen die Narben von den Kaktusstacheln vorzeigen. Aber es sei sein Geschick, verkannt zu werden; nach seinem Tode würde er schon zu Ehren kommen. Freilich sei sein Geburtshaus abgerissen, an dessen Stelle stände ein Kaufhaus, das alle schlüge. Wer eine Schachtel Wicse kaufe, kriege ein Paar Stiefel zu und auf ein Paar Stiefel gäbe es eine Schachtel Wicse gratis. Und so in Allem. Da fördere Gins das Andere. Er hätte einen Leinentragen gekauft und ein Hemd zu bekommen, es sei aber ein Kinderhemd gewesen. Da habe er sechs Mark darauf gelegt und ein passendes bekommen, das den Vortheil hätte, nur eine Wäsche auszuhalten, denn wenn er ein neues kaufte, bekäme er einen Kragen gratis und solch ungeheuren Vortheil könne er sich doch nicht entgehen lassen. Und so in Allem. Und brechend voll.

„Was wollten Sie mit dem Kragen?“ fragte Pat.

„Mich dem Herrn melden, der mich engagirt hatte, aber

*) Wurde früher allgemein so angenommen und es scheint ja auch, wie man hier sieht, seine Richtigkeit zu haben.

der war aus der Kalkscheidenstraße verzogen wegen des Milchkrieges, über den er eine Schrift gegen den Staat schreibt. Schrecklich muß der Krieg gewesen sein. In der Albrechtstraße hatten sie Barrikaden aus Milchfässern errichtet und geschossen wurde mit Gidamern und die Frauen gossen statt des Bernauer heißen Brei's, kochende Magermilch von den Dächern auf die Kombattanten. Zum Glück waren die Margarine neutral, sonst wäre es gespannter, als zwischen Rußland und Japan geworden. Auch nicht ganz durch den Kufkäse schossen sie als Bolzen aus Schnell-Armbrüsten. Einem Milchverleger war die Nase für alle Zeit damit verdorben. Leichtverwundete gab es viele; Butter auf dem Kopf hatten die Meisten, so hüben wie drüben."

„Wer hat Ihnen das aufgebunden?“ fragte Pat.

„Das ist die reine Wahrheit,“ verteidigte sich Nordhäuser.

„Herr Swan Schulz hat es mir so aus seiner Schrift vorgelesen; unmöglich kann doch Jemand Lügen gegen die Regierung schleudern, um sie für ungeschehene Greuel verantwortlich zu machen? Eine alte Frau, die einen Schuß Weichkäse vor den Magen bekam, krankt noch unheilbar in der Klinik. Sie soll im Reichstag auf den Tisch des Hauses gelegt werden, sagt Herr Swan Schulz, und der Bundesrath soll seine Unschuld beweisen. Kann er das nicht, kommen noch mehr Sozialdemokraten hinein. Es sind schreckliche Zeiten.“*)

„Und wie fanden Sie hierher, mein Lieber?“ fragte Szmol.

„Ich fragte Herrn Sanitätsrath Dr. E. Miller, der weiß Alles. Der stellte mich auch in der bazillopathisch-medizinischen Gesellschaft vor, wegen meiner Magerkeit, aber da sagten alle die jungen Aerzte, Micinus wäre Aberglaube und gäbe es garnicht. Sie piekten Fleischproben aus mir heraus und wenn sie den Magerkeitsbazillus haben, kommen er und sein Entdecker ins Konversationslexikon. Ich aber komme nicht mit hinein, obgleich eine solche Reklame mir nützlich wäre, da ich jetzt ohne Stelle bin.“

*) Das mit dem Milchkrieg ist Blaaß, weil ich doch in der Albrechtstraße wohne, dagegen das mit China und den Wilden stimmt, das habe ich so schon öfter gelesen.

„Wissen was, mein Lieber?“ sagte Pat, „Sie können Volkslehrer auf meiner Besizung werden. Uebertrieben ist das Salair freilich nicht, aber Sie sind vollständig vor'm Verhungern geschützt und wenn Sie sich gut mit den Bauern stellen, sezt es öfter Bittualien für Sie.

„Außerdem fallen Ihnen meine alten Hosen zu; wenn Schulmeister den Eleganten spielen, vernachlässigen sie ihre Pflichten. Es regnet freilich durch das Dach, aber man will ja Brausebäder für die Schüler, da sparen wir die Neuanlagen und das liberale Gefindel hat keinen Grund zum Nörgeln.“

Nordhäuser war hochbeglückt über die Gnade des Herrn Grafen. Auch übernahm er, wenn erforderlich, bei der Tafel in der gräflichen Livree aufzuwarten, mit großer Freude, weil er dadurch zeigen konnte, wie er als Deutscher aller Welt, zumal aber dem edlen Polen gern dienstbar sei. Daß er bei den Jagden als Treiber mitzuwirken habe, fand er so selbstverständlich, daß er darum gebeten hätte, wenn der Herr Graf ihm nicht damit zuvorgekommen wäre.

Nordhäuser nahm den erlegten Bären auf die Schulter und trug ihn zum Jagdwagen. Ueber solche Stärke des dünnen Jünglings wunderten sich so Pat wie Szmol. Da Pat gerade einige Waldungen verkauft hatte, um den Keller mit Posener Korn, prima Auslese, zu füllen, gedachte er, solche Kraft beim Holzfällen zu verwenden und gratulirte sich selbst zu dem neuen Schulmeister. —

Leicht ward Nordhäuser sein Amt nicht, denn da die Kinder nur wenig Deutsch verstanden und Nordhäuser vom Polnischen keine Ahnung hatte, war der Unterricht nicht gerade fördernd. Auch seine Magd Szietywat that nie, was er auf Deutsch befahl, sondern beliebte ihm gegenüber einen Ton des Ausdrucks, den er als feindselig und despektirlich erachten mußte, so schwer ihm diese Annahme auch ward. Nur einmal, als sie ihm eine Schüssel mit Polnischem Kohl an den Kopf schleuderte, hob er sie an ihrem Weichselzopf hoch und holte mit dem Zeichen seiner Würde, dem Bakel, einen Theil der an ihr verabsäumten Erziehung nach. Von da ab konnte sie ganz gut Deutsch und

war brav und gehorsam. Auch gewöhnte sie sich an den wohlthätigen Gebrauch des persischen Insektenpulvers.

Solch glänzender Erfolg verleitete Nordhäuser, ebenfalls in der Schule den Bakel nicht feiern zu lassen und bald zog Ordnung ein, wo wüstes Durcheinander geherrscht hatte, und da er nun seine Herzensgüte walten lassen konnte, hingen die Kinder bald an ihm und lernten mit Eifer, in der Hoffnung, dereinst in dem großen Deutschland überall ihr gutes Brot zu finden, statt auf die Wasserpollackei beschränkt zu bleiben.

Diese Neuerung gefiel dem Grafen nicht, der jedoch Nordhäuser nicht grob kommen durfte, weil er Riesenkräfte hatte, die auch dem Volke Bewunderung und Respekt abnöthigten.

Woher hatte Nordhäuser die schier unverständliche Kraft?

Szmol und Pat luden ihn auf das Schloß und gaben ihm soviel Rujawiak ab, bis er vertrauens- und redselig ihnen erzählte, daß er, als er in dem neumodischen Kaufhause ein halbes Pfund Tropen gekauft habe, um sich zu kräftigen, man ihm einen Electro-Mendax-Gürtel gratis gegeben hätte, und seitdem er diesen trüge, wären seine Muskeln wie aus zusammengedrehten Stahlkabeln.

Hierauf sagte Pat, das wäre nicht wahr. Und Szmol sagte, das wäre unerhört gesohlt.

Da erwachte der ganze Stolz eines sittenreinen Jünglings in Nordhäuser. Er entlöpste sich den Gürtel und zeigte ihn als Beweis der Wahrheit und fragte, ob sie nie von den elektrischen Kraftgürteln gelesen hätten?

„Gelesen ja, aber für vellen Schwindel gehalten,“ sagte Pat. Nun wolle er ihn einmal proben.

Pat legte den Gürtel an. Dann holte er eine Peitsche, deren Lederriemen er aus den Rücken früherer Schulmeister geschnitten hatte und sagte: „Ueze cie mówie popolska.“ (Dir will ich Polnisch beibringen.)

Nordhäuser kehrte zerschlagen und hilflos in die elende Schulhütte zurück und da er seinen Worten nun keinen Nachdruck verleihen konnte, verstand die Magd Sziethwat alsbald kein Deutsch mehr, kannte kein Breslau, sondern nur noch

Wróclaw und verlangte, Nordhäuser solle einen Brief an ihre Tante in Königsberg nach Królewiec adressiren.

Er gehorchte und die Post auch.

Die Kinder in der Schule zerbrachen den Batel und stiegen auf Bänke und Tische und sangen Freiheitslieder, weil Deutsche Schulgesetze, als unleserlich, für sie nicht vorhanden waren.

Die gährenden Kossäthen, Tagelöhner, Torfbäcker und Steinklopfer aber schickten ihre Frauen auf das Schloß mit der Anklage: Nordhäuser bringe die Kinder um ihr ewiges Erbtheil. Er unterrichte falsche Religion.

Da hießen Pat und Szmol Nordhäuser vor sich kommen.

Er trat an. Bleich und verhungert und mit blauen Flecken, die ihm theils die aufgewiegelten Schulbuben, theils die Magd Szietywat, theils um das Seelenheil ihrer Kinder besorgte Mütter beigebracht hatten.

„Schöne Geschichten!“ fuhr Pat ihn an. „Mizerny osiet (Du elender Esel), unterschlägst die heiligen Lehren?“

„Nicht, daß ich wüßte,“ entgegnete Nordhäuser offen und ehrlich.

„Du weißt nicht, szubrawiec? (Du Schuft?) Hast Du da nicht etwas vom Lot verheimlicht?“

„Allerdings,“ gab Nordhäuser zu. „Aber der schwierige Fall, wo man nicht klar sieht, ob Lot sein eigener Schwiegervater oder sein Schwiegersohn, jedenfalls aber sein eigener Schwager wird, der ist für die Kinder noch zu unbegreiflich und deshalb ging ich darüber hinweg und lehrte, der Trunk bereite dem Verbrechen den Boden und der Brauntwein sei aller Laster Anfang.“

„Wovon soll meine Brennerei verdienen, wenn nicht mehr gegossen wird, noeny stróz' (Du Nachtwächter)?“ rief Pat aufgebracht. „Solche gottlose Lehren verbreitest Du und lieferst die unschuldigen Kinder dem Teufel aus? Ei, Dich wollen wir kriegen. Psa krew, jechaj cie pies (Hundeblut, hol' Dich der Henker).“

Und Nordhäuser bekam viele Schläge von Pat, und Szmol half dabei.

„Wenn Du in einem halben Jahr nicht fertig Polnisch

spricht,“ mahnte Pat, „setze ich Nachdruck drauf. Unterricht kannst Du bei den Schulkindern nehmen!“

Als guter Deutscher lernte Nordhäuser Tag und Nacht und da der Herr Graf strenge waren, machte er erhebliche Fortschritte, und als er die erste alte Hose für befriedigende Aussprache schwerer Worte bekam, war er hochbeglückt.

Bleibe nur so bei, Nordhäuser, und es wird Dir nie an gerechtem Lohne fehlen.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

An den Stufen des Thrones.

Die regierende Kaiserin-Wittwe von China hatte Emma innigt in ihr Herz geschlossen. Sie selbst, eine Politikerin ersten Ranges, erkannte gar bald die erstklassigen politischen Eigenschaften Emma's, die sie als Nunne im auswärtigen Amte erworben, derentwillen sie von einer **finstern Macht** verfolgt wurde. Sie hatte ihr den rothen Palast, ein von Hibiskusgebüsch umgrüntes Schmuckkästchen, geschenkt. Dort waren sie ungestört und ließen die Geschicke der Völker in anmuthigem Plaudern über ihre Lippen rollen.

Die Kaiserin nannte Emma Pe-pi, was „weiße Haut“ bedeutet und ihrem unvergleichlichen Mabafterteint zu Ehren geschah, weil Pe-ma, wie sie chinesisch ausgesprochen wurde, so viel besagt hätte, wie weißes Roß! Und das ging doch nicht bei Hofe.

„Liebe Pe-pi,“ fragte die Kaiserin, als sie ihren echten chinesischen five o'clock-tea nahmen, „was ist eigentlich das Konzert der Mächte? Sie waren doch gewiß oft genug darin?“

„Sehr einfach, Dero Majestät,“ sagte Emma in ihrer Prunklosigkeit, der sie jedoch geziemender Weise etwas Hofston beimgabte: „Jeder will nämlich die erste Violine blasen und die Andern schmieren ihm immer Talg auf den Bogen, daß er keine Note hinausbekommt.“

„Also In-tia-li-gen,“ entgegnete die Kaiserin. „Warum aber bedrängen die Mächte mein Reich? Wir legen ihnen nichts in den Weg, wenn sie kommen zu kaufen und zu verkaufen: beten wir das Gold doch alle mit derselben Inbrunst an. Doch sie sollen zufrieden gestellt werden. Wir wollen Gleiches mit Gleichem vergelten, und senden in Eure Länder unsere Bonzen. Die lehren die fünf Hauptpflichten: Die der Beamten gegen das Staatsoberhaupt, die der Kinder gegen die Eltern, des Mannes gegen das Weib, des Bruders gegen den Bruder, des Freundes gegen den Freund. Denn es geht schrecklich bei Euch zu. Eure Zeitungen melden uns das täglich. O, wie viel habt Ihr Mord, Todtschlag, Raub, Diebstahl, Ehebruch, Betrug, Unterschlagung, Trunk, Messerstechen, Mißhandlung, Brandstiftung, Kinderquälen und jene furchtbare Sekte der Louis, die Ihr bis jetzt nicht auszurotten vermochtet. Die Lehre aber von den fünf heiligsten Pflichten wird Eure Unsitten in Sitten verwandeln. Wir bauen unsere Tempel in Euren Ländern, zur Bekehrung, die mir hochnöthig erscheint im fernen Westen.“

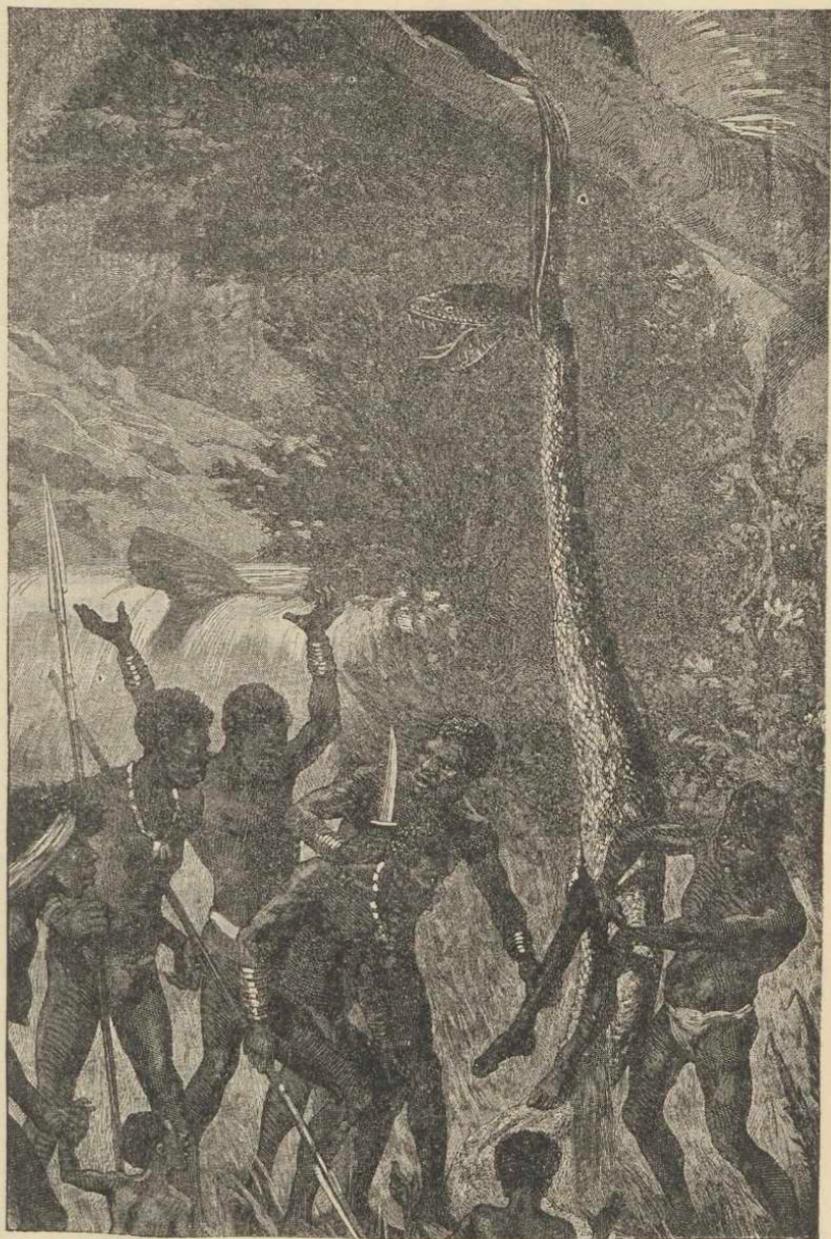
„Die Idee ist nicht schlecht,“ erwiderte Emma. „Aber passen Majestät auf, es kommt in entgegengesetzter Art und Weise. Unsere Bildung duldet so etwas nicht. Wir sind eben zu großartig in der Kultur fortgeschritten. Denken gnädigste Majestät bloß: wir fahren für einen Nickel von Briss bis Tegel.“

„Warum aber zwingt Ihr uns Eure Kultur auf?“ fragte die Kaiserin erregt. „Wir wollen ja garnicht nach Tegel. Wir sind seit Tausenden von Jahren mit unseren Verhältnissen zufrieden. Sag', weshalb doch fahrt Ihr nach Te-gel?“

„Je nachdem, Allerhöchst Ihre Majestät. Einige gehen gleich nach dem Schloßrestaurant und dann nach Humboldt's Grab, andere erst nach Humboldten und dann nach dem Schloßrestaurant, andere bloß dahin, wo es was giebt . . .“

„Wohnt Hum-bolt im Herzen des Volkes wie unser Con-fu-tse?“

„So ein Schlager wie der kleine Cohn ist er wohl nie ge-



Im Innern Afrikas kochen die Völker Manches u. j. w.
(Siehe Seite 141).

wesen, Eure höchstwohlgeborene Majestät. Uebrigens, sein Denkmal hat er weg.“

„Wie gut, daß auch Ihr den Ahnenkultus mit gleicher Frömmigkeit pflegt, wie wir im Reiche der Mitte. Aber ach, die Vorfahren verschonen nicht meine Sorgen wegen meiner Nachfahren. O Pe=pi, wenn Du mir beiständest. Du kamst zur Brautwahl des tien-tse, des Sohnes des Himmels, meines Wu=Li=Gi. Als ich Deine Schönheit sah, ward mein Mutterherz fröhlich und sprach: Diese wird deine heißen Wünsche erfüllen und das leere Eisenherz des Sohnes, das sich der Liebe verschließt, den zarten Regungen öffnen, die zum Traualtare führen und zum Weiterblühen des Stammes der Ming. Die goldigsten der Lilien rührten ihn nicht. Alle fünfhundert mußten gehen.“

„Son-ne Nul-pe,“ sagte Emma.

Die Kaiserin weinte so sehr, daß sie Emma's Urtheil nicht vernahm. Unter Schluchzen fuhr sie fort: „Ich habe ihm zwölf naturgetreue Wachsfiguren machen lassen, die sitzen an seiner Tafel, wenn er speist, als Hofdamen, damit er sich an die holde Weiblichkeit gewöhne. Aber ach, vergebens!“

„Allererlauchteste Majestät,“ bemerkte Emma, „Pan-op-ti-kum ist wohl mehr zum Graulen als zum Verlieben.“

„Pe=pi, irrte ich mich? O, mache Du meinen Fehler wieder gut. Komme zu ihm — er darf ja nach den Hofgesetzen nicht aus seinem Palast hinaus. Sprich mit ihm, sanft und kindlich, er ist noch jung ach, ich erwarte Alles von Deiner Schönheit.“

Sie gingen in den Palast des Prinzen. Emma war doch enttäuschter, als sie vermuthete, wie sie den tien-tse, den Sohn des Himmels, sah, der mehr einem Kinde als einem Stammhaumhalter glich. Sie aber bezwang sich und sprach sehr mit Hohton: „Mein Prinze, wie befinden sich Höchstdieselben?“

Wu=Li=Gi sah sie begriffstutzig an.

„Kindlicher,“ bat die Kaiserin, „kindlicher, liebe Pe=pi. Ach, er ist noch so sehr Knabe.“

Emma besann sich und begann aus ihrer Jugend, als sie

noch mit Nordhäuser Abzählen spielte: „Eene — meene — ming — mang — ping — pang . . .“

Da lächelte der Prinz verständnißnig und die Kaiserin rief überglücklich:

„Pe-pi, Du siegst! Es dämmt in ihm. An dem Tage, an dem Du mich zur Großmutter machst, lege ich Dir Schätze zu Füßen, wie keine Zweite der Welt sie besitzt, Du wirst die **Reichste auf Erden!**“

Da fragte der Prinz mit dünner Stimme: „Pe-pi-pi-pa?“ (Spielt weiße Haut die Laute?)

„Solche Schönheit auch noch Laute?“ sprach die Kaiserin.
„Nein, Kind, das hat sie nicht nöthig.“

Der Prinz hob langsam die schweren Lider seiner Augen, die groß und immer größer wurden, bis sie ihm wie zwei schiefe Birnen im Schädel saßen.

Emma sah es und es fror sie durch und durch. Sie gedachte des Leutnants und seiner Begabung, allein schon bloß in Geographie.

Aber hatte die Kaiserin nicht von grenzenlosem Reichthum gesagt? Sie betrachtete sich den Sohn des Himmels genauer. So gelb. Und so viele Pickel im Gesicht, und Blüten. Und an jedem kleinen Finger einen Nagel von mindestens zwanzig Zentimeter Länge.

Wu-Li-Gin richtete sich mühsam auf, woraus Emma schloß, daß mit den Beinen unter dem Staatsgewande kein Staat zu machen sei, und quäkte: „Ta-lao, Hao-eul.“ (Zum Heirathen liebe ich Dich). „Eul-pa-gno?“ (Du mich auch?)

„Neb-bieh,“ hauchte Emma kaum hörbar, aber die Kaiserin umarmte sie, indem sie rief: „Die Götter segnen Dich. **Mein Sohn liebt.** Ueber vierhundert Millionen Unterthanen wirst Du Kaiserin. Dies hat Deine Schönheit bewirkt und Dein Zauberspruch. O, wiederhole ihn, damit böse Dämonen unser Glück nicht zerstören.“

„Eene — meene,“ sagte Emma.

„Ming — mang,“ sagte die Kaiserin.

„Ping — pang,“ sagte der Prinz.

Es war ergreifend, viel erschütternder noch, als wenn auf

der Bühne rührende Szenen durch gut gelernte Verse von Eichendorff oder Uhland bewerkstelligt werden. Darum ist auch der Ruf nach Einfachheit so gerechtfertigt.

„Ich lasse Euch allein,“ lächelte die Kaiserin und fügte schäfernd mit dem Finger drohend hinzu: „Aber Kinder, nicht tobig! Haltet Euch in den Schranken der Etikette.“

„Allerhöchst Dero erhabene Monarchin!“ rief Emma in einer Mischung von strengstem Hohn und beklemmender Angst . . .

„Mein Prinz . . . es ist so plötzlich . . . so unerwartet . . . zu hohe Ehre . . . ich muß überlegen . . . ich muß hinaus . . .“

Und raschen Schrittes flüchtete sie an der Kaiserin vorbei ins Freie.

Wohl vernahm sie, wie Wu-Li-Gin blökte: „Ta-lao; ta-lao; pe-pi ta-lao,“ aber sie hielt sich die Ohren zu und floh ihrem Palaste zu.

Plötzlich trat ein Mandarin aus dem Hibiskusgebüsch.

„Halt!“ rief er. „Stehe mir Rede, Emma Siebenklletsch!“

Emma erschrak. „Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“

„Kennst Du mich nicht? Ist Dir die Höhle unter dem Kriminalgericht aus dem Gedächtniß entschwunden? Blick her und bleibe Deiner Sinne Meister!“ Bei diesen Worten riß er sich den falschen chinesischen Zopf ab.

Emma erkannte ihn. Auch der Leser wird ihn erkannt haben. Es war der **Gremi**.

Er folgte ihr in den rothen Palast. „Du entfliehst mir nicht,“ sprach er, als sie erschöpft auf einen Sessel von echtem chinesischen Elfenbein sank. „Du hast dem Orden Gehorsam geschworen und bist sein willenloses Werkzeug. Als solches hast Du den Prinzen Wu-Li-Gin zu heirathen, Kaiserin zu werden und China dem Orden auszuliefern.“

„Nein,“ rief Emma, „hätte ich das, würdet Ihr mein geliebtes Deutschland mit der **gelben Gefahr** überziehen, um es in Eure Hände zu bringen. Ich kenne Eure Ränke. Aber es widersteht Euch, wie ich Euch widerstehe!“

„Du wirst es retten! Retten vor der grünen Gefahr.“

Kennst Du die Koldemolde? Sie ist am Werk. Und er, Szmoltopski, steht in ihrem Solde."

"Mein Gatte!" rief Emma. "Führt mich zu ihm; ich ertrage die Trennung nicht länger."

"Nie siehst Du ihn wieder, wenn Du uns ungehorsam bist. Als Kaiserin von China kannst Du ihn jedoch in Deiner unmittelbaren Nähe haben, so oft Dich verlangt."

"Nennt Ihr das Moral?" fragte Emma empört.

"Politik!" entgegnete der falsche Mandarin. "In der Politik heiligt der Zweck die Mittel. Willigst Du ein?"

"Nein!"

"So betrachte Dich als seine baldige Wittwe!"

"Scheusal!" rief Emma, sich beinahe vergeffend.

Man hörte rufen: „Pe=pi — Pe=pi!"

"Es ist die allergnädigste Majestät," sagte Emma.

"Wo berg' ich mich?" rief der Jesuit.

Nirgends war ein Winkel. Nur eine überlebensgroße Vase aus echtem chinesischem Porzellan stand da.

In diese hinein kletterte er und war kaum geborgen, als die Kaiserin eintrat.

Sie glich einer Furie.

"Glende!" schrie sie, "ich würde Dich unter Martern todt peinigen lassen, wie noch keine vor Dir geendet hat, aber ich fürchte, Deine wahnsinnig machende Schönheit bethört die Henkerstknechte. Ich könnte Dich in einem Mörser zerstoßen, Dich zwischen zwei Bretter gebunden durchsägen lassen, Dich in Sumachessig einweichen, bis schwarze Blattern Deine weiße Haut durchschwären und Deine Knochen weich wie Gummischläuche werden, daß man Dich hundert Ellen langziehen kann, doch ich will mich mit den Grausamkeiten der Vergangenheit nicht beflecken, obwohl Du die grausamste gegen mich bist. Noch einmal, Pe=pi, frage ich Dich: Willst Du die Dynastie retten, mir meinen Sproß erhalten, den, ach, Deine Schönheit so erfaßt hat, daß er im Stande ist, Hand an sich zu legen, wenn Du Dich ihm verweigerst?"

"O, bemitleidenswerther Purinz, bemitleidenswerthe allergnädigste Kaiserinmutter!" antwortete Emma

mit sämmtlichem ihr zu Gebote stehenden Seelenadel. „Läßt Liebe sich heranzoltern? Aufrichtig gesagt, Höchst Dero Jun-ge-ken hat mir zu viele Bickel.“*)

„So verfall' dem Schicksal!“ rief die Kaiserin außer sich. „Mich stürzt Du in Verzweiflung, Dich ins Verderben und das Reich der Mitte an den äußersten Rand des Untergangs. Wehe! Wehe! Wehe!“

Sie eilte davon. Die Thüren des Palasties schlugen zu. Lamtambrummen hallte summend durch die Luft.

„Gräfin Szmoltopzka,“ grummelte es aus der Base, „fliehen Sie! Der Palast ist mit echtem rothen chinesischem Siegellack bestrichen — ein Zündholz — und er steht in Flammen!“

„Die Thüren sind geschlossen!“ jammerte Emma.

„Drehen Sie der Buddhastatue in der Ecke den Hals um.“

Emma gehorchte und es öffnete sich am Fuße des Postaments ein unterirdischer Gang.

Schon drang Feuerchein durch die Fenster.

„Ich kann nicht aus der Base heraus!“ rief der Eremit. „Ich erreiche ihren Rand nicht einmal mit den Spitzen der Finger.“

Das Feuer prasselte und knisterte.

„Unmöglich!“ rief der Eremit. „Ich gleite ab an der glatten Wandung.“

Funken fielen knatternd von der Decke des Saales herab.

„Retten Sie sich, Gräfin. In Rom erwartet man Sie. Nach Rom!“

Die Flammen sausten und brausten. Sie drangen von oben ein und züngelten nach Emma. Rasch stieg sie die Stufen in den finstren Gang hinab. Eine Minute Zögerung und sie wäre von den Gluthen ergriffen.

Sie tastete sich durch die dunkle Enge, bis sie matten

*) In diesem feierlichen Augenblicke erhob sich ungesehen Emma's Tugendstandbild in engelhafter Reine und das Laster der Versuchung versank besiegt in die Hölle.

Tagesdämmerung gewährte und entstieg vorsichtig dem Schooß der Erde.

Sie befand sich in dem Buddhatempel der Kaiserin. Er war leer.

Die Bonzen waren hinausgegangen, den Brand des rothen Palastes zu sehen, der in sich zusammengestürzt wie ein großer Scheiterhaufen loderte.

Unter seinen glühenden Trümmern röstete der Eremit in der Base.

Es grauste Emma'n.

Doch man kehrte zum Tempel zurück: die Bonzen in gelbseidenen Gewändern und in ihrer Mitte mit glänzendem Gefolge die Kaiserin, um die Götter für ihren Sohn anzuflehen.

Der Oberbonze geleitete sie.

Emma erblickte ihn. Ihr war, als hätte ein Donnerstrahl sie erschlagen. Sie wollte laut aufschreien, aber er legte zum Zeichen des Schweigens seinen Finger auf die Lippen und beherrschte sie mit drohenden Augen.

War es möglich? Konnte es möglich sein??

Es war der verbrannte Eremit.

Aber ihrerseits gewährte die Kaiserin Emma. „Ha!“ rief sie schreckwankend. „Be-pi! Ach, es ist ihr Geist. Sie selbst ist todt. Asche! Asche! Asche!“

Emma trat vor und winkte hoheitsvoll, sie mit der Kaiserin allein zu lassen. Ehrerbietig verzogen die Statisten sich in den Hintergrund.

„Majestät,“ sagte Emma würdig und überzeugt, „Sie sehen, es ist umsonst Mühe, mir nach dem Leben zu trachten, denn ich stehe unter dem Schutze einer höheren Macht. **Noch heute geschehen Wunder.**“*) Sie warf einen scheuen Blick nach dem Oberbonzen, der nur auf durchaus unerklärliche Weise gerettet sein konnte. „Ich habe Beweise!“

*) So meinte Emma. Sie wußte nicht, daß der Eremit, als es ihm zu heiß wurde, rasch sich seines Anzuges entledigte, der die Base so weit füllte, daß er, darauf tretend, den Rand erreichen und sich hinausschwingen konnte. Das Uebrige erklärt die bekannte Schlaueheit der Jesuiten.

„O, Be=pi!“ bat die Kaiserin, „möchtest Du nicht auch Wunder an meiner Dynastie thun?“

„Ich habe **höhere Pflichten**,“ entgegnete Emma mit staatsmännischer Sicherheit, „und kann Ihnen nicht helfen. China muß schon seinen Gang gehen, wie es ihn geht. Mehr darf ich Höchst Ihrer Majestät aus politischen Gründen nicht kund thun.“

„O, sagen Sie . . .“ sprach die Kaiserin voll schaudernder Bewunderung, „sagen Sie mir doch: wer sind Sie?“

„Wenn Eure Hochwohlgeborene Majestät es nicht weiter sagen wollen . . .“

„Keiner sterblichen Seele; ich schwöre es bei Fo=hi!“

„Wohlan, so sei es, obgleich Niemand es erfahren darf.“

Ich bin Emma,

das geheimnißvolle Hausmädchen.“

* * *

Wird Emma nach Rom gelangen, nach ihrem geliebten Deutschland, nach Berlin?

Wird sie ihren Gatten wiedersehen, ihm den Kiefer bringen, von dem sie in China fast gar keinen Gebrauch gemacht hat?

Und wie ist es dem Leutnant ergangen und Ellorina? Lebt der alte Sultan noch?

Treibt die Koldemolde ihr Wesen weiter? Welches von den beiden K. gewinnt die Oberhand?

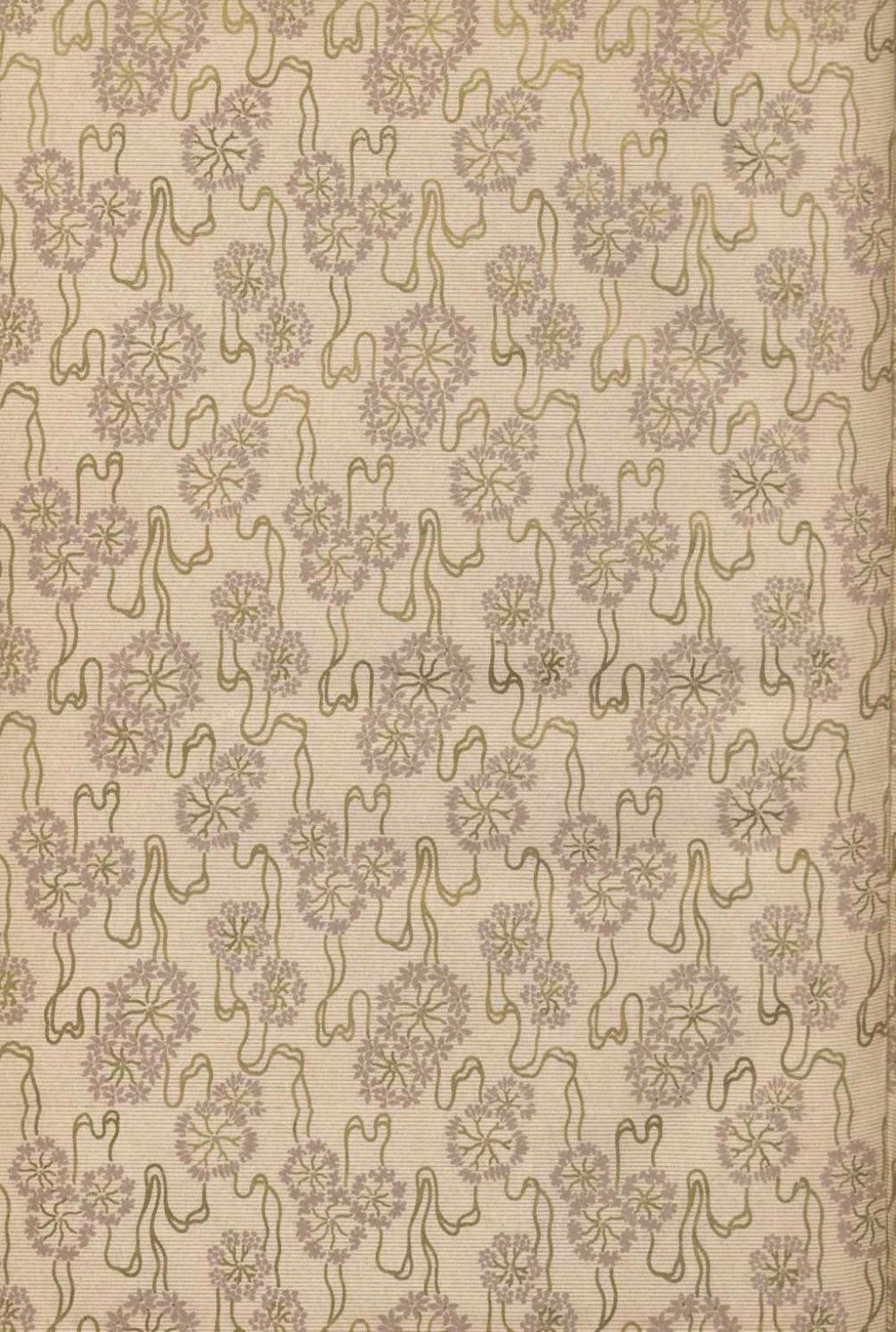
Und Nordhäuser?

So lange uns noch Nordhäuser bleibt, verzagen wir nicht, wie auch feindliche Strömungen sich gegen ihn richten, sondern hoffen, daß Alle ein hohes, herrliches Ziel erreichen.



3.20

ENTSÄUERT
PAL 2020





Zentral- und Landesbibliothek Berlin

N11<51549598701



Berlin-Studien



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Farbkarte #13

Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
------	------	-------	--------	-----	---------	-------	---------	-------